

DOKUMENTATIONEN
zur **Geschichte**
der **Erwachsenenbildung**

Wolfgang Seitter (Hrsg.)

**Walter Hofmann und
Robert von Erdberg**

WALTER HOFMANN UND ROBERT VON ERDBERG

Wolfgang Seitter (Hrsg.)

WALTER HOFMANN UND ROBERT VON ERDBERG

Die Neue Richtung
im Spiegel autobiographischer Zeugnisse
ihrer beiden Hauptrepräsentanten

Dokumentationen zur Geschichte der Erwachsenenbildung

Herausgegeben vom Deutschen Institut für Erwachsenenbildung

Das Deutsche Institut für Erwachsenenbildung (DIE) ist ein Serviceinstitut der Wissenschaftsgemeinschaft Blaue Liste (WBL), der gemeinsamen Forschungsförderung von Bund und Ländern. Das DIE führt seinen früheren Namen, der auch den Institutsträger nennt, als Untertitel: Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes.

Das DIE vermittelt als Dienstleistungsbetrieb zwischen Forschung und Praxis der Erwachsenenbildung. Seine Tätigkeit besteht vor allem darin,

- für Wissenschaft und Praxis Informationen, Dokumente und Materialien zur Verfügung zu stellen,
- in Konferenzen, Arbeitsgruppen und Projekten die Erwachsenenbildung/Weiterbildung wissenschaftlich und praktisch zu entwickeln,
- Publikationen zu wissenschaftlichen und praktischen Fragen der Erwachsenenbildung/Weiterbildung zu veröffentlichen,
- Forschungsarbeiten zu initiieren und Forschungen durchzuführen,
- Forschungsergebnisse in Fortbildungen zu vermitteln.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorbemerkung	7
Einleitung	9
1. Walter Hofmanns autobiographische Erinnerungen: Kampf und Freundschaft	23
1.1 Denkwürdige Begegnung	23
1.2 Narrenspiel der Volksbildung	41
1.3 Der große Auftrag	83
1.4 Freundschaft	127
2. Der Briefwechsel zwischen Walter Hofmann und Robert von Erdberg	159
2.1 Beginn des Briefwechsels	159
2.2 Zusammenarbeit im Volksbildungsarchiv	166
2.3 Polemik im Volksbildungsarchiv (Offener Brief) und Gründung der Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen	199
2.4 Ausscheiden Hofmanns aus dem Volksbildungsarchiv	215
2.5 Weitere Zusammenarbeit zwischen Erdberg und Hofmann	218
2.6 Das Einkaufshaus für Volksbibliotheken	223
2.7 Krisen und Ermahnungen	224
2.8 Der Fall Bultmann: Streit und Versöhnung	228
2.9 Rücktritt Hofmanns von der Leitung der Zentralstelle	235
2.10 Ausklang	237
3. Rückblick	240
3.1 Robert von Erdberg zu Hofmanns 50. Geburtstag	240
3.2 Walter Hofmann zum Tod von Robert von Erdberg	247
4. Anmerkungen	249

Vorbemerkungen

Angesichts der Tatsache, daß wesentliche praktische Impulse und thematische Grundlagen für die deutsche Erwachsenenbildung in der Zeit der Weimarer Republik entwickelt wurden, mag es erstaunen, daß in der vorliegenden, ausschließlich historischen Fragen gewidmeten Reihe relativ wenige Bände zu diesem Zeitabschnitt erschienen sind und statt dessen eher weniger naheliegende Epochen behandelt wurden.

Diese Entscheidung, begründet in der Absicht, die Aufmerksamkeit auf Vorhergehendes, Nachfolgendes und überhaupt weniger Spektakuläres zu richten und den historischen Horizont der Erwachsenenbildung zu erweitern, hatte speziell in den siebziger und achtziger Jahren ihren Sinn. Was damals als erschlossenes Gebiet galt, gewinnt durch die Ereignisse von 1989 eine neue Aktualität und Anschaulichkeit. Gerade in den neuen Ländern ist das Interesse an der Beschäftigung mit den Protagonisten der Weimarer Erwachsenenbildung und das Bedürfnis der Rückversicherung durch lokale Traditionen stark.

Daneben hat sich ein Zugang zur Historie mittlerweile in den Vordergrund geschoben, der lange Zeit als ‚unwissenschaftlich‘ galt, nämlich die Beschäftigung mit (auto)biographischen und Alltagsdokumenten. Mit der vorliegenden Publikation wird Gelegenheit geboten, sich auf der Basis von Lebenserinnerungen, Briefen und Würdigungen die Persönlichkeit und den Arbeitsalltag zweier Hauptakteure der Neuen Richtung unmittelbar vor Augen zu führen.

Walter Hofmann und Robert von Erdberg versuchten, das Konzept einer individualisierenden Bildungsarbeit in zwei Einrichtungen zu realisieren, die im ersten Drittel dieses Jahrhunderts Erwachsenenbildung verkörperten: der Volksbücherei und der Volkshochschule. Die volksbibliothekarische Arbeit spielt bekanntlich in der gegenwärtigen Erwachsenenbildungsdiskussion kaum noch eine Rolle; Anknüpfungspunkte ergeben sich aber für die heutige Medienpädagogik, die in den lesepädagogischen Ansätzen der beiden Autoren Vorläufer erkennen kann.

Der Herausgeber des vorliegenden Bandes hat die abgedruckten (auto)biographischen Dokumente nicht selbst einer Analyse unterzogen, sondern statt dessen den LeserInnen durch Einführung und Anmerkungsapparat die Voraussetzungen zur selbständig wertenden Lektüre gegeben.

Das DIE versteht einen derartigen ‚Service‘ für die Wissenschaft und Praxis der Erwachsenenbildung weiter als eine seiner zentralen Aufgaben und wird auch in Zukunft über die Bereitstellung seiner Literatur- und Archivbestände Dokumentationen wie die vorliegende ermöglichen.

Sigrid Nolda
Deutsches Institut für Erwachsenenbildung

Einleitung

1. Autobiographische Zeugnisse als Quellen zur Geschichte der Erwachsenenbildung

In der Historiographie der Erwachsenenbildung hat es schon mehrfach Versuche gegeben, durch Quellensammlungen unterschiedliche historische Perioden (Aufklärung, Nationalsozialismus), Adressatengruppen (Arbeiterbildung, katholische Erwachsenenbildung) oder Unterrichtsformen (Arbeiterunterrichtskurse) zu dokumentieren.¹ Der weitaus größte Teil dieser Quellensammlungen besteht aus dem Abdruck von kurzen Abhandlungen, Jahresberichten, Protokollen etc., mit deren Hilfe versucht wird, mosaikartig ein Bild der zu dokumentierenden Epoche, Adressatengruppe oder Unterrichtsform zu vermitteln.

Von den Möglichkeiten, autobiographische Zeugnisse ihrer Protagonisten zur Rekonstruktion der eigenen Geschichte zu nutzen, hat die erwachsenenpädagogische Historiographie in ihren Quellensammlungen bislang in nur sehr geringem Umfang Gebrauch gemacht. Dabei stellen autobiographische Erinnerungen als rückschauende Konstruktionen des eigenen Lebens bzw. als sprachlich gestaltete Bildungsschicksale² sowie Briefe als ergänzende Zeitdokumente mit vielfachen Möglichkeiten der Einsichtnahme in den persönlich-fachlichen Werdegang von Erwachsenenbildnern zwei bedeutsame Quellen zur Rekonstruktion von Geschichte dar.

Dieser Mangel an autobiographischer Quellendokumentation hängt jedoch nur zu einem Teil mit der erst rudimentär entfalteten erwachsenenpädagogischen Historiographie zusammen; er ist auch eine Folge der Quellenlage selbst, da die meisten Protagonisten der Erwachsenenbildung als engagierte Praktiker nur selten Zeit zu einem ausgedehnten Briefwechsel bzw. zu autobiographischer Selbstdarstellung gefunden haben.³ In diesem Spektrum ungehobener bzw. nicht existenter Quellen ist der Nachlaß des Volksbibliothekars und Erwachsenenbildners Walter Hofmann gewissermaßen ein historiographischer Glücksfall. Denn Hofmann hat nicht nur eine umfangreiche (teil-)publizierte Autobiographie hinterlassen. Vielmehr sind seine ausgedehnte Korrespondenz, seine Schriften, Vorträge, Gutachten, Stellungnahmen und autobiographischen Entwürfe in einem gut erschlossenen Archiv zusammengefaßt, das für den historisch interessierten Erwachsenenpädagogen eine wahre Fundgrube darstellt.⁴ Von besonderer Bedeutung sind vor allem der Briefwechsel zwischen Robert von Erdberg und Walter Hofmann mit über 1200 Briefen sowie der unpublizierte Teil von Hofmanns Berufserinnerungen, welche die Erwachsenenbildung und sein Verhältnis zu Erdberg betreffen. Diese beiden Quellen sind in der vorliegenden Dokumentation (teil-)abgedruckt und mit einem erläuternden Anmerkungsapparat versehen.⁵ Ihr Neuheitswert liegt weniger in den materialen Fakten, die sie – z.B. für eine umfassende Aufarbeitung des Richtungsstreites – liefern (können), als vielmehr in der Präsentation der Innensicht und subjektiven Deutung zweier Hauptbeteiligter der Erwachsenenbildung zwischen 1900 und 1930. Hofmann hat denn auch die Konstruktionsprinzipien seiner umfangreichen Autobiographie selbst erläutert: „Es ist aber auch nicht mein Ehrgeiz, den Historiker

der Volksbüchereisache zu spielen, der sich bemüht, festzustellen, ‚wie es eigentlich gewesen‘. Wie könnte das von dem geleistet werden, der selbst in die Bestrebungen und Kämpfe der zu erhellenden Epoche aufs tiefste verstrickt gewesen ist. Meine Absicht ist eine andere. Oder besser gesagt: von eigentlichen ‚Absichten‘ wurde ich bei der Niederschrift meiner Berufserinnerungen überhaupt nicht geleitet. Ich sah mein Berufsleben, das mir im Rückblick oft wie ein Traum erschien, als eine Art Berufs- und Lebensdrama, und als ich mir wiedergegeben war, reizte es mich, dieses gelebte Drama in ein Drama des geschriebenen Wortes zu verwandeln. Künstlerischer Gestaltungstrieb war also bei dem Unternehmen weit mehr im Spiele als irgend welche berufspolitische oder auch pädagogische Absicht“⁶.

Schwerpunkte dieser inneren Gestaltungsperspektive sind zum einen das publizistische Bemühen um die Durchsetzung eines neuen Programms volksbildnerischer Tätigkeit bzw. die konkrete Umsetzung dieses Programms am Beispiel der Volksbibliothek, zum anderen die mehr als zwanzigjährige persönlich-fachliche Verbindung zweier Männer, die als Repräsentanten der Volkshochschule und Volksbücherei zwei zentrale Orte der Wilhelminischen und der Weimarer Erwachsenenbildung verkörpern. Erwachsenenbildung erscheint hier nicht nur als Formulierung abstrakter Theoriemodelle oder als Beschreibung innovativer Praxisarbeit, sondern als Geschichte von Personen und Personenverbindungen mit ihren individuellen Belastungen, persönlichen Vorlieben und menschlichen Eigenheiten. In dieser Verbindung von fachlichem Erneuerungsdrang und persönlichem Engagement geben die vorliegenden Quellen ein plastisches Binnenbild der Entstehung und Formierung des volksbibliothekarischen und erwachsenenbildnerischen Richtungsstreits sowie der dominanten Phalanx Hofmann – Erdberg innerhalb einer entscheidenden Umbruchphase der deutschen Erwachsenenbildungsgeschichte.

2. Kurzbiographien von Walter Hofmann und Robert von Erdberg

Obwohl die ‚Neue Richtung‘ in der Historiographie der Erwachsenenbildung eine prominente Stellung einnimmt und auch kontrovers diskutiert wird,⁷ fällt der (berufs-)biographische Forschungsstand über ihre Hauptprotagonisten relativ bescheiden aus. Während es über W. Hofmann immerhin eine Reihe von Untersuchungen gibt, die sich mit Einzelaspekten seines beruflichen Werdegangs, mit seinen volksbibliothekarischen Positionen und den von ihm gegründeten Einrichtungen sowie insbesondere mit der Entstehungsgeschichte des Richtungsstreites auseinandersetzen,⁸ gibt es über Robert von Erdberg nur kürzere Portraits seines persönlichen Wirkens und seiner fachlichen Arbeit.⁹ Studien, welche die jahrzehntelange Zusammenarbeit beider – und damit eine (die) Hauptachse der ‚neuen‘ bildungspolitischen Denkungsart – beleuchten, gibt es m.W. nicht. In beiden Richtungen – berufsbiographischer Werdegang und persönlich-fachliche Kooperation – steht demnach eine umfassende wissenschaftliche Aufarbeitung noch aus.

Auch die nachfolgenden biographischen Skizzen können – und wollen – diese Lücke nicht ausfüllen. Sie dienen lediglich der Einbettung und dem besseren Verständnis der

Quellen, in denen ständig Bezüge zu berufsbiographisch wichtigen Lebensstationen hergestellt werden. Darüber hinaus versuchen sie einige mögliche Gründe für die jahrelange produktive Zusammenarbeit zwischen Hofmann und Erdberg auszuleuchten.

2.1 *Walter Hofmann*

Walter Hofmann wurde am 24. März 1879 in Dresden geboren. Nach einer Lehre im väterlichen Betrieb als Graveur und einem Kurzbesuch der Dresdner Kunstgewerbe-schule volontierte er zwischen 1897 und 1899 in verschiedenen großstädtischen Handwerksbetrieben (Berlin, Frankfurt, Leipzig). Obwohl er nach seinen Wanderjahren zum Broterwerb wieder im Betrieb seines Vaters arbeitete, zogen ihn seine künstlerisch-literarischen Neigungen immer stärker in Bann, die er durch autodidaktische Studien, durch den Besuch von Vorlesungen an der Dresdner Technischen Hochschule sowie durch eigene literarische Arbeiten zu verwirklichen trachtete. Aufgrund seiner Einsicht in die Mittelmäßigkeit der eigenen künstlerischen Produktionen gab er 1902 die Arbeit als Graveur auf und versuchte, sich als Kunstkritiker bei verschiedenen Zeitungen über Wasser zu halten.¹⁰

Durch die zufällige Bekanntschaft mit Ida Bienert, einer bekannten Dresdner Kunstliebhaberin, Philanthropin und MillionärsGattin,¹¹ erhielt Hofmann – in einer Situation großer finanzieller Not – den Auftrag, für die Belegschaft der Bienert'schen Fabrik in Dresden-Plauen eine Volksbücherei einzurichten und zu betreuen. Nach gründlichen eigenen Literaturrecherchen und einem Studienaufenthalt in der Jenaer Lesehalle¹² begann er schon in der Aufbauphase der Plauener Bücherei, der ‚Begegnung‘ zwischen dem Bibliothekar und dem Leser eine zentrale Bedeutung beizumessen und die bibliotheksorganisatorischen Voraussetzungen für diese Begegnung zu schaffen. Dieses Kernstück seiner volksbibliothekarischen Überlegungen – die individualisierende Beratungs- und Vermittlungsarbeit des Bibliothekars – stellte Hofmann schon frühzeitig ins Zentrum seiner theoretischen Überlegungen, die er in verschiedenen kunstpolitischen und volksbibliothekarischen Zeitschriften veröffentlichte.¹³ Ebenso versuchte er mit großer Zähigkeit, das Prinzip der individualisierten Betreuung auch trotz des großen Zulaufs, dem die Bibliothek seitens der umliegenden Bevölkerung ausgesetzt war, in der Praxis aufrechtzuerhalten. So führte Hofmann bereits 1909 in der Bibliothek ein bedingtes Lesegeld gegen die ‚Vielleerei‘ ein, das ab einer Monatsausleihe von vier (belehrende Abteilung) bzw. zwei Büchern (unterhaltende Abteilung) erhoben wurde.¹⁴ Eine weitere Vertiefung und Individualisierung der Beziehungen zwischen Bibliothek und Leserschaft brachte der ebenfalls 1909 gegründete Leserbeirat, dem die eifrigsten Arbeiterleser der Bibliothek angehörten und der auf seinen monatlichen Sitzungen alle wesentlichen Probleme der Volksbibliothek zum Thema machte.¹⁵

Durch seine Bekanntschaft mit Erdberg im Jahre 1908 (vgl. Kap. 1.1) gelang es Hofmann, seine Gedanken einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen: Neben den Aufsätzen, die er in der „Concordia“ plazierte,¹⁶ nutzte er vor allem die Zusammenarbeit mit Erdberg im „Volksbildungsarchiv“ (s.u.) zu einer größeren publizistischen

Einflußnahme. So hatte Hofmann einerseits von 1909 bis 1919 die Schriftleitung für das Bibliothekswesen inne, von der aus er – über Rezensionen, Berichte und Materialzusammenstellungen – die Entwicklung des Volksbüchereiwesens beeinflussen konnte, andererseits artikulierte er seine bibliotheksorganisatorischen und -pädagogischen Grundsätze selbst in einer großen Organisationsstudie über den ‚Ausleihdienst in der modernen Bildungsbibliothek‘ (vgl. Kap. 1.3).

Mit seinen Reformen und ihrer publizistischen Vermarktung fand die Dresden-Plauener Bibliothek sowohl im In- als auch im Ausland zunehmend Beachtung, wozu u.a. auch der Umstand beitrug, daß Hofmann seit 1908 Volontäre beschäftigte und seine volksbibliothekarischen Grundsätze bereits zu diesem Zeitpunkt in der Ausbildung zukünftiger Bibliothekare Anwendung fanden. Außerdem betrieb er eine expansive Öffentlichkeitsarbeit, indem er nicht nur Anfragen auswärtiger Bibliotheken bezüglich der Ausleihorganisation bereitwillig beantwortete, sondern auch Besuche von Kollegen zu Studienzwecken förderte und mittrug.

Mit seinen Reformvorstellungen verursachte Hofmann schon frühzeitig bildungspolitische Kontroversen, die aufgrund seiner polemischen Art der Auseinandersetzung häufig persönliche Stellungskämpfe nach sich zogen.

- So schaltete sich Hofmann bereits 1908 – als relativ unbekannter Volksbibliothekar – mit einer Denkschrift zur Neuordnung der Dresdner Volksbibliotheken¹⁷ in die Reformpläne der Dresdner Stadtverwaltung ein, die vielen über die Stadt verstreuten kleinen Volksbibliotheken privater Träger zu einem Gesamtverbund städtischer Bibliotheken unter einheitlicher Leitung zusammenschließen. In seiner Denkschrift versuchte Hofmann nachzuweisen, daß die Reformen ein zu niedriges Gesamtausleihvolumen ihren Berechnungen zugrunde gelegt hatten und daß die Zentralisierung der vielen Stadtteilbibliotheken für die Leser nachteilige Folgen haben werde. Insbesondere kritisierte er, daß nicht nur die allgemeine Richtlinienkompetenz, sondern auch die speziellen bibliotheksorganisatorischen Planungen einem Nichtfachmann, dem Dresdner Stadtschulrat Otto Lyon, übertragen wurden (vgl. auch Kap. 1.3, Anm. 2). Hofmanns Pläne scheiterten jedoch, da sich die Dresdner Stadtverordneten für das Lyonsche Konzept entschieden und die – von Hofmann erhoffte – Leitung der neuen Stadtbüchereien dem Leiter der Lingerschen Lesehalle, Richard Brunn, übertrugen. Die kritischen Ausführungen, die Hofmann über die Dresdner Bibliothekreform im „Volksbildungsarchiv“ abdruckte, veranlaßte Brunn zu einer Stellungnahme in Form eines „Offenen Briefes“, die ebenfalls im „Volksbildungsarchiv“ zum Abdruck kam.¹⁸
- Zwischen 1908 und 1910 versuchte Hofmann mit großem publizistischem Engagement, die Durchführung der Scherlschen Emporlesebibliothek zu verhindern bzw. die – aus seiner Sicht – gravierenden bibliothekspädagogischen Irrtümer dieses Projektes offenzulegen (vgl. dazu ausführlich Kap. 1.2). August Scherl, der um die Jahrhundertwende neben Rudolf Mosse und Leopold Ullstein zum bedeutendsten Großverleger des Wilhelminischen Kaiserreiches aufgestiegen war,¹⁹ lancierte im Jahre 1908 den Plan, mittels preiswerter Buchreihen von relativ anspruchsvollem Niveau ein Millionenpublikum potentieller Leser zu erreichen und dadurch den

weitverbreiteten Konsum an sog. Schundliteratur einzudämmen. Die Buchreihen waren so angeordnet, daß der Leser sich durch eine verbindliche Reihenfolge der Bücher allmählich von relativ anspruchloser zu immer gehaltvollerer Literatur ‚emporlesen‘ sollte. Bei der praktischen Durchführung der Emporlesebibliothek arbeitete Scherl mit dem von ihm mehrfach erprobten Kolportagesystem der Abonnie- rung und Zustellung frei Haus, indem er seine gut etablierten Vertriebssysteme der Zeitungs- und Zeitschriftenzustellung auch für die Emporlesebibliothek nutzte. Gegen diese Form des zwangsweisen Emporlesens in einer vorab bestimmten Reihenfolge, die jede Individualisierung der Lesepraxis verhinderte, opponierte Hofmann mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln, zumal – zu seiner großen Enttäuschung – Scherl mit einer Reihe prominenter Fürsprecher aufwarten konnte.²⁰

- Schließlich führte die Art und Weise, wie Hofmann in zwei Publikationen des Jahres 1912²¹ die Tätigkeit der Volksbibliotheken als mechanisierte Massenarbeit abqualifizierte und seine eigene Arbeit demgegenüber als Beginn einer neuen Reformbewegung stilisierte, zu einer offenen Stellungnahme der führenden deutschen Volksbibliothekare gegen ihn und damit zum Beginn des Richtungsstreits innerhalb der Bücherhallenbewegung.²² Sowohl der ‚Offene Brief‘ als auch Hofmanns eingehende Erwiderung wurden im „Volksbildungsarchiv“ abgedruckt²³ und bildeten den Ausgangspunkt für einen weiteren publizistischen Schlagabtausch, in dessen Verlauf nicht nur die terminologische Benennung des Richtungsstreits erfunden, sondern auch bereits sämtliche Topoi – Elite-Masse, Quantität-Qualität, Verbreitung-Gestaltung, Beschränkung-Entgrenzung – entfaltet wurden, die nach 1918 auch im Richtungsstreit der Erwachsenenbildung von Bedeutung waren.²⁴

Nach der Gestaltungserfahrung der Dresden-Plauener Bibliothek und seinem ersten großen theoretischen Entwurf im „Volksbildungsarchiv“ übernahm Hofmann 1913 die Leitung der Leipziger Volksbibliotheken, die er nach seinen Vorstellungen umgestaltete. Zur Systematisierung und Propagierung seiner bibliothekarischen Grundsätze, insbesondere der „Ausleihe als einer persönlichen, individualisierenden, vermittelnden und fördernden Arbeit zwischen Bücherschatz und Leserschaft“²⁵, gründete er ein Jahr später die Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Die konkreten Aufgaben der Zentralstelle lagen in der Ausbildung zukünftigen Personals, in der Sammlung bibliothekarischer Erfahrungen, in der Prüfung bibliothektechnischer Einrichtungen, in der schriftlichen und mündlichen Auskunftserteilung und Beratung, in der Herausgabe von Fachschriften, in der Ausbildung von Hilfsmitteln für die Bücherauswahl sowie im Nachweis und Vertrieb von erprobten Gegenständen des Bibliothekbedarfs. Die Zentralstelle vereinigte somit kulturpolitische, pädagogisch-methodische und technisch-organisatorische Aufgaben. Eine ihrer wichtigsten Abteilungen war die Abteilung für Fachunterricht und Fortbildung mit der Fachschule für Bibliothektechnik und -verwaltung, die Hofmanns zweite Frau, Elise Hofmann-Bosse, leitete. Zur Verbreitung der Hofmannschen Grundsätze veranstaltete die Zentralstelle jährliche Lehrgänge und erreichte insbesondere durch die Zusammenarbeit mit dem Württembergischen Verein zur Förderung der Volksbildung unter Theodor Bäuerle und durch die Unterstützung seitens der Volksbildungsabteilung des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft,

Kunst und Volksbildung unter Erdberg eine beträchtliche Ausdehnung ihres Wirkungsfeldes vor allem in Süd- und Westdeutschland. Seit 1923 war der Zentralstelle auch das Einkaufshaus für Volksbüchereien angegliedert, das den Bibliotheken eine schnelle Lieferung der in den bibliographischen Hilfsmitteln der Zentralstelle aufgeführten Bücher in guter, widerstandsfähiger Ausgabe sichern sollte. 1926 gründete Hofmann zusammen mit Erdberg das Institut für Leser- und Schrifttumskunde, das der grundlagentheoretischen Forschung auf dem Gebiet der Bücher- und Leserkunde dienen sollte und in dem sich Hofmann seit 1927 verstärkt engagierte.²⁶

Neben diesem Kranz von Institutionen versuchte Hofmann seine bibliothekarischen Ideen auch publizistisch zu verbreiten. So schuf er sich mit den „Mitteilungen der Zentralstelle“ – den späteren „Heften für Büchereiwesen“ – ein Organ, in dem er zu allen Fragen der Bibliothekspolitik und -gestaltung Stellung bezog. Die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift sowie seine starke Inanspruchnahme durch den Aufbau und die Leitung der Zentralstelle veranlaßten ihn, die Schriftleitung für Bibliothekswesen im „Volksbildungsarchiv“ aufzugeben. Trotzdem veröffentlichte er auch weiterhin in den von Erdberg (mit-)herausgegebenen Zeitschriften, die dem Programm der Neuen Richtung publizistische Wirkung verschafften sollten, mehrere Aufsätze.

Mit seiner bibliothekspraktischen Arbeit, seinen zahlreichen Artikeln²⁷ und seiner Teilnahme an vielen erwachsenenbildnerischen Tagungen gewann Hofmann auch einen zunehmenden Einfluß in volksbildnerischen Kreisen. So gehörte er beispielsweise zum inneren Kreis des Hohenrodter Bundes, an dessen Tagungen er regelmäßig teilnahm. Dort galt er als derjenige, der auf einem wesentlichen Gebiet der Volksbildung die Umsetzung einer individualisierenden Bildungsarbeit in exemplarischer Weise vorgeführt hatte.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme gelang es Hofmann, seine Arbeit fortzusetzen, allerdings nur um den Preis der Anerkennung und Anpassung an die ‚Nationale Revolution‘.²⁸ Trotzdem wurde seine weitere Tätigkeit von den Nationalsozialisten kritisch verfolgt und verschiedentlich sogar mit Sanktionen belegt.²⁹ Erst nach dem Sturz seines einflußreichen Förderers, des Leipziger Oberbürgermeisters Goerdeler, wurde Hofmann im Jahre 1937 von seinen Ämtern suspendiert. In seinen umfangreichen Memoiren, die er in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens ausarbeitete, unternahm Hofmann dann den Versuch, seinen eigenen bibliothekarischen Werdegang und die Bedeutung seines beruflichen Wirkens darzustellen und auszuloten. Nach dem Krieg erhielt er einen Lehrauftrag an der Universität Leipzig, konnte die weitere Entwicklung des Bibliothekswesens jedoch nicht mehr beeinflussen. Hofmann verstarb am 24. April 1952 in Leipzig.

2.2 Robert von Erdberg

Robert Adalbert Wilhelm von Erdberg-Krczenciewski – so sein vollständiger Name – wurde am 6. Juni 1866 in Riga geboren. Trotz begrenzter finanzieller Verhältnisse erhielt er von seinen Eltern – sein Vater war ein baltischer Baron und Major a.D., seine

Mutter eine musikalisch veranlagte Frau hugenottischer Abstammung – eine standesgemäße Erziehung. Seine nicht sehr glücklich verlaufende Kindheit³⁰ verstärkte seine ausgeprägten künstlerischen Neigungen und seinen Hang zu Dichtung und Religion. Nach dem Tod seines Vaters (1887) siedelte Erdberg nach Deutschland über und begann nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin im September 1888 das Studium der Kunstgeschichte in Leipzig. Daneben trat er mehrere Jahre als Schauspieler in verschiedenen Theatern auf (Leipzig, Köthen, Bremerhaven) und verfaßte auch selbst einige Dramen.³¹ Die Enttäuschungen am Theater und der Wunsch nach einer auskömmlichen Stellung bestärkten ihn schließlich, die Schauspielerei aufzugeben und das Studium der Nationalökonomie aufzunehmen, das er 1896 mit einer Dissertation über den Merkantilisten Johann Joachim Becker beendete.

Durch Vermittlung des Hallenser Nationalökonom J. Conrad erhielt Erdberg im selben Jahr eine Anstellung als Leiter der Abteilung für Volksbildung innerhalb der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen – eine Position, die er bis zu seinem Wechsel in das Preußische Kultusministerium im Jahre 1919 innehatte.³²

Unter dem Vorzeichen des in der Zentralstelle vorherrschenden sozial-liberalen Kultur-optimismus unterstützte Erdberg unterschiedliche praktische Volksbildungsbestrebungen. So organisierte er z.B. Volkskonzerte und Museumsführungen für die Berliner Arbeiterschaft bzw. koordinierte die volkstümlichen Hochschulkurse, die seit 1898 an der Berliner Universität abgehalten wurden. Künstlerische und wissenschaftliche Volksbildung in den genannten Vermittlungsformen waren für ihn zu dieser Zeit zwei bevorzugte Instrumente, um die Teilhabe der Arbeiterschaft an den nationalen Kulturgütern zu fördern.³³

Neben seiner praktisch-organisatorischen Arbeit unternahm Erdberg auch bedeutende publizistische und wissenschaftliche Anstrengungen.³⁴ So war er nicht nur von Anbeginn seiner Tätigkeit in der Zentralstelle als Redakteur und Berichterstatter zahlreicher Kongresse und Konferenzen für die „Concordia“ tätig, sondern seit 1904 auch als Mitherausgeber – neben Julius Post, H. Albrecht und Konrad Hartmann – für die inhaltliche Ausgestaltung der Zeitschrift verantwortlich. Daneben arbeitete er an einer Studie zur wissenschaftlichen Fundierung der Wohlfahrtspflege, deren sozialreformerische Intentionen er scharf von der individualisierenden Arbeit karitativer Armenfürsorge abhob. Ein weiterer Schwerpunkt seiner publizistischen Tätigkeit galt der Reflexion der Beziehung zwischen Kunst und Volksbildung, die Erdberg in verschiedenen Aufsätzen behandelte.³⁵

Des weiteren engagierte sich Erdberg auch in der persönlich-privaten Sphäre auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege, da er über viele Jahre in einem Block des Berliner Spar- und Bauvereins³⁶ wohnte und dort als Ansprechpartner in juristischen und persönlichen Fragen für die Arbeiterbevölkerung der Wohnsiedlung zur Verfügung stand. Zwar blieb Erdberg, der die englische Settlementbewegung³⁷ auf eigenen Reisen nach England kennengelernt hatte, der Idee einer Übertragung dieser Bewegung nach Deutschland gegenüber skeptisch eingestellt; seine Wohnoption kann jedoch durchaus als eine private Settlement-Arbeit im kleinen betrachtet werden.

Im Jahre 1906 wurde die Arbeit der Zentralstelle auf eine neue organisatorische und konzeptionelle Grundlage gestellt – ein Reformprozeß, der sich auch in einer veränderten Namensgebung niederschlug und den Erdberg folgendermaßen beschreibt: „Man könnte den Gegensatz so fassen, daß es sich bei der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen in der Hauptsache immer um Einrichtungen handelte, die engeren oder weiteren Gruppen von Arbeitern zugute kommen sollten, daß es der Zentralstelle für Volkswohlfahrt aber auf die Bewegungen ankommt, in die sie mitgestaltend eingreifen will. Dort finden wir immer den Blick auf das Wohl mehr oder weniger weit gefaßter Gruppen von Menschen gerichtet, die isoliert gesehen wurden, hier sucht der Blick die großen Zusammenhänge des sozialen Lebens zu erfassen und die Arbeit im einzelnen ihnen einzufügen“³⁸. Auf der ersten Konferenz, die die reorganisierte Zentralstelle im Jahre 1907 veranstaltete, wurde noch heftig um die inhaltliche Ausrichtung der zukünftigen Arbeit gerungen.³⁹ Auch Erdberg versuchte, der Zentralstelle im Rahmen dieser Veränderungen Vorschläge für eine neue Bildungsarbeit zu unterbreiten, da er der Auffassung war, „daß unsere Volksbildungsbestrebungen auf den Wegen, die sie heute beschreiten, ihr Ziel nicht erreichen werden“⁴⁰. Insbesondere kritisierte er die – seiner Meinung nach – gängige Praxis des „Hineinschleuderns eines ungeheuren Bildungstoffes in die Massen des Volkes, die nun sehen mögen, was sie mit ihm anfangen“⁴¹. Erdberg plädierte für eine persönlichkeitszentrierte Bildungsarbeit mit Erwachsenen, die auch die Religion mit einschließen müsse. „Wir sind immer noch befangen in dem Irrtume, daß Wissen und Bildung identisch seien, und vergessen darum, dem Menschen die Lebensinhalte zu vermitteln, die mit positivem Wissen nichts zu tun haben, die aber unerlässlich sind zur Erweckung der Persönlichkeit“⁴². Die Weckung und Anleitung der in den Menschen schlummernden Kräfte bedürfe nicht der Massenverbreitung objektiver Kulturgüter, sondern der individualisierenden Bildungsarbeit auf der Grundlage des „Verkehrs von Persönlichkeit zu Persönlichkeit“⁴³. In diesem Zusammenhang sah er die große Aufgabe der Wissenschaft in der „Aufrichtung eines Volksbildungsideals, nicht als eines Schemas für eine Art geistiger Montur, sondern als eines letzten Zieles, in dessen Richtung alles Bestreben bei all seiner Mannigfaltigkeit liegen muß“⁴⁴. Mit seinem Eintreten und Werben für eine derart neue Bildungskonzeption fand Erdberg innerhalb der eigenen Institution allerdings wenig Gehör.⁴⁵

Die allmähliche Formulierung eines neuen Bildungsideals war für Erdberg nicht nur eine Folge der kritischen Durchleuchtung und Hinterfragung seiner eigenen langjährigen Bildungsbestrebungen mit der Berliner Arbeiterschaft. Vielmehr bestärkte ihn auch die Bekanntschaft mit verschiedenen praktischen Realisationsformen intensiver Bildungsarbeit in der programmatischen Neuformulierung seiner Bildungsintentionen:

– Zum einen nahm Erdberg auf verschiedenen Studienreisen der Zentralstelle die Gelegenheit wahr, sich mit der Bildungspraxis ausländischer Einrichtungen auseinanderzusetzen. Schon Anfang des Jahrhunderts war er mehrere Male in England, wo er sich intensiv mit der dortigen Settlement-Bewegung beschäftigte und dies auch publizistisch verarbeitete.⁴⁶

Mit den nordeuropäischen Einrichtungen der Heimvolkshochschule machte ihn vor allem eine Informationsreise der Zentralstelle nach Schweden im Jahre 1909 bekannt, über die er einen ausführlichen Bericht in der „Concordia“ veröffentlichte.⁴⁷

Die Konfrontation der eigenen Bildungsarbeit mit den dortigen Einrichtungen und Erfahrungen bestätigte ihn erneut in seiner Auffassung über die Bedeutung einer intensiven, persönlichkeitszentrierter Bildungsarbeit auf der Grundlage eines individualisierenden Austausches zwischen Lehrern und Schülern. Als hervorstechendes Charakteristikum der schwedischen Volksbildung sah er die – gelungene – Verbindung von traditioneller (alt-)germanischer Kultur (Volkstanz, Volksgesang, Volkstrachten, Hausfließ) mit den Erfordernissen einer modernen staatsbürgerlichen (nationalschwedischen) Erziehung, in der der einzelne sich als Glied der sozialen Gemeinschaft begriff und seinen Platz innerhalb dieser Gemeinschaft sinnhaft auszufüllen verstand.⁴⁸

- Zum anderen verfolgte Erdberg auch inländische Versuche intensiver Volksbildungsarbeit mit großem Interesse. So nahm er beispielsweise lebhaften Anteil an den Volksakademien des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung, die er als „ein Unternehmen von höchster Bedeutung“⁴⁹ betrachtete.

Vor allem aber bestärkte ihn der Kontakt zu Walter Hofmann anlässlich des dritten Volkshochschultags in Dresden in seinen Überzeugungen, da er in der Ausgestaltung der Hofmannschen Bibliothek in Dresden-Plauen die konkrete Realisierung seiner bildungsprogrammatischen Grundsätze auf dem Gebiet der Volksbücherei erkannte (vgl. Kap. 1.1 und 1.4).

Angeregt durch diese vielfältigen Erfahrungen beließ es Erdberg jedoch nicht nur bei ersten Formulierungsversuchen seiner neuen Ideen. Ähnlich wie er seit der Jahrhundertwende um die wissenschaftliche Fundierung der Wohlfahrtspflege – in Form einer monographischen Studie – gerungen hatte, wandte er sich jetzt der wissenschaftlichen Vertiefung der Volksbildung – in Form einer Zeitschrift zur wissenschaftlichen Kommunikation – zu. Zusammen mit Fritz Coerper gründete er 1909 das „Volksbildungsarchiv“, das den programmatischen Untertitel „Beiträge zur wissenschaftlichen Vertiefung der Volksbildungsbestrebungen“ trug.

Das „Volksbildungsarchiv“ hatte das doppelte Ziel, einerseits die neuen Bildungsbestrebungen wissenschaftlich zu fundieren, andererseits eine Verständigung über die allgemeinen Grundlagen volksbildnerischer Arbeit – angesichts der Zersplitterung und partikularen Interessen der einzelnen Bildungsvereine – herbeizuführen. „Wenn nicht alle Anzeichen trügen, leben wir gerade jetzt in einer Zeit, in der ein neues Bildungsideal sich durchsetzen will. Gerade die Vielspältigkeit in der Arbeit unserer Bildungsvereine beweist uns, daß wir, zum großen Teile wenigstens, die Richtung verloren haben. Hier auf eine größere Einheitlichkeit hinzuarbeiten, hier eine Verständigung herbeizuführen über die grundlegenden Prinzipien aller Volksbildungsarbeit, das soll die Aufgabe unseres Organs sein“⁵⁰.

Das Archiv bestand aus zwei Teilen: der erste Teil – die Abhandlungen – enthielt Aufsätze, in denen prinzipielle Fragen des Volksbildungsproblems von verschiedenen Richtungen aus erörtert werden sollten. Der zweite Teil – die Materialien – sollte dagegen Informationen aus der praktischen Volksbildungsarbeit zusammentragen, „um einmal all denen, die in der Praxis stehen, ein lückenloses Bild vom Stande der Bewegung zu geben, dann aber auch um das Tatsachenmaterial für eine wissenschaftli-

che Behandlung der ganzen Frage zu sammeln“⁵¹. Die Materialien enthielten Kurzdarstellungen der wichtigsten Volksbildungsvereine, Auszüge aus Jahresberichten, eine Chronik der wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet der Volksbildung, Berichte über Kongresse und Vereinsversammlungen, Rezensionen, bibliographische Angaben sowie den Abdruck von Gesetzen und Verordnungen, welche die Volksbildung betrafen. Ein besonderer Schwerpunkt lag in der Bearbeitung des öffentlichen Bibliothekswesens unter der Leitung von Walter Hofmann.

Aufgrund seiner vielfältigen Kontakte gelang es Erdberg, führende Wissenschaftler der Pädagogik und benachbarter Disziplinen zur Mitarbeit zu bewegen und eine Zeitschrift mit einem beträchtlichen wissenschaftlichen Niveau zu etablieren.⁵² Innerhalb der Zentralstelle wurde die ganze Unternehmung allerdings nur sehr wenig gefördert, so daß Erdberg die Zeitschrift nur unter besonderen persönlichen und finanziellen Opfern zu halten imstande war.⁵³

Nach dem Krieg wurde Erdberg als Referent in das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung berufen und hatte in dieser Position weitaus größere Gestaltungs- und Lenkungsmöglichkeiten als in der Zentralstelle, zumal die Weimarer Verfassung die öffentliche Förderung der Erwachsenenbildung durch staatlich-kommunale Stellen festgeschrieben hatte. Erdberg förderte nach Kräften den Aufbau der neuen Volkshochschulen, mit denen er sein Programm einer intensiven Volksbildung zu verwirklichen trachtete. Ein wesentlicher Schwerpunkt seiner Arbeit lag in der Durchführung von Schulungswochen zur Gewinnung und Ausbildung geeigneten Lehrpersonals an Volkshochschulen. Diese Schulungskurse – bis 1925 wurden allein in Preußen neunzehn solcher Kurse abgehalten – dienten gleichzeitig auch als Diskussions- und Verständigungsforen der Neuen Richtung sowie der Anerkennung und Durchsetzung ihrer bildungspolitischen Grundsätze innerhalb der Volkshochschulbewegung.

Auch publizistisch versuchte Erdberg, der Konzeption individualisierender Bildungsarbeit innerhalb der Arbeitsgemeinschaft Verbreitung zu verschaffen. Als Mitherausgeber des „Volksbildungsarchivs“ (seit 1917 zusammen mit Anton Lampa) und der Zeitschrift „Die Arbeitsgemeinschaft. Monatsschrift für das gesamte Volkshochschulwesen“ (zusammen mit Werner Picht und Anton H. Hollmann)⁵⁴ übte er einen erheblichen Einfluß auf die erwachsenenbildnerischen Debatten der 1920er Jahre aus, in die er sich häufig auch mit eigenen Beiträgen einschaltete.⁵⁵ Gleichzeitig betreute er zusammen mit W. Picht die Buchreihe „Volk und Geist. Schriften zur Volksbildung“, in der zwischen 1922 und 1927 neun wichtige Beiträge zur Erwachsenenbildung erschienen.⁵⁶

Neben seiner ministeriellen und publizistischen Tätigkeit war Erdberg durch sein Engagement in zentralen volksbildnerischen und volksbibliothekarischen Kreisen und Gremien auch ein wichtiges Verbindungsglied dieser beiden Hauptbereiche erwachsenpädagogischer Arbeit. Als Mitbegründer und eigentlicher Kristallisationspunkt des Hohenrodter Bundes sowie als Mitbegründer der Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen und – seit 1920 – Vorsitzender des Verwaltungsrates bestimmte er sowohl die Entwicklung der Volkshochschulen als auch den Ausbau des öffentlichen Bibliothekswesens in maßgeblicher Form mit. Zur institutionellen Absicherung der grundlagentheoretischen Forschung auf dem Gebiet der Volksbildung und des Volksbücherei-

wesens wurde unter seiner Federführung bzw. maßgeblichen Mitwirkung das Institut für Leser- und Schrifttumskunde (1926) bzw. die Deutsche Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung (1927) gegründet.⁵⁷ In der parallelen Aufgabenstellung beider Institute sah er die Krönung seiner bildungspolitischen Initiativen.

Die gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten volksbildnerischer Arbeit beurteilte Erdberg in seinen letzten Lebensjahren zunehmend skeptischer. Bei seinem letzten Versuch, den Stand der freien Volksbildung in Deutschland zu bestimmen, warnte er 1929 die Volksbildner vor einem Zurücksinken „in das Stadium der Kränzchen und Bildungsvereine, der geistigen Konventikel aller Art“⁵⁸ und mahnte zum Aufbau einer Einheitsfront einer „souveränen geistigen Volksbewegung“⁵⁹. Kurze Zeit nach dieser Positionsbestimmung, in der Erdberg auch einen Brückenschlag zur Arbeit der ‚Alten Richtung‘ hin versuchte und die positiven Seiten dieser langjährigen Tradition kulturgüterbezogener Bildungsarbeit zu formulieren trachtete, verstarb er am 3. April 1929 in Berlin.

2.3 Zusammenarbeit zwischen Hofmann und Erdberg

Trotz der Unterschiedlichkeit ihrer Charaktere lassen sich in der Zusammenarbeit von Hofmann und Erdberg verschiedene persönlich-fachliche Gemeinsamkeiten ausmachen, die in ihrer Gesamtheit die z.T. zwar konfliktreiche, zu keinem Zeitpunkt jedoch gefährdete Kooperation beider über mehrere Jahrzehnte hinweg zumindest ansatzweise erklären helfen:

Zum einen waren beide künstlerisch-musisch veranlagte Menschen, deren ausgeprägtes Interesse an Kunst allerdings auch durch starke persönliche Enttäuschungen auf diesem Gebiet gekennzeichnet war. Während sich Hofmann als Graveur, Künstler, Dichter und Kunstschriftsteller versuchte und sich in all diesen Formen handwerklich-künstlerischer Betätigung als ein Gescheiterter erlebte, verwirklichte Erdberg sein Kunstinteresse nach einer kurzen Zeit aktiver Schauspielerei nur noch mittelbar in der persönlichen Beteiligung an Museumsführungen bzw. in der theoretischen Betrachtung des Verhältnisses von Kunst und Volksbildung.

Zum anderen sahen beide im Buch ein Bildungsgut ersten Ranges, das in der Volksbildungsarbeit fruchtbar gemacht werden mußte, und zwar in der doppelten Perspektive einer beratenden Vermittlungsarbeit des Bibliothekars und einer subjektiv je verschiedenen Aneignungsarbeit des Lesers. So wie sich Hofmann schon aus beruflichen Gründen ständig mit bibliotheksorganisatorischen und -pädagogischen Fragen beschäftigte, ist auch bei Erdberg eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem Buch als Bildungsmedium nachweisbar – sei es in der Kommentierung volkspädagogischer Erziehungsprogramme auf dem Gebiet des Lesens (Verein zur Massenverbreitung guter Volksliteratur, Bibliothek Scherl), sei es in der eher theoretischen Durchdringung lesepädagogischer Fragestellungen.⁶⁰

In diesem Zusammenhang ist auch von Bedeutung, daß Erdberg bereits im Jahre 1905 viele Grundsätze individualisierender Bildungsarbeit auf dem Gebiet der Volksbüchereien formulierte, die später Hofmann umzusetzen und theoretisch zu begründen trach-

tete. So plädierte er in seinem Artikel über ‚Die Verbreitung guten Lesestoffs‘ für eine Ausleihpraxis, die Rücksicht auf die Individualitäten der Leser nimmt und bei der „mehr Vertiefung und weniger Verbreitung“⁶¹ als Prinzip dominiert. Dabei sah er im Bibliothekar einen wesentlichen Faktor, um eine derartige Intensivierung und Individualisierung zu erreichen: „Der Bibliothekar und seine Gehilfen müßten sehr viel Zeit haben, jedenfalls mehr als ihnen in Deutschland zur Verfügung steht, um individuelle Ratschläge erteilen zu können“⁶². Auch die Idee fester Leserkreise, in denen das Lesenlernen im Vordergrund stand, wurde von Erdberg bereits propagiert. Alle drei Ideen – individualisierende Ausleihe, Vermittlungs- und Beratungstätigkeit des Bibliothekars sowie Einrichtung von Lesekreisen –, die Erdberg schon im Jahre 1905 theoretisch formulierte, sollten später von Walter Hofmann in seiner Dresden-Plauener Bibliothek praktisch verwirklicht werden. Vor diesem Hintergrund ist auch zu verstehen, warum das erste Zusammentreffen Hofmanns mit Erdberg auf beide eine so elektrisierende Wirkung gehabt hatte.

Eine weitere Gemeinsamkeit lag für beide in dem Bestreben, ja geradezu in dem Bedürfnis, die eigene Arbeit theoretisch abzusichern und zu allgemeinen Gesetzmäßigkeiten volksbildnerischen Arbeitens zu gelangen. Dieses beiderseitige Bestreben nach theoretischer Absicherung stärkte – trotz mancher Konflikte – ihre Zusammenarbeit im „Volksbildungsarchiv“, wobei Hofmann als wissenschaftlicher Autodidakt in Erdberg einen jederzeit hilfsbereiten und geduligen Mentor fand.⁶³

Die produktive Zusammenarbeit im Archiv wurde neben dem wissenschaftlichen Interesse auf beiden Seiten zusätzlich noch dadurch verstärkt, daß es zwischen Erdberg und Hofmann eine klare Arbeitsteilung gab. Erdberg betrachtete und schätzte Hofmann immer als den praktisch und theoretisch ausgewiesenen Experten auf dem Gebiet des Volksbibliothekswesens, Hofmann dagegen respektierte Erdberg als den Gründer, Herausgeber und Gesamtverantwortlichen für die Zeitschrift.

Der organisatorische Schulterschuß zwischen der Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen und der Volksbildungsabteilung des Preußischen Ministeriums für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung erwies sich für beide von großem Vorteil, da er ihnen nicht nur eine stärkere Durchsetzung ihrer bildungspolitischen Interessen, sondern auch eine geographische Ausweitung ihres Wirkungsfeldes ermöglichte. Das Zusammenspiel zwischen einer der volksbildungspolitisch zentralen Verwaltungsinstanzen und einer der wichtigsten Organisationen des Volksbibliothekswesens führte zu einer institutionellen Bündelung, die durch die arbeitsteilige Vorgehensweise und das persönliche Zusammenwirken ihrer beiden Leiter eine beträchtliche volksbildnerische Stoßkraft entfalten konnte.

3. Ausgewählte Quellen

Die vorliegende Quelldokumentation besteht aus drei Teilen, die aus jeweils unterschiedlichen Textsorten zusammengestellt sind: erstens die bislang unveröffentlichten Kapitel der autobiographischen Berufserinnerungen Walter Hofmanns (Kap. 1), zweitens eine Auswahl des umfangreichen Briefwechsels zwischen Hofmann und Erdberg

(Kap. 2) sowie drittens zwei Laudationes – eine Geburtstagsrede und ein Nachruf – von Erdberg bzw. Hofmann zur jeweiligen Würdigung des langjährigen Weggefährten und Freundes (Kap. 3).

3.1 Die Berufserinnerungen Walter Hofmanns

Hofmann wurde 1937 – als 59-jähriger und durchaus gestaltungsfreudiger Leiter der Leipziger Bücherhallen – von seinen Ämtern suspendiert. Diese Situation plötzlicher Arbeitslosigkeit nutzte Hofmann in produktiver Weise, indem er seinen persönlichen und beruflichen Werdegang auf einige tausend Manuskriptseiten niederschrieb.

Hofmanns Autobiographie ist zweigeteilt. Der erste große Teil, seine Jugenderinnerungen, ist von ihm selbst im Jahre 1947 veröffentlicht worden.⁶⁴ Den zweiten Teil, die Berufserinnerungen, hat Hofmann zwar noch im Manuskript weitgehend fertiggestellt,⁶⁵ er ist aber erst fünfzehn Jahre nach seinem Tode von seinem Sohn, Hans E. Hofmann, herausgegeben worden.⁶⁶ Für die Publikation hat Hans E. Hofmann allerdings nicht nur verschiedene Kürzungen und Umarbeitungen vorgenommen, sondern auch die ursprünglich vorgesehene Reihenfolge des Ur-Manuskripts geändert. Hofmanns ursprüngliche Manuskriptgliederung wies zwölf Bücher auf mit den beiden Hauptteilen „Stätte der Begegnung“ (volksbibliothekarischer Teil) sowie „Kampf und Freundschaft“ (erwachsenenbildnerischer Teil).⁶⁷ Hans E. Hofmann versah nun den ersten von ihm herausgegebenen Hauptteil mit einem zusätzlichen Kapitel aus dem zweiten Hauptteil (Buch 10: Narrenspiel der Volksbildung), um – wie er glaubte – den volksbibliothekarischen Teil abzurunden. Im vorliegenden Abdruck, der die Bücher 9-12 des zweiten und bislang unveröffentlichten Hauptteils umfaßt, ist nicht nur die ursprüngliche Reihenfolge wiederhergestellt, sondern auch die Fassung des Ur-Manuskripts zugrundegelegt.

Die vier Bücher des zweiten Hauptteils der Berufserinnerungen, die die Erwachsenenbildung und die Zusammenarbeit mit Erdberg betreffen, haben vier thematische Schwerpunkte:

- die Schilderung der ersten Begegnung Hofmanns mit Erdberg im Rahmen des 1908 in Dresden stattfindenden Volkshochschultages (Denkwürdige Begegnung);
- der publizistische Kampf Hofmanns gegen die Bibliothek Scherl sowie seine erste Zusammenarbeit mit Erdberg (Das Narrenspiel der Volksbildung);
- die Kooperation Hofmanns und Erdbergs im „Volksbildungsarchiv“ mit besonderer Betonung von Hofmanns erster großer wissenschaftlicher Arbeit über die Organisation des Ausleihdienstes (Der große Auftrag);
- die Porträtierung Erdbergs im Rahmen der Volksbildungsbewegung seit der Jahrhundertwende und die persönlich-fachliche Beziehung zwischen Hofmann und Erdberg (Freundschaft).

3.2 *Der Briefwechsel zwischen Hofmann und Erdberg*

Der zweite Teil der Quellendokumentation besteht aus ausgewählten Briefen aus dem zwei Jahrzehnte umfassenden Briefwechsel zwischen Hofmann und Erdberg.⁶⁸ Sie sind so ausgewählt, daß sie die thematischen Schwerpunkte der Berufserinnerungen ergänzen bzw. durch andere Akzentsetzungen kommentieren. Über die Briefe ist es möglich, zahlreiche Einblicke sowohl in Details der Persönlichkeiten von Hofmann und Erdberg als auch in fachliche Einzelaspekte ihrer Zusammenarbeit zu gewinnen, so z.B. die geduldige ‚Erziehungsarbeit‘ Erdbergs dem ‚Heißsporn‘ Hofmann gegenüber, die gegenseitigen Mißtrauens- und Vertrauensbeweise, die Probleme der finanziellen Regelung der Archivmitarbeit oder die sich allmählich anbahnende persönliche Freundschaftsbeziehung, in die auch die Ehefrauen miteinbezogen waren. Über die Briefe wird es darüber hinaus auch möglich, die in der Rückschau vorgenommenen autobiographischen Konstruktionen Hofmanns deutlicher als solche zu begreifen, da der Briefwechsel – als die dem Zeitgeschehen nähere Textsorte – an mehreren Stellen gegenüber den Berufserinnerungen abweichende Formulierungen enthält.⁶⁹

Die Auswahl der Briefe ist chronologisch-thematisch geordnet, wobei die einzelnen thematischen Schwerpunkte jeweils durch eine Folge von Briefen dokumentiert werden. Eine Ausnahme bildet die Anfrage Hofmanns über das Einkaufshaus (Kap. 2.6), da das Thema innerhalb des im Walter Hofmann-Archiv befindlichen Briefcorpus lediglich in einem Einzelbrief und nicht in einer Brieffolge behandelt wird.

3.3 *Würdigungen*

Den dritten Teil der Dokumentation bilden zwei Rückblicke bzw. Würdigungen, die Erdberg zum 50. Geburtstag Hofmanns verfaßt bzw. Hofmann anlässlich des Todes von Erdberg geschrieben hat. Insbesondere die lange Laudatio Erdbergs gibt noch einmal in markanter Weise die wichtigsten Stationen des Lebenswerkes von Hofmann wieder, wie sie sich aus der Sicht des langjährigen Weggefährten darstellen. Sie bilden – gewissermaßen im Zeitraffer – das Pendant zu denjenigen Teilen der Hofmannschen Berufserinnerungen, die – aus dessen Sicht – das Lebenswerk Erdbergs würdigen und kommentieren.⁷⁰

1. Walter Hofmanns autobiographische Erinnerungen: Kampf und Freundschaft

1.1 Denkwürdige Begegnung¹

1.

Die deutsche Bücherhallenbewegung stand nicht isoliert in der Zeit. Sie gehörte zum Ganzen der vielfältigen sozialen und pädagogischen Erneuerungsbestrebungen, mit denen um die Jahrhundertwende kluge und wohlmeinende Elemente des Bürgertums die Gefahren zu bannen suchten, die mit der Verwandlung des „grünen Deutschland“ der Wiesen, Felder und Wälder in das „graue Deutschland“ der Großstädte, der Fabrikhöfe und der ewig qualmenden Schloten immer fühlbarer geworden waren. In nächster Nähe der Bücherhallensache stand jene Bewegung, die unter der Bezeichnung „Universitätsausdehnung“ in die Geschichte des deutschen Volksbildungswesens eingegangen ist. Für beide kam der Anstoß aus dem angelsächsischen Kulturbereich. Während aber der Bücherhallengedanke von Amerika nach Deutschland verpflanzt wurde, hatte die „Universitätsausdehnung“ ihr vielbewundertes Vorbild in der englischen „University-Extension“. – Die „Ausdehnung“ war im sozialen Sinn gemeint. Nicht über neue Gegenstände sollte sich die Universitätswissenschaft ausbreiten, sondern neue Volkskreise sollten mit dem Geist der Wissenschaft in Berührung kommen. Die Universitäten wollten aus der sozialen Isolierung, in die sie geraten waren, heraus; das deutsche Volk, insbesondere in seinen breiten, werktätigen Schichten, sollte für seinen Daseinskampf besser gerüstet werden; die Risse und Sprünge, die sich im Bau des deutschen Hauses immer bedrohlicher zeigten, sollten am weiteren Fortgang gehindert und wenigstens einigermaßen gekittet werden.

Die Universität bediente sich dabei ihres ureigensten Mittels: des gesprochenen Wortes. Belehrende Vorträge für den kleinen Mann hatte es freilich in Deutschland schon immer gegeben, so wie es ja auch vor der modernen Bücherhalle schon längst die alte Volksbibliothek gegeben hatte. Aber das bisherige Vortragswesen, fast ausschließlich getragen von Volksbildungsvereinen, arbeitete ganz vorwiegend mit dem Einzelvortrag, der zudem, auch bei Gegenständen, die fern allem Musischen waren, gern mit musikalischen Darbietungen „umrahmt“ wurde; die Vortragenden gehörten meist der Volksschullehrerschaft an, aber auch der berufsmäßige Wanderredner, der von irgend einer Berliner Volksbildungszentrale ins Land hinausgeschickt wurde, fehlte nicht; ich selbst habe noch in meinen volksbibliothekarischen Anfangszeiten einige düstre Repräsentanten dieser Gattung von Volksbildner erlebt. Nun waren es die Männer der Wissenschaft selbst, die zum lernbegierigen Volke sprechen sollten, und an die Stelle des Einzelvortrages trat die Vortragsreihe, der systematisch aufgebaute Kurs. Weniger als sechs zusammenhängende Vorlesungen durften einem Gegenstand nicht gewidmet werden, und dort, wo die „volkstümlichen Hochschulkurse“ wirklich zur Entfaltung kamen, wurden auch Zyklen von Kursen durchgeführt, die sich durch das ganze

Semester, in einzelnen Fällen sogar durch Jahre erstreckten. Zu diesen weitgespannten und geistig anspruchsvollen Unternehmungen standen die früheren Einzelvorträge etwa in demselben Verhältnis wie die alte Volksbibliothek zur modernen Bücherhalle, nur daß die volkstümlichen Hochschulkurse als Veranstaltungen der Universitäten sich eines sozialen Prestiges erfreuten, das der Bücherhalle von Anbeginn an versagt war und auch für alle Zukunft versagt geblieben ist.

In dem reformatorischen Zug der Universitätsausdehnung war begründet, daß ihr vor allem die jüngeren Angehörigen der akademischen Lehrkörper zugetan waren. Doch versagten sich ihr auch Träger eines großen wissenschaftlichen Namens nicht; so in Berlin der Anatom Waldeyer-Hartz², in München der Volkswirtschaftler Lotz³, in Jena der Philosoph Eucken⁴, in Marburg der Sozialpädagoge Natorp⁵, in Wien der Botaniker von Wettstein⁶ und andere mehr. Treibende Kraft aber und geistiger Mittelpunkt der ganzen Bewegung war ein nicht mehr ganz junger Wiener Privatdozent: Dr. Ludo Hartmann⁷, Sohn des Dichters und Politikers Moritz Hartmann⁸, der in den achtundvierziger Sturmjahren das Banner der Revolution vorangetragen hatte. Ludo Hartmann wandelte politisch in den Spuren seines Vaters: er war überzeugter und kampfesfreudiger Sozialdemokrat. Da er zudem Halbjude war, war er, doppelt bemakelt, im alten Österreich zum Schicksal des ewigen Privatdozenten verurteilt, obwohl seine hohe wissenschaftliche Qualifikation als Historiker von keiner Seite, auch von seinen politischen Gegnern nicht, bestritten wurde. Seiner wissenschaftlichen Grundrichtung nach war er ausgesprochener Positivist, – alles, was nur von Ferne an Metaphysik anklang, war ihm ein Greuel. Diese geistige Haltung wollte er ganz folgerichtig auch den volkstümlichen Hochschulkursen eingepflanzt wissen. Insbesondere war sein immer wieder mit entschiedenstem Nachdruck verfochtenes Dogma: Weltanschauung und Politik gehören so wenig wie in die Universität selbst in die volkstümlichen Hochschulkurse. Diese hätten überhaupt kein inhaltliches Ziel – „den Arbeiter denken lehren“, das sei ihre eigentliche Aufgabe. Und so sei es im Grunde auch gleichgültig, an welchen Gegenständen das Vermögen, zu denken, entwickelt und geübt werde. Es kann nicht Wunder nehmen, daß Hartmann mit dieser rein formalen Zielsetzung viele Gegner hatte; selbst manche seiner politischen Sinnesgenossen konnten sich in diesem Punkte mit ihm nicht einverstanden erklären, und innerhalb der volkstümlichen Hochschulkurse selbst wurde immer deutlicher, daß die Bedürfnisse der Hörer mit derartigen esoterischen intellektuellen Übungen nicht zu befriedigen waren.

Wer nun aber etwa glauben wollte, Hartmann als trockenen Vernünftler abtun zu können, würde an der Wahrheit weit vorbeischießen. An der Wiege Hartmanns hatten sowohl die Musen wie die Grazien Pate gestanden. Schon die körperlich-geistige Erscheinung des hochgewachsenen, feingliedrigen Mannes hatte etwas Bestrickendes. Bestrickend auch das von den Blitzen des Geistes, der Ironie, des gutmütigen Spottes durchzuckte Mienenspiel in diesem edelgeschnittenen Gesicht; bestrickend in der bewegten Unterhaltung oder gar in der großen Debatte die Gestik der nervig-schlanken Hand. Sein Haus der Schauplatz einer lebensvollen, von den Künsten veredelten Geselligkeit. Empfindung, Gefühl, Phantasie, zielstrebigem Wille, ja selbst Leidenschaft – alles das war ihm, dem Manne strenger Denksucht, nicht fremd. Nur gehörte es eben zu seiner Weltanschauung, daß diese Seelenkräfte von der Wissenschaft, auch von

den Geisteswissenschaften, also auch von der Geschichte, fernzuhalten seien, daß hier lediglich die kühle Beobachtung der Tatsachen und ihre logische Ordnung und Verknüpfung zu regieren haben. Für die Wissenschaft selbst eine hohe, wenn auch für viele Wissenschaften wohl kaum ausreichende Forderung. Indem nun aber Hartmann dieses Wissenschaftsideal zum alleinherrschenden Ideal auch der wissenschaftlichen Volksbildung zu machen strebte, rief er innerhalb der Universitätsausdehnungsbewegung eine Opposition hervor, die sehr bald ein bedeutendes Gewicht erlangen sollte. Diese, an den innersten Kern der Volksbildungsarbeit rührenden Gegensätze wurden dann auf den großen deutschen Volkshochschultagen, die mit wechselndem Ort alle zwei Jahre stattfanden, ausgetragen, und da Hartmann ein hervorragender Debatter war, dem die glänzendsten Formulierungen nur so zuflogen, da ihm, zum Teil wenigstens, Gegner von geistigem Format gegenüberstanden, kam es oft zu Geisterschlachten, wie sie damals in dem geistig immer mehr erstarrenden Deutschland schon längst nicht mehr alltäglich waren. Hartmann schonte dabei seine Gegner nicht, indessen ließ der unvergleichliche Charme, der jederzeit um Ludo Hartmann war, es niemals zu eigentlichen Konflikten, Feindschaften und Verbitterungen kommen.

Dieser positivistische Hartmann – und das gehörte nicht zu den geringsten seiner menschlichen Reize – war als Vorkämpfer der volkstümlichen Hochschulkurse selbstloser Idealist von reinstem Wasser. Unablässig warb er für den Gedanken der Universitätsausdehnung, unablässig, unter rücksichtslosem Verbrauch seiner Zeit und Kraft, widmete er sich dem Ausbau der Wiener Einrichtungen, unablässig, mit Witz, Zähigkeit und hinreißender Beredsamkeit kämpfte er um die beträchtlichen Mittel, die zum großen Aufbau der neuen Institution erforderlich waren. Wenn auf den Volkshochschultagen die Finanzreferenten der einzelnen Hochschulen über die Schwierigkeiten, ausreichende Zuschüsse zu erlangen, klagten, konnte Hartmann jederzeit mit der ihm eigenen liebenswürdigen Ironie auf die großen Stiftungen hinweisen, die ihm, dem Sozialisten, wiederum von Juden und Christen, vom reichen Bürgertum und vom hohen Adel für seine Wiener Anstalten gemacht worden waren.

Alle diese Anstrengungen würden freilich wenig besagt haben, wenn sie nicht im Dienst einer achtunggebietenden sachlichen Leistung gestanden hätten. Aber so skeptisch man auch der formalistischen Zielsetzung Hartmanns und ihrer Verabsolutierung gegenüberstehen mochte, – im Blick auf die organisatorische und methodische Durchbildung der Wiener Kurse gab es nur eine Stimme der Anerkennung. In dieser Hinsicht waren sie das eigentliche Modell für die Universitätsausdehnung im gesamten deutschen Sprachgebiet.⁹

Indessen Hartmanns leidenschaftlicher Eifer für die Sache der Volks- und Arbeiterbildung hatte ihn noch weiter geführt. Dem geschulten Wissenschaftler entging die Grenze nicht, die auch in der Volksbildung, dem reinen Vortragsbetrieb, und sei er noch so umfassend ausgebaut, sei er noch so gediegen fundiert, gezogen ist. Besonders bei den naturwissenschaftlichen Disziplinen mußte sich diese Grenze sehr bald fühlbar machen. So gründete er gemeinsam mit seinen Freunden, vor allem mit Anton Lampa¹⁰, dem bedeutenden Physiker, von dem in diesen Erinnerungen noch gesprochen werden wird, das großartige „Wiener Volksheim“, in dem zu dem passiven Mithören das aktive Mittun kommen sollte. Hier vor allem war es, wo die geldkräftigen Kreise Wiens tief

und immer wieder in den Beutel greifen mußten. Das Auszeichnende des Volksheims war die bis dahin in der Volksbildungsarbeit kaum je erreichte Intensität, mit der der einzelne, um seine geistige Entfaltung bemühte Arbeiter gefördert wurde. Neben die großen informatorischen Vorträge und die Vorlesungen trat das Seminar, neben das Seminar kleinere Arbeitsgemeinschaften, die unter Umständen nur aus dem Dozenten und einem einzigen Arbeiterschüler bestanden. Eine ausgezeichnete, hauptamtlich geleitete Studienbibliothek, zahlreiche Laboratorien und Übungsstätten standen zur Verfügung. Es kam vor, daß Arbeiter jahrelang an der Lösung irgend einer wissenschaftlichen Aufgabe arbeiteten und dabei zu beachtlichen Resultaten gelangten, die in einzelnen Fällen sogar in den wissenschaftlichen Fachzeitschriften mitgeteilt werden konnten. Hier durfte wirklich davon gesprochen werden, daß der Arbeiter denken gelehrt wurde. Ob freilich diese mit außerordentlichem materiellem und nicht geringerem moralischem Aufwand betriebene Förderung einiger weniger intellektueller Einzelgänger der letzten Hoffnung Hartmanns – der Befreiung der Arbeiterklasse – dienen würde, stand auf einem anderen Blatt. Auch war nicht zu verkennen, daß die durchgebildete Methodik des Wiener Volksheimes vor allem den naturwissenschaftlichen Studien zugute kam. Genug – die Schöpfungen Hartmanns waren beredtes Zeugnis eines hohen volksbildnerischen Idealismus und eines seltenen volksbildnerischen Leistungswillens. Überwältigend war der Eindruck, wenn man, bei Kenntnis des durchschnittlichen deutschen Volksbildungsbetriebes jener Jahre, sich unvermittelt den Wiener Volksbildungsstätten gegenübergestellt sah. Mir wenigstens erging es so, als ich im Jahre 1909 das Wiener Volksheim unter Führung von Hartmann und Anton und Emma Lampa¹¹ besichtigen durfte.

So war „Wien“, das zudem, eben dank der Initiative Hartmanns, schon 1893 mit der Einrichtung von volkstümlichen Hochschulkursen allen deutschen Universitäten vorgegangen war, für lange Zeit der geistig-fachliche Mittelpunkt der neuen Bewegung. Indessen sollte es im Laufe der Jahre einen bedeutenden und im langsamen Vordringen immer einflußreicheren Gegenspieler erhalten. Der organisatorische Sitz dieses neuen Kraftzentrums war die Volksbildungsabteilung der „Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen“ (später „Zentralstelle für Volkswohlfahrt“)¹² in Berlin, eine halbamtliche Gründung, hinter der die bedeutende Gestalt des Ministers von Berlepsch¹³ stand, der sich, gemeinsam mit seinen Freunden aus der hohen preußischen Ministerialbureaukratie, nicht mit den Verbesserungen begnügen wollte, die mit der 1891 zum vorläufigen Abschluß gekommenen sozialen Gesetzgebung des deutschen Reiches erreicht worden waren. Der Volksbildungsabteilung dieser Zentralstelle war auch die Geschäftsführung des „Vereins für volkstümliche Hochschulkurse an der Berliner Universität“ übertragen worden, und als 1899 sich die einzelnen örtlichen Volkshochschulvereine zu einem „Verband für volkstümliche Kurse von Volkshochschullehrern des deutschen Reiches“ zusammenschlossen, gliederte auch dieser seine Geschäftsstelle der Volksbildungsabteilung der Zentralstelle an. Die organisatorische Macht, die auf diese Weise sich bei der Zentralstelle zusammenballte, war nicht unbedeutend. Doch nicht hierin lag das Bedeutende dieser Vorgänge, die ja in organisatorischer Hinsicht ohnedies auf den Raum des deutschen Reiches beschränkt blieben, „Wien“ also überhaupt nicht berührten. Viel wichtiger war, daß hier um eine neue Sicht

auf das Volksbildungs- und Volkshochschulproblem gerungen wurde, daß der selbstsichere Positivismus Hartmanns einer kritischen Besinnung Platz machen mußte. Und so, wie das Wiener Volksbildungsdenken in e i n e m Mann seinen Quell und ausstrahlenden Mittelpunkt hatte, so auch die neuen geistigen Tendenzen in Berlin. Was in Wien Ludo Hartmann, war in Berlin Dr. Robert von Erdberg, der Leiter der Volksbildungsabteilung der Zentralstelle. Zunächst ganz von dem blendenden Wiener Gestirn überstrahlt, wurde er in langsamem, doch stetigem Vordringen, nicht ohne lebhaftere Auseinandersetzungen mit Hartmann, dem er dessenungeachtet zeitlebens hohe Bewunderung zollte, zum eigentlichen geistigen Führer der deutschen Volksbildungsbewegung und nach 1918 war seiner und der Initiative Werner Pichts¹⁴ zu danken die deutsche Volkshochschule, die berufen war, die volkstümlichen Hochschulkurse abzulösen. Davon wird auf späteren Blättern dieser Erinnerungen noch zu berichten sein.¹⁵

2.

Das alles war mir, als ich 1905 Volksbibliothekar wurde, unbekannt. Kaum daß ich wußte, daß es Einrichtungen gab, die den Namen Volkstümliche Hochschulkurse führten. Ihre eigentlichen Absichten, Leistungen und Probleme blieben mir verborgen, und ich spürte auch kein Verlangen, etwas davon zu erfahren. Und doch sollte ich auch mit diesem Zweige der Volksbildung sehr bald schon in eine recht nachdrückliche Berührung kommen.

Als Ida Bienert¹⁶ wenige Jahre früher sich mit dem ihr eigenen Ungestüm der Volksbüchereisache zugewandt hatte, war es ihr nicht so sehr um die Volksbibliothek in deren Eigencharakter gegangen, als vielmehr um das Größere, Umfassendere, eben die Volksbildung. Dieser zu dienen, erschien ihr die Volksbücherei als ein treffliches Werkzeug neben anderen. So konnte es nicht ausbleiben: Ida Bienert, nachdem wir die Dresden-Plauerer Bibliothek erst einmal unter Dach hatten, wandte sich nun mit gleichem Elan dem zweiten großen Vollzugsorgan der Volksbildung, den volkstümlichen Hochschulkursen zu.

Dabei stieß sie freilich in Dresden auf beträchtliche Schwierigkeiten. Eine Universität gab es in Dresden ja nicht, sondern lediglich zwei Spezialhochschulen: die technische und die tierärztliche. Wären beide ausschließlich auf ihre speziellen Zwecksetzungen abgestellt gewesen, würde ein Vorlesungsprogramm, wie es nach der Idee der Universitätsausdehnung gefordert war, überhaupt nicht möglich gewesen sein. Aber wenigstens die Technische Hochschule verfügte ja auch über eine „Allgemeine Abteilung“, die sich gerade damals stark ausweitete und, in der Periode deutscher Universitätsneugründungen, die Tendenz zeigte, sich zu einer kleinen Universität, mit allen Vorrechten einer solchen, zu entwickeln, – zur Genugtuung bestimmter ehrgeiziger Kreise der Stadt Dresden, nicht aber zur Freude der Landesuniversität in Leipzig. Diese „Allgemeine Abteilung“ konnte, wenigstens in gewissem Umfang, für die volkstümlichen Hochschulkurse nun doch die geisteswissenschaftlichen und auch die gesellschaftswissenschaftlichen Vorlesungen übernehmen; für die exakten Naturwissenschaften war ja an der Technischen Hochschule ohnedies ausreichend gesorgt. Wenn hingegen auch die

organischen Naturwissenschaften im Vorlesungsprogramm erscheinen sollten, so kam dafür nur die Tierärztliche Hochschule in Betracht. Nun hatte diese aber selbst schon, wenn naturgemäß auch nur in bescheidenstem Umfange, einen volkstümlichen Vorlesungsbetrieb entwickelt und machte bei den neuen Planungen Prioritätsansprüche geltend. Dazu kam die Eifersucht, mit der damals jede deutsche Hochschule über ihre Geltung und ihre Selbständigkeit wachte. Es war also keine Kleinigkeit, die beiden, ohnedies stets miteinander rivalisierenden Hochschulen unter einen Hut zu bringen. Doch auch dieses Kunststück gelang Ida Bienert, die dabei freilich von ihrem großen Geldbeutel unterstützt wurde, aus dem sie den Garantiefonds speiste, den die Dresdner Volkshochschulleute als unerlässlich erachteten. Ja, sogar die Forstakademie in Tharandt, und, wenn mich mein Gedächtnis nicht ganz täuscht, auch die Bergakademie in Freiberg konnten zum Mittun gewonnen werden. So wurde es möglich, einen, vier Hochschulen umfassenden „Dresdner Ausschuß für volkstümliche Hochschulkurse“ zu gründen, und damit waren denn schließlich die Voraussetzungen für ein weitgespanntes und vielgestaltiges Vorlesungsprogramm gegeben.

Doch auch jetzt noch hatte die Sache einen beträchtlichen Haken. Ein lebensvolles Gebilde konnten die volkstümlichen Hochschulkurse einer Stadt immer nur dann werden, wenn sich unter den Hochschuldozenten wenigstens ein Kopf von Rang befand, der, von der Idee der neuen Institution gepackt, diese ganz zu seiner eigenen Sache machte. Es brauchte ja nicht immer ein Ludo Hartmann zu sein! Daran aber fehlte es in Dresden durchaus. Man hatte dem Drängen der temperamentvollen reichen Frau schließlich nachgegeben und sich in dem „Ausschuß“ zusammengefunden; auch hatte sich eine ganze Anzahl von Professoren bereit erklärt, zunächst einmal einen dieser neumodischen Kurse zu übernehmen, – aber Führung und Gestalt und des Ganzen, das lag gänzlich außerhalb des Interessenkreises dieser Männer.

Hierauf war es zurückzuführen, daß der „Dresdner Ausschuß für volkstümliche Hochschulkurse“ in die Hände eines Mannes geriet, dem es allerdings durchaus auf das Ganze ankam, der dabei aber nicht von der Leidenschaft für die Sache, sondern von persönlichem Ehrgeiz, richtiger gesagt, von ganz gewöhnlicher gesellschaftlicher Eitelkeit getrieben wurde. Ich will ihn hier Dr. X.¹⁷ nennen und dem noch hinzufügen, daß er einer der zwei Dresdner Hochschulen als Privatdozent angehörte, im Hauptberuf aber Arzt war, zur Hochschule also nur in einem lockeren Verhältnis stand. Sie hatte für ihn keine andere Bedeutung als die eines Sprungbrettes zu höherem gesellschaftlichen Aufstieg. Da aber seine intellektuellen Fähigkeiten im umgekehrten Verhältnis zur Größe seiner Eitelkeit standen, war nur geringe Aussicht, daß es zum Sprunge kommen würde. Da bot sich ihm das andere Sprungbrett des neuen Ausschusses, und hier schien ihm denn wirklich der Sprung zu glücken: er wurde Vorsitzender des Ausschusses, kam damit in die Nähe der viel umworbenen Millionärgattin und rückte mit alledem nun wirklich in den Vordergrund des Dresdner gesellschaftlichen Lebens. Und das ließen seine akademischen Kollegen ohne Widerstand geschehen, obwohl sie sich über die geistigen Fähigkeiten und die eitle Windbeutelei des Mannes vollständig im klaren waren. Die Sache, auf die man sich nun einmal eingelassen hatte, war gerettet, – und zugleich war man jeder weiteren Mühe und Sorge um das Ganze enthoben. Welch ein

Mangel an geistigem und sozialem Verantwortungsbewußtsein! Und dabei war jeder einzelne dieser Männer innerhalb seines Faches Musterbild wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit und Solidität.

Ida Bienert war wohl keine große Menschenkennerin. Aber den eitlen Betriebsmacher hatte sie doch vom ersten Tage an durchschaut. Nun wurde er ihr als Spitzenmann des Ausschusses präsentiert. Sie wußte, welche Gefahr das für ihr Werk bedeutete. Ablehnen konnte sie ihn nicht; ihn schalten und walten lassen durfte sie nicht. In dieser Bedrängnis kam sie auf einen ihrer würdigen Einfall. Innerhalb des Ausschusses war ein engerer „Arbeitsausschuß“ gebildet worden, bei dem die eigentliche Verantwortung für die neue Bildungsanstalt liegen sollte. Dem Arbeitsausschuß gehörten fast ausschließlich Angehörige der Hochschulen an, nur Ida Bienert war in Rücksicht auf ihre Verdienste auch in diesen engeren Kreis gewählt worden. Das war ihr zunächst als reine Formalität erschienen. Als nun aber Dr. X. auch an die Spitze dieser „gesetzgebenden Versammlung“ trat und als sich Ida Bienert immer mehr von der gleichgültigen Passivität der übrigen Mitglieder überzeugen mußte, begriff sie, daß sie innerhalb des Arbeitsausschusses eine wesentliche Aufgabe habe. Nun aber war dieser unruhige Geist alles andere als ein Mensch der Ausschüsse und der Ausschußsitzungen. So spekulierte sie denn: sie würde die Wahl annehmen, aber sich ausbitten, daß sie an ihrer Stelle einen Vertreter, einen gleichberechtigten Mann ihres persönlichen Vertrauens entsenden dürfe. Der Umstand, daß sie oft und lange von Dresden abwesend war, an den Sitzungen also gar nicht regelmäßig würde teilnehmen können, würde nach ihrer Meinung als ausreichende Begründung dienen. Die Aufgabe des Vertrauensmannes aber sollte sein, den volkspädagogischen Hecht im akademischen Karpfenteich zu spielen und damit die Bäume des Herrn Dr. X. nicht in den Himmel wachsen zu lassen. Und dieser Hecht im Karpfenteich konnte ihrer Überzeugung nach nur ich sein!

Damit kam ich in eine überaus peinliche Lage. Die Volksbücherei, unsere kleine Dresden-Plauener Bibliothek, begann gerade damals mich innerlich auf das stärkste zu bewegen und alle meine Kräfte an sich zu ziehen. Strenge Konzentration war da für mich das Gebot der Stunde. Was aber Ida Bienert nun von mir verlangte, mußte unweigerlich zur Zersplitterung führen. Aber nicht nur das. So wie ich seinerzeit entsetzt gewesen war, als ich nach Ida Bienerts Wunsch Volksbibliothekar werden sollte, so stand ich nun auch dem ganzen Gedanken volkstümlicher Hochschulkurse mit äußerstem Mißtrauen gegenüber. Ja, das Mißtrauen war hier noch größer als damals bei der Volksbüchereisache. Das problematische Verhältnis der modernen Wissenschaft zur Idee der Bildung, die tiefe Kluft zwischen wissenschaftlichem und volksmäßigem Denken, die Volksfremdheit der durchschnittlichen Akademiker der Zeit, alles das war mir ja längst wohlbekannt und mußte mir den Versuch, dem Volkskörper Wissenschaft einzufußeln, auf Wissenschaft Volksbildung zu gründen, als ein im höchsten Maße fragwürdiges Unternehmen erscheinen lassen. Viel fragwürdiger noch als die Volksbücherei, die ja doch in ihrem Bücherbestand auf weite Strecken eine selbstwirkende Substanz von Größe und Kraft, von Beziehung zu Leben und Volk besaß und zugleich, wenigstens bei uns in Dresden-Plauen, auch die Methoden entwickelt hatte, den einzelnen Leser auf schwierigen und gefährlichen geistigen Pfaden zu begleiten und ihm zu helfen.

Ich habe später, bei näherer Beschäftigung mit der Sache, auch die volkstümlichen Hochschulkurse etwas positiver beurteilen gelernt und 1910, auf der vierten Volkshochschulstagung in Wien – also gleichsam in der Höhle des Löwen – Ideen zur geistigen Grundlegung dieser Institution und zu ihrem Zusammenwirken mit den Volksbüchereien vorgetragen.¹⁸ Damals aber, bei dem ersten Zusammenprall mit der neuen Institution, war ich ganz Ablehnung.

Indessen war Ida Bienerts Verlegenheit so groß, ihr Wunsch, mich als ihren Beauftragten im Arbeitsausschuß zu sehen, so dringlich, meine dankbare Bindung an sie eine so innige, daß ich mir schließlich die Zusage, in der gewünschten Weise mitzutun, abringen ließ. Doch hoffte ich im Stillen noch, daß Ida Bienerts Plan an dem Widerstand des Ausschusses selbst scheitern werde. Wie sollte auch ein rein akademisches Kollegium sich bekommen lassen, einem unbekanntem kleinen Vorstadtbibliothekar, der zudem keinen akademischen Grad aufweisen konnte, Sitz und Stimme einzuräumen? Doch Ida Bienert gelang es, auch dieser Schwierigkeit Herr zu werden, und so sah ich, der noch vor gar nicht langer Zeit den blauen Kittel des Graveurs¹⁹ getragen hatte, mich denn wirklich unvermutet als gleichberechtigtes Mitglied dieses akademischen Gremiums, dem sogar S. Magnifizenz, der Rektor der Dresdner tierärztlichen Hochschule angehörte.

Bald nachdem diese Entscheidung gefallen war, fand eine Sitzung des Arbeitsausschusses statt. Ordnungsgemäß erhielt ich meine, von Dr. X. gezeichnete Einladung, und pflichtgemäß machte ich mich zur gegebenen Stunde auf den Weg. Gegenstand der Beratung war das Vorlesungsprogramm für das bevorstehende Semester. Es war die seltsamste Veranstaltung, an der ich jemals teilgenommen hatte und auch späterhin teilgenommen habe. Keine Frage nach dem Sinn des ganzen Unternehmens, nach der Funktion der Wissenschaft in der Volksbildung; keine Rede von den geistigen Lebensnotwendigkeiten und Lebensformen der künftigen Hörer; wie auch kein Bemühen um einen geistigen Plan, von dem aus die Themen hätten entwickelt, gewertet und geordnet werden können. Und wie kein Gedanke an die Schwierigkeiten der volkspädagogischen Methode, so auch kein Gedanke an die Eignung der einzelnen Dozenten für die geforderte sozialpädagogische Leistung. Die einzige Sorge: eine möglichst reichhaltige Speisekarte von Themen zusammenzubringen, darunter möglichst viele solche, die einen großen Zulauf von Hörern und damit wohlgefüllte Kassen gewährleisten würden. Ein betriebsamer Unternehmer, ein Konzertagent etwa oder der Inhaber einer florierenden Leihbibliothek, hätte die Sache nicht anders betreiben können als dieses Gremium deutscher Hochschullehrer. Privatdozent X. aber war nun ganz in seinem Fahrwasser. Er vor allem war es, der in der Richtung auf äußere Ausdehnung, auf zählbaren und münzbaren Erfolg drängte, und kein einziger der Anwesenden dachte daran, ihm in die Zügel zu fallen.

Ich war zunächst wie gelähmt. Dann aber, die Sitzung neigte sich schon ihrem Ende zu, raffte ich mich auf und bat ums Wort. Es wurde mir ohne weiteres erteilt. Wie groß aber war die Verwunderung der würdigen Männer, als ich zu einer grundsätzlichen Betrachtung der Programmfrage ausholte und darlegte, daß man sich doch, wenn es um Volksbildung gehe, zunächst einmal über die Voraussetzung einer jeden Programmgestaltung klar werden müsse. Das war nun nicht etwa ein Stich ins Wespennest, sondern

ich hatte ungefähr den Erfolg, den der haben wird, der zu den Blinden von der Farbe spricht. Ein nachsichtig verlegenes Lächeln auf fast allen Gesichtern. Anders Dr. X. Er kannte meine starke Stellung bei Frau Bienert, um deren Gunst er sich nachdrücklich bemühte, und hielt sich daher vorsichtig zurück. Doch war ihm der Ärger, den ihm meine „Hirngespinnste“ bereiteten, deutlich anzusehen. Wirklich getroffen von meinen Ausführungen fühlte sich von allen Anwesenden nur ein Einziger: Oskar Walzel²⁰, der Nachfolger Adolf Sterns auf dem literargeschichtlichen Lehrstuhl der Technischen Hochschule. Aber Walzel, der gepflegte Mann mit dem streng geschnittenen schwarzen Assyrierbart, war alles andere als ein bekennender Draufgänger. Er stand erst am Beginn seiner, später so steil aufsteigenden akademischen Laufbahn. Zudem war er Jude, – alles für ihn Grund genug, sich in seiner akademischen Umwelt nicht vorzeitig unbeliebt zu machen. Indessen konnte er als philosophisch geschulter Kopf und als Geisteswissenschaftler von vielen Graden sich doch nicht die Blöße geben, Erwägungen, wie ich sie der Versammlung vorgetragen hatte, mit einem Lächeln zu übergehen. So wagte er es denn, mit äußerst behutsamen Wendungen aus meinen Darlegungen einen „berechtigten Kern“ herauszuschälen und seinen Kollegen zur Beachtung zu empfehlen. Als er geendet hatte, entstand eine allgemeine Verlegenheit. Es war alles so schön im Gange gewesen, und nun sollten schon im Arbeitsausschuß die Scherereien beginnen. Dr. X. glaubte einen bequemen Ausweg zu finden, indem er anregte, ich möchte doch selbst ein anderes und besseres Programm entwerfen. Schon atmete die Versammlung auf. Ich aber wußte nun endgültig: hier war Hopfen und Malz verloren! Nicht auf ein anderes Programm kam es an, sondern auf eine andere Denkweise. Davon aber hatten die guten Leute, den einzigen Walzel ausgenommen, nichts begriffen, und davon würden sie auch in alle Zukunft nichts begreifen. Selbstverständlich lehnte ich das Ansinnen ab. Daraufhin gab es ein verworrenes Hin und Her, endlich aber wurde beschlossen, zunächst einmal, da auch die Zeit drängte, das Programm weiter so zusammenzustoppeln, wie man begonnen hatte, daneben aber eine Art von Studienkommission zu bilden, in der die von mir aufgeworfenen Fragen geklärt werden sollten. Wenn ich mich recht entsinne, wurde Walzel mit dem Vorsitz der Kommission, der natürlich auch ich angehörte, betraut.

Die „Studienkommission“ war nichts anderes als ein Begräbnis erster Klasse. Zu eigentlichen Erörterungen, zu einem Eindringen in die Materie ist es überhaupt nicht gekommen. Wie hätte es auch anders sein können! Wo der philosophische und der pädagogische Eros fehlt, kann er auch durch keinerlei Kommissionen, wie überhaupt nicht durch irgendwelche Einwirkungen von außen herbeigezaubert werden. Die ganze Sache verlief schließlich ergebnislos im Sande; die Kommission schief nach einiger Zeit sang- und klanglos ein, und als Ida Bienert sich dann anderen Göttern, vor allem dem einsamen Gestirn Theodor Däublers²¹ zuzuwenden begann, habe auch ich mich stillschweigend von den Dresdner volkstümlichen Hochschulkursen zurückgezogen. Und doch sollten sie, wenngleich in ganz anderem Zusammenhang, auch für mich einen Ertrag haben, der für mein ganzes ferneres Berufsleben von schwer abzuschätzender Bedeutung geworden ist.

Wie schon erwähnt, veranstaltete der „Verband für volkstümliche Kurse von Hochschullehrern des deutschen Reiches“ alle zwei Jahre eine Tagung, auf der die Fragen des Zieles und des Weges erörtert, Erfahrungen aus der Praxis mitgeteilt und auch organisatorische Probleme behandelt wurden. Auch boten die Tagungen willkommene Gelegenheit, die Bedeutung der neuen Institution des nationalen Bildungslebens vor der Öffentlichkeit eindringlich darzutun. Da sie stets von Hochschullehrern aller Fakultäten aus dem gesamten deutschen Sprachgebiet, also auch von den deutschen Hochschulen Österreichs, besucht wurden, da sich zudem unter den Teilnehmern jederzeit eine Anzahl markanter Köpfe befand, entbehrten sie weder eines gewissen geistigen Schwunges, noch auch, bei dem damals noch ungebrochenen Ansehen der deutschen Hochschulen, des gesellschaftlich-repräsentativen Glanzes. So konnte es nicht wundernehmen, wenn die einzelnen Hochschulen und Städte, in denen sie domizilierten, Wert darauf legten, die jeweils nächste Tagung in ihren Mauern zu sehen. Die erste Tagung, 1904, hatte in Berlin stattgefunden, die zweite, 1906, in München; später, 1910 und 1912, wurden Wien und Frankfurt a.M. ausersehen. Jetzt aber galt es, den Tagungsort für das Jahr 1908 zu bestimmen. Jedermann hatte erwartet, daß auch diesmal eine Stadt gewählt werden würde, deren volkstümliche Hochschulkurse schon auf eine gewisse Tradition zurückblicken konnten und eine charakteristische Note aufzuweisen hatten. Wie groß aber war die Überraschung, als die Wahl auf Dresden fiel, wo das ganze Unternehmen noch in den Kinderschuhen stak und ausgesprochenermaßen an geistiger Unterernährung litt. Allgemein wurde vermutet, daß der betriebsame Dr. X. hierbei seine Hand im Spiele gehabt habe. Auf jeden Fall bot ihm die Dresdner Tagung eine unvergleichliche Gelegenheit, sich als eine der maßgebenden Personen der ganzen Bewegung aufzuspielen und den guten Dresdnern zu zeigen, was sie an ihrem Dr. X. hatten. Es hat ihm auf die Dauer aber doch nichts genützt.

Als Mitglied des Dresdner Ausschusses nahm auch ich an der Tagung teil. Sie muß einigermaßen flau verlaufen sein; wenigstens habe ich an ihre Verhandlungen, im Gegensatz zu den späteren Tagungen in Wien und Frankfurt, keine deutlichen Erinnerungen mehr.²² Unvergeßlich aber ist mir, wie Dr. X. es verstand, die Tagung zu einem großen gesellschaftlichen Ereignis zu machen. Den Höhepunkt bildete denn auch, wiederum in ausgesprochenem Gegensatz zu den späteren bedeutenden Tagungen, das Festessen am Hauptverhandlungstage. Es fand in einem der vornehmsten Dresdner Hotels statt. Selbstverständlich hatte auch ich eine Einladung erhalten. Zuerst hatte ich geschwankt, ob ich auch da mittun sollte. Schon daß Dr. X. hierbei ohne Zweifel in bengalischer Beleuchtung erscheinen würde, genügte, mir den Geschmack an der Veranstaltung zu nehmen. Aber ich hatte an einem derartigen Bankett noch niemals teilgenommen, und es reizte mich doch, die Welt auch einmal von dieser Seite kennen zu lernen. Eine Unterredung mit Ida Bienert, die im glänzend aufgezogenen Ehrenpräsidium der Tagung saß und die mir lebhaft zuredete, gab den Ausschlag, und ich zollte auch auf diesem Gebiet der Zeit meinen Tribut. Es sollten fast zwanzig Jahre vergehen, bis ich zum zweiten Male an einem ähnlichen großen Bankett teilnahm, und dann war

es ein Bankett, das die Stadt Leipzig der deutschen Volksbildungswelt zu Ehren der von mir geschaffenen Einrichtungen gab.²³

Der große Saal des Hotels, in dem im Jahre 1908 in Dresden das Bankett stattfand, bot ein überaus festliches Bild. An der riesigen reichgeschmückten Tafel Hochschuldozenten, manche von ihren Frauen begleitet, aus allen deutschen Gauen; dazu das ganze, an Kunst, Wissenschaft und kulturellem Fortschritt interessierte Dresden, dazu die Mächtigen der Bankwelt und der Wirtschaft; an der quer gestellten Ehrentafel die Spitzen der Behörden. Die freilich, um derentwillen die volkstümlichen Hochschulkurse vor allem betrieben wurden, die Arbeiter, waren nicht vertreten. Dafür aber wohltonende Festreden, mit denen man sich gegenseitig seines Wohlwollens für das Volk und seine Bildung versicherte. Selbstzufriedenheit auf allen Gesichtern. Strahlende Selbstzufriedenheit aber vor allem auf dem Gesicht des Oberregisseurs Dr. X., der seinen Triumph feierte und zugleich vor den Koryphäen der Wissenschaft, vor den Gewaltigen der Presse und den Fürsten der Banken dienerte. Ich fühlte mich als außerhalb stehend und betrachtete das Ganze, halb belustigt, halb in Ingrim, als ein symbolisch bedeutsames Schauspiel unseres herrlichen wilhelminischen Zeitalters. Und doch war es zugleich ein Schauspiel, das eines gewissen ästhetischen Reizes nicht entbehrte, dem auch ich, der Sinnenmensch, mich nicht ganz zu entziehen vermochte. Das schimmernde Linnen der Tafel, das glänzende Porzellan und Silber, die in verschwenderischer Fülle ausgebreiteten Blumen, die erlesenen Genüsse des Gaumens, der feine Duft des in wohlgeformten Kelchen kredenzten Weines, die aufmerksam und lautlos bedienenden Kellner, ein durch das unablässige Stimmengeschwirr hin und wieder durchbrechendes heiteres Gelächter, das blitzende Auge der schönen Frau Gattin eines bekannten Berliner Universitätsprofessors, die mein Visavis bildete, – alles das versetzte mich nach und nach in einen leichten Rausch; unbeschwerte Daseinsfreude steckte auch mich an und ließ mich für einige Stunden den trügerischen Untergrund vergessen, auf dem auch dieses Gebäude errichtet war.

An einer Stelle freilich wies das impressionistisch-lichtvolle Bild einen störenden Flecken auf. Mir links-schrägüber, etwa drei, vier Plätze von meinem schönen Visavis entfernt, saß ein Teilnehmer²⁴, der in den heiteren Klang der heiteren Stunde nicht einstimmte. Mit einem Ausdruck tiefer Verdrossenheit auf dem großflächig-weich-unbestimmten Gesicht hockte er auf seinem Platze, beteiligte sich nicht an der um ihn herumbrandenden Unterhaltung, antwortete auf gelegentliche Anreden seiner Tischnachbarn abweisend, fast unhöflich, nur mit den allernotwendigsten Brocken. Um den seltsamen Gast zuletzt eine Zone des Schweigens und der Kälte, in die er immer tiefer hineinzuersinken schien. So sehr war schon die schwebende Leichtigkeit der Stunde in mich eingedrungen, daß selbst ich, der sich doch keineswegs eines besonderen gesellschaftlichen Schliffes rühmen durfte, das Verhalten dieses offenbaren Außenseiters als ungehörig und peinlich empfand. Dabei war offenkundig, daß sich hier nicht etwa ein ungelenker Fremdling auf ihm gesellschaftlich ungewohnten Boden verirrt hatte. Ganz im Gegenteil, – dieser ungemütliche Schweiger hatte zugleich in seiner ganzen Erscheinung etwas ausgesprochen Weltmännisches – ganz darnach angetan, seine abweisende Verdrossenheit nur noch verletzender hervortreten zu lassen.

Ich versuchte von meinen Tischnachbarn zu erfahren, wer der seltsame Zeitgenosse sei, aber niemand konnte mir Auskunft geben.

Bei den Verhandlungen des Nachmittags sah ich den Unbekannten wieder. Er gehörte nicht zu den Rednern des Tages, er griff auch nicht in die Aussprache ein, aber es war doch deutlich zu erkennen, daß er, der mir an der Festtafel als Außenseiter erschienen war, zu dem „engeren Kreis“ gehörte und daß sich auch Dr. X. eifrig um ihn bemühte. Deutlicher noch trat jetzt auch an der großen fülligen Figur das Leger-Weltmännische in Erscheinung; auch entging mir nicht, daß in einer Pause einer der ersten Sterne der Tagung, Träger eines großen wissenschaftlichen Namens, sich mit dem Sonderling in ein Gespräch einließ, das diesen sichtlich belebte und das von seinem Partner mit betonter und auszeichnender Achtung geführt wurde. Im übrigen aber zeigte der Unbekannte auch jetzt den Ausdruck abweisender Verdrossenheit, war um ihn unverkennbar eine Zone der Kälte. Der Zufall wollte es, daß es mir auch jetzt nicht gelang, den Namen des mir allmählich merkwürdig werdenden Mannes zu erfahren.

4.

Der spätere Abend führte die Tagungsteilnehmer noch einmal zu einer zwanglosen Begegnung zusammen. Man traf sich diesmal an einem Ort, dessen sich noch viele alte Dresdner wohl entsinnen werden: „Café König“ am Bismarckring, Treffpunkt der Dresdner Künstler- und Literatenkreise, Dorado aller eifrigen Zeitungs- und Zeitschriftenleser. Auch ich hatte dort in meinen Bohemienjahren manche Stunde beim Genusse einer Tasse Chokolade und beim Studium der Hardenschen „Zukunft“ oder des „Simpel“ oder einer der Kunst- und Kulturzeitschriften zugebracht, die dort in reicher Auswahl auslagen.²⁵ Im Café König saß man an kleinen runden Marmortischen, und so mußte sich denn auch bei dieser Abendzusammenkunft die Masse der Volkshochschulleute in lauter kleine Gruppen auflösen; Bekannte setzten sich zu Bekannten, lange getrennt gewesene Freunde zu Freunden. Die ganze abendliche Zusammenkunft hatte überhaupt, im Gegensatz zu der pompösen Veranstaltung des Mittags, einen ausgesprochen intimen Charakter, und ich war zweifelhaft gewesen, ob ich, der Fremdling in diesem Kreise, auch noch hieran teilnehmen sollte. Aber ich war nun einmal vom Tagungsklima aufgerührt, und zudem reizte es mich, die lange nicht betretene Stätte einstiger bescheidener leiblicher Genüsse und mannigfacher geistiger Anregungen wieder einmal aufzusuchen.

Ich hatte mich etwas verfrüht; es waren zunächst nur wenige Tagungsteilnehmer anwesend; auch die einheimischen Stammgäste waren fürs erste nur spärlich vertreten. So hatte ich die Wahl zwischen vielen der kleinen Marmortische, von denen für mich fast jeder mit der Erinnerung an bestimmte Künstler und Schriftsteller verbunden war, die zu meiner Zeit dort ihren Stammpplatz gehabt hatten. Noch ungewiß, wo ich diesmal Platz nehmen sollte, erblickte ich in einer Ecke, an dem Tischchen, an dem sonst eine der Dresdner Literaturgrößen zu residieren pflegte, den sonderbaren Unbekannten, den unliebenswürdigen Zeitgenossen von der heiteren mittäglichen Festtafel. Jetzt hockte er nicht mürrisch auf seinem Platze, sondern lehnte behaglich in einem der Wiener

Kaffeehausstühle, um sich einen Stapel von Zeitungen und Zeitschriften gehäuft. Augenblicklich teilte er seine Aufmerksamkeit zwischen irgend einer Kunstzeitschrift und einer Zigarre, die er soeben mit dem prüfenden Blick des Kenners seinem Etui entnahm, und sorgfältig genießerisch in Brand setzte. In der Behaglichkeit seiner Ecke ein vollständig anderer Mensch! Einer plötzlichen Eingebung folgend ging ich quer durch das Lokal auf ihn zu, stellte mich vor und bat, Platz nehmen zu dürfen. Das wurde mit gleichgültig-nachlässigem Kopfnicken gewährt. Zunächst setzte mein Partner seine Lektüre noch fort, und ich sah, daß es „Kunst und Künstler“²⁶, die von mir hochgeschätzte Kunst-Zeitschrift, war, die ihn so fesselte. Nach einiger Zeit schien ihn aber der an öffentlicher Gaststätte ja nicht übliche Umstand, daß ich mich vorgestellt hatte, darauf zu bringen, daß er es mit einem Teilnehmer an der Volkshochschulungstagung zu tun hatte. Er ließ das Heft von „Kunst und Künstler“ sinken und fragte mich, welcher Hochschule ich angehöre. Als ich ihm kurz von meinem Zusammenhang mit den Dresdner Kursen berichtete, trat sogleich wieder der verdrossene Ausdruck auf seinem Gesicht hervor. Als ich aber einfließen ließ, daß ich von Beruf Volksbibliothekar sei, war es, als ob er einen Augenblick stutzte und als ob er mich mit prüfendem Interesse nun erst richtig ins Auge faßte. Noch zögerte er, ob er seine Lektüre fortsetzen sollte, dann aber legte er „Kunst und Künstler“ doch beiseite und begann mit leiser, stockender Stimme, im Anfang durch einen Zungenfehler etwas behindert, ein langsam tastendes Gespräch über Volksbüchereifragen. Begreiflicherweise nicht geneigt, dem hochmütigen Sonderling gegenüber sogleich mein bibliothekarisches Herz auszuschütten, führte auch ich das Gespräch zunächst nur zögernd und tastend. Doch hielt das nicht lange an. Ganz sonderbar: dieser Fremdling, offenbar selbst nicht zur bibliothekarischen Zunft gehörend, brachte ein Bedenken, einen Zweifel nach dem anderen vor, und er setzte dabei genau an dem Punkte an, der auch mir in steigendem Maße, seit jenem zweiten Besuch in Jena²⁷, als der eigentlich wunde Punkt der Volksbüchereisache, grade auch in ihrer modernen Ausprägung als Bücherhallenbewegung, erschienen war: Verflachung des gesamten Betriebes, kritikloser Zahlenkult, mechanische Massenhinausschleudung von Büchern, – Volksbüchereiarbeit als Hindernis wahrer Volksbildung! Und schließlich, um meine Überraschung voll zu machen, die positive Forderung, die ihm aber noch nirgends erfüllt erschien: individualisierende Handhabung der Ausleihe!

Schwerlich wird heute noch jemand ermessen können, wie mir in diesem Augenblick zumute war. Auf jeden Fall: wenn irgend etwas geeignet war, mich aus meinem Bau zu locken, so diese, an den Kern der Volksbüchereisache rührende Kritik, und so wurde aus dem stockenden und zögernden bald ein rasch dahinfließendes Gespräch. Schicht um Schicht deckten wir die volksbibliothekarische Problematik auf, und Zug um Zug kamen wir uns geistig näher. Und als ich ihm nun gar berichtete, daß wir in unserer kleinen Dresden-Plauener Vorortsbibliothek mit der individualisierenden Ausleihe Ernst gemacht hätten, und als ich ihm die Grundgedanken unserer Organisation und unserer Methodik entwickelte, da brach bei meinem Gegenüber auch der letzte Damm der Spröde und Zurückhaltung. Und nun kam auch ich erst in volle Fahrt. Wir, uns vor kaum einer Stunde noch unbekannt, erlebten eine wahre geistige Vermählung mit allen Entzückungen einer solchen! Dabei war es merkwürdig, daß der Sprecher, ganz im Gegensatz zu meiner Art, auch die schneidendste Kritik und die weitestgehenden

Behauptungen in einem gleichmäßigen, fast lässigen Tonfall, ohne Beschleunigung des Tempos, ohne Steigerung oder Senkung der Stimme vorbrachte. Und doch spürte man aus allem, was er nun sagte, den Unterton tiefster innerer Beteiligung heraus.

Als in unserem Gespräch endlich einmal eine Pause eintrat, griff mein Gegenüber noch einmal halb automatisch zu „Kunst und Künstler“, aber blätterte nunmehr nur darin, offenbar dem eben Gehörten nachsinnend. Da reizte es mich, auf die noble Zeitschrift Bezug nehmend, einen Fühler auch nach dieser Seite auszustrecken. Und nun war es, als ob ich damit erst die eigentliche geistige Heimat dieses Mannes der Volksbildung betreten habe – diese Provinz des geistigen Globus, die ja auch meine geistige Heimat war. Fast hätten wir uns in eine lustvolle Unterhaltung über Kunst und Dichtung der Zeit verloren. Doch es war mein Partner selbst, der das Gespräch auf unser eigentliches Thema zurücklenkte, und wieder ergaben sich in Kritik und Forderung die beglückendsten Übereinstimmungen. Jetzt aber konnte ich wenigstens ahnen, aus welchen Quellen das volksbildnerische Wollen dieses ungewöhnlichen Mannes gespeist wurde.

Stunden waren vergangen, ohne daß ich mir dessen bewußt geworden wäre. Café König hatte sich mit dem Schwarm der Tagungsteilnehmer gefüllt, hatte sich wieder geleert und außer ein paar hartnäckigen Zeitungshamstern waren an einem Nachbartische nur einige jüngere, heftig debattierende Volkshochschulleute zurückgeblieben. Da brach denn auch mein Partner das vielstündige Gespräch ab. Wenn ich aber erwartet hatte, daß er nun durch eine freundliche menschliche Geste die geistige Begegnung dieser Stunden bekräftigen und besiegeln würde, mußte ich mich alsobald enttäuscht sehen. Er verabschiedete sich von mir mit kühler Höflichkeit, kaum anders als von dem Zahlkellner, dem er mit nachlässiger Gebärde den Betrag seiner Zeche zugeschoben hatte. Fast konnte es scheinen, als ob sich zwischen uns nichts Wesentliches ereignet hätte. Immerhin ließ er sich zu der Bemerkung herab: wir müssen unser Gespräch bei Gelegenheit fortsetzen; Sie werden wieder von mir hören. Wie er dann seinen Mantel um die Schultern schwang, einen langen Schal nicht etwa sorgfältig umlegte, sondern mit lässigem Schwung sich um den Hals warf, und wie er in gleich nachlässig-eleganter Haltung das Lokal verließ, hätte die hohe, im langsamen Gehen etwas wiegende Gestalt eher einem Prinzen aus Exotien als einem deutschen Volksbildungsmanne angehören können.

Als ich mich am Beginn unserer Begegnung vorgestellt hatte, hatte auch der Fremdling seinen Namen gemurmelt, aber ich hatte ihn nicht verstanden, und auch im Fortgang unserer Unterhaltung hatte sich keine Gelegenheit ergeben, das Versäumte nachzuholen. Nun aber brannte ich doch darauf zu erfahren, wer es sei, mit dem ich die lange, so erregende Unterhaltung gehabt hatte. Das Grüppchen der letzten Tagungsteilnehmer am Nachbartisch schien Bescheid zu wissen, sie hatten, als sie kamen, meinen Partner aus Entfernung begrüßt und sich, als er ging, respektvoll erhoben. So wandte ich mich mit meiner Frage an sie. Sie waren darob nicht wenig erstaunt, hatten sie doch angenommen, ich sei einer seiner engsten Vertrauten. Noch nie habe sich Dr. von Erdberg – dieses also der Name meines neuen Bekannten! – im Kreise von Volkshochschulleuten so angelegentlich und so ausdauernd unterhalten. Nein, Herr von Erdberg selbst sei nicht Hochschullehrer, sondern Geschäftsführer des Reichsverbandes, der die Tagung veranstaltet hatte. Er lebe in Berlin und sei dort zugleich Leiter der Volksbildungsabtei-

lung der Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Das alles waren mir damals nur Namen. Aber ich horchte auf, als meine Auskunftgeber, der Klangfarbe ihrer Aussprache nach Österreicher, hinzufügten, in den Kreisen der Volkshochschulleute sei Herr von Erdberg nicht nur als der große Schweiger, sondern auch als der große Theoretiker bekannt. Der ironische Unterton dieser Bekundung war nicht zu überhören, und mir begann eine erste leise Ahnung zu dämmern, welches die eigentümliche Stellung dieses Herrn von Erdberg innerhalb der deutschen Volksbildungsbewegung sein mochte. Unsere merkwürdige Unterredung aber wollte mir nun doch in einem anderen, in einem bedeutenderen Lichte erscheinen.

Es war schon nahezu Mitternacht, als ich langsam zu meiner Wohnung im hochgelegenen Villenviertel von Dresden-Plauen hinaufstieg. Wenn dieser Dr. von Erdberg nur ahnen könnte, was die Begegnung mit ihm mir bedeutete. Wohl war ich jetzt, nach Überwindung des ersten inneren Widerstandes, von den eigentümlichen Problemen der Volksbücherei gefesselt; wohl erkannte ich, daß hier Aufgaben über Aufgaben ihrer Lösung harnten; wohl ahnte ich, daß es mir beschieden sei, der deutschen Volksbücherei ihre eigene Gestalt zu geben. Aber in welche Vereinsamung war ich mit allen meinen Bemühungen gebannt! Gewiß hatte ich innerhalb der Dresden-Plauer Bibliothek die Gemeinschaft mit Elise Bosse²⁸, aber wenn ich an das deutsche Volksbüchereiwesen meiner Zeit dachte, wollte es mir manchmal vorkommen, als lebten wir beide auf einem anderen Stern. Das erste wirkliche Echo aus bibliothekarischen Kreisen hatte ich bezeichnenderweise nicht in Deutschland, sondern im Ausland gefunden: Arne Arnesen, damals Assistent, später Leiter der Deichmannschen Bibliothek in Christiania,²⁹ hatte schon 1906 auf einer Studienreise durch das bibliothekarische Deutschland seltsamerweise auch mich in meinem Dresden-Plauer Winkel aufgestöbert, meine Einrichtungen mit Interesse studiert und im Anschluß daran im norwegischen „Folkbiblioteksbladet“ unter dem Titel „Et tysk udlaanssystem“ (Ein deutsches Ausleihsystem)³⁰ meine Bestrebungen gewürdigt und ihnen Bedeutung nicht nur für das deutsche Volksbüchereiwesen zugebilligt. Einige Zeit darnach aber hatte mich einer der angesehensten deutschen Volksbibliothekare, Leiter einer der großen öffentlichen städtischen Bücherhallen des Westens aufgesucht und ich hatte versucht, auch mit ihm in ein wirkliches Gespräch zu kommen. Als ich ihm von unseren Bemühungen um den Leser, insbesondere um den Arbeiter berichtete, lachte Dr. Z.³¹, dessen Gesicht von Schmissen zerhackt war, gröblich auf: was der Arbeiter suche, seien „Bierabende mit Musike“, und darauf habe sich auch die öffentliche Bibliothek einzurichten. Und als ich dann abends im „Viktoriahäus“, dem Gegenüber von „Café König“, mit Dr. Z. noch eine Stunde zusammensaß, wußte dieser Volksbildner nichts Besseres, als mit breitem Behagen fatale Geschichten und Geschichtchen aus der Chronique scandaleuse des guten rheinischen Bürgertums zu erzählen. Abgesehen von der Unsauberkeit: kein Funken Witz und Geist, kein Hauch von Anmut und Grazie. Und so plump und dürftig wie dieser persönliche Repräsentant der deutschen Volksbüchereisache waren auch, bis auf verschwindende Ausnahmen (von denen ich noch zu berichten haben werde) die literarischen Dokumente der Bücherhallenbewegung jener Jahre. Was für ein kümmerliches Pflänzchen war doch unser „Fachblatt“, die „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“³²! Und selbst um dieses trübe Licht am Leben zu erhalten, langte der Spiritus

der deutschen Volksbibliothekare allem Anscheine nach nicht zu: die Schriftleitung des Blättchens wurde nebenbei von dem Direktor einer großen wissenschaftlichen Bibliothek mit erledigt. Wohin ich blickte, Dürre und Öde. Wenn ich zurückdachte an die Jahre vor meiner volksbibliothekarischen Tätigkeit, an meinen täglichen Verkehr mit Männern wie Leonhard Lier³³ und Otto Fischer³⁴, mit Richard Kaden³⁵ oder Gustav Morgenstern³⁶, an die Fülle geistigen Lebens im Hause von Ferdinand Avenarius³⁷ oder Karl Söhles³⁸, an das witzig-verwegene Treiben an unserem Künstler- und Literatenstammtisch draußen in Laubegast in Engfeldts Weinstuben³⁹, dann kam ich mir als Angehöriger der volksbibliothekarischen Zunft vor wie ein in das geistige Armenhaus Verbannter.

Unter diesen Umständen drohte ich einer mächtigen Verlockung zu erliegen. In meinen Jugenderinnerungen habe ich davon berichtet, wie mir Ida Bienert, als sie mich für die Tätigkeit an der Dresden-Plauener Bibliothek gewinnen wollte, ein Stipendium in Höhe von dreitausend Mark bewilligte, in dessen Genuß ich nach einigen Jahren treten und das mir einen einjährigen Studienaufenthalt in Paris und Italien ermöglichen sollte.⁴⁰ Wenn ich dann wollte, sollte ich meiner volksbibliothekarischen Verpflichtung ledig sein und mich wieder, nun aber auf breiterer und zuverlässigerer Grundlage, meinen ursprünglichen kunstwissenschaftlichen Bestrebungen widmen können. Dieses herrliche Angebot hatte damals den Ausschlag gegeben und mich bestimmt, das Rettungstau vorübergehender volksbibliothekarischer Tätigkeit zu ergreifen, das mir, dem beruflich Gescheiterten⁴¹, Ida Bienert zugeworfen hatte. Im ersten Zusammenprall mit der Volksbüchereisache waren die Gedanken an die große Kunstreise zeitweise etwas zurückgetreten, nun aber, in meiner unheilvollen volksbibliothekarischen Isolierung, meldeten sich die alten Hoffnungen mit neuer Gewalt. Indessen waren Pläne und Entwürfe dieser Art nun doch schon immer von inneren Zweifeln und Vorwürfen begleitet: durfte ich denn das von mir begonnene Werk im Stich lassen, durfte ich meine Mission verleugnen? Aber wiederum: was würde ich als Einzelner in der deutschen Volksbüchereiwüste ausrichten können?

Und nun hatte ich an diesem Abend erfahren, daß es in der deutschen Volksbildungside doch wenigstens einen Menschen gab, mit dem ich in meiner Sprache sprechen konnte und der das Format hatte, ohne das Volksbildungs- und Volksbüchereiarbeit zu einer Angelegenheit geistigen Spießertums werden mußte. Ein einziger solcher Mensch, und die geistigen Fäden von ihm zu mir, von mir zu ihm gesponnen, – eine vollständig veränderte Situation! Und vielleicht gab es neben dem einen Dr. von Erdberg, zu dem mich heute abend ein günstiger Zufall geführt hatte, hier und da in deutschen Landen doch noch Männer, wenn auch nicht gleichen, so doch ähnlichen Schlages. Aus dem isolierten Punkt würde ein geistiger Raum werden, in dem man würde zu atmen vermögen, und von dem aus man wirklich in die Weite würde wirken können. Zu alledem kam, daß dieser Dr. von Erdberg ja allem Anscheine nach eine bedeutende Stellung einnahm, – wenn es da nicht nur geistige Gemeinschaft, sondern vielleicht sogar auch wirkungsvolle Waffenhilfe geben würde?!

Tief sog ich die feuchtkühle Vorfrühlingsnachtluft in mich ein, – vielleicht hatte mich das Schicksal doch auf den richtigen Platz gestellt.

Am nächsten Morgen freilich sah die Welt schon wieder wesentlich anders aus. Gewiß, daran änderte sich nichts: ohne Menschen geistigen Höhenwuchses und geistiger Klarheit keine Volksbildung. Nicht alle Volksbildner, ja vielleicht nur sehr wenige, konnten dieser Forderung genügen, aber gänzlich fehlen, wie es bisher geschienen hatte, durften Menschen dieses Ranges nicht. Und es war beglückend, in Dr. von Erdberg endlich einen solchen Menschen gefunden zu haben. Zugleich einen Menschen, der innerhalb der Volksbildung an einem besonders verantwortlichen Platze stand. Indessen: mit dem geistigen Anspruch und seiner Erfüllung allein war es ja noch nicht getan. Auch das, was man damals „soziales Verständnis“ zu nennen pflegte, und was bei dem leitenden Mitarbeiter einer großen Sozialorganisation wohl vorausgesetzt werden durfte, langte in der Volksbildungsarbeit noch nicht zu. Spontaner persönlicher Helferwille, Fähigkeit zum Verzicht auf mancherlei Annehmlichkeiten der privilegierten Klasse, vor allem aber: lebendiges Gefühl für den Menschen, – wenn es daran fehlte, war alles andere doch nur tönend Erz und klingende Schelle. Wie stand es aber hiermit bei dem Manne, der gestern Abend so überraschend in meinen Gesichtskreis getreten war? Daß er das Wörtchen „von“ vor seinem Namen führte, konnte mich nicht beirren. Ich war kein Aristokratenfresser, und als *g e i s t i g e r* Aristokrat war er mir in der Schallheit des Volksbildungsbetriebes jener Jahre ja eben der Hochwillkommene. Aber war er nicht auch seiner ganzen Lebensform nach der Sozial-Exklusive, mit all der Gleichgültigkeit gegenüber Menschen niederen Standes, niederer Klasse, die der sozialen Exklusivität eigen ist? Schon wie er gestern Abend, humorlos distanzierend, den Oberkellner Böttcher, mir aus meiner Café-König-Zeit als trefflicher Biedermann wohlvertraut, behandelt hatte, gleichsam als nichtexistierend, als ein inferiores Lebewesen, das keinen Blick und keine freundliche Geste zu beanspruchen hatte, schon das hatte mir einen Stich gegeben. Und lag die Art, in der er sich von mir verabschiedet hatte, nicht auf derselben Linie? Konnte ich mir ihn im Kreise unserer Arbeiterleser vorstellen? Und war es denkbar, daß ein Wenzel Holek, ein Albert Goldammer⁴² sich jemals diesem lässig-kühlen Aristokraten gegenüber mit ihren menschlichen und geistigen Nöten aufschließen würden? Und würde dieser Prinz aus Exotien begreifen können, was mich mit innerster Notwendigkeit an die, des ästhetischen Schimmers so sehr entbehrende, dafür mit grenzenloser Hingabe im anderen Menschen lebende Tochter des Leipziger Malermeisters und sozialistischen Arbeiterbildungsmannes⁴³ band? Und wie endlich würde er es aufnehmen, wenn er erfuhr, daß der, mit dem er sich gestern dem geistigen Abenteuer hingegeben hatte, einer von denen war, die von unten kamen und der noch vor gar nicht langer Zeit den blauen Kittel des Handwerksgehilfen getragen hatte, ohne wenigstens durch ein nachträgliches Studium auch nur einen bescheidenen akademischen Grad, den Passierschein zur deutschen Bildungswelt jenes Zeitalters erlangt zu haben?

Zweifel dieser Art begleiteten mich auf meinem Weg zur tief unten, im Industrieviertel Dresden-Plauens gelegenen Bibliothek.

Es war selbstverständlich, daß ich Elise Bosse sogleich von dem Verlauf des gestrigen Tages, vor allem aber von der bedeutungsvollen Begegnung mit Dr. von Erdberg

berichtete. Aufmerksam hörte sie mir zu. Als ich aber den Namen Erdberg nannte, blickte sie überrascht auf: „Dr. von Erdberg, der Mann der Zentralstelle für Volkswohl-fahrt in Berlin?“ fragte sie.

Nun war es an mir, überrascht zu sein. „Woher kennen Sie ihn?“ Nein, sie kannte ihn nicht persönlich, aber sie hatte von ihrem Vater wiederholt von Dr. von Erdberg gehört. Er sei mit ihm mehrfach auf Tagungen der Zentralstelle zusammengekommen, vor allem bei solchen, die den Fragen der künstlerischen Erziehung des Arbeiters gewidmet waren,⁴⁴ eine Angelegenheit, die Friedrich Bosse ständig stark beschäftigte. – „Nun?“ fragte ich, ein Wort über die Bedeutung des Mannes erwartend. Elise Bosse, die gespürt haben mochte, wie sehr mich die Begegnung mit Dr. von Erdberg bewegte, zögerte einen Augenblick, dann aber, mit der Sachlichkeit, die oberstes Gesetz unseres geistigen Zusammenlebens war, bekannte sie: „Ich muß Sie enttäuschen; nach dem, was mir mein Vater von Dr. von Erdberg, von seinem Auftreten bei den Zentralstellentagungen erzählt hat, ist auch er ein Volksbildungsmann ohne Volksverbundenheit. Ich befürchte, daß er den Weg zum Herzen des Arbeiters niemals finden wird.“

Auch wenn ich nicht selbst schon Bedenken in dieser Richtung gehabt haben würde, würde diese Bekundung ihren Eindruck auf mich nicht verfehlt haben. War doch der alte Friedrich Bosse nicht nur ein volksbildnerischer Idealist, sondern auch ein kluger, lebenskundiger Beurteiler menschlichen Treibens und menschlicher Art. Und nun verband sich seine, meinem neuen Bekannten so ungünstige Meinung mit meinen eigenen Befürchtungen, die dadurch fast zur Gewißheit wurden. Also würde ich wohl gut tun, auf den neuen Mann keine zu großen Hoffnungen zu setzen.

Unter anderen Umständen würde dieser Rückschlag bei mir ohne Zweifel eine sehr tiefgehende Depression ausgelöst haben. Diesmal aber trat ein Ereignis ein, das mich die abendliche Begegnung und die Hoffnungen, die sich daran knüpften, zunächst einmal vergessen ließ.

1.2 Narrenspiel der Volksbildung¹

1.

Es war ein seltsames Zusammentreffen: Als ich 1901, damals noch ein ganz junger Mensch, meinen ersten journalistischen Husarenritt wagte (ich berichtete davon in meinen Jugenderinnerungen), galt er einem kunstkritischen Aufsatz in einem der Organe des damaligen Berliner Zeitungskönigs August Scherl.² Und nun war es derselbe August Scherl, der Anlaß zu meinem ersten Feldzug auf literarpolitischem Gebiete gab. Nur daß es diesmal nicht eine einzelne Veröffentlichung in einer der Zeitungen oder Zeitschriften Scherls war, gegen die ich glaubte angehen zu müssen, sondern das weitestgespannte Unternehmen, das sich der mächtige Mann bis dahin vorgenommen hatte. Ehe ich davon berichte, werden dem Leser so viel späterer Zeiten ein paar Worte über August Scherl und seinen Herrschaftsbereich willkommen sein.

Wollte man fragen, in welchen öffentlichen Figuren sich der Geist des Wilhelminischen Deutschland in besonderer Deutlichkeit ausdrückte, dürfte der Berliner Zeitungskönig jener Epoche nicht an letzter Stelle genannt werden. Die Bewunderer Scherls – und es fehlte ihm an Bewunderern und Lobrednern wahrhaftig nicht – glaubten die seltene Verbindung rühmen zu müssen, die hier ein unfehlbarer Wirklichkeitssinn mit einem hohen sozialen Idealismus eingegangen sei. Seine Gegner indessen, insbesondere die Wortführer der deutschen Sozialdemokratie, wollten in diesem Wirklichkeitssinn nichts anderes sehen, als die bedenkenlose Anpassungsfähigkeit des kapitalistischen Großverdieners an die trüben Instinkte der Zeit, und in seiner Idealität lediglich ein Mäntelchen, bestimmt, seine Raubzüge auf die Taschen des deutschen Volkes zu maskieren.

Wie dem auch gewesen sein möge: das Wort Goethes von den großen Wirkungen, die ohne eine große Kraft nicht zu erklären seien, wird man auch auf das Phänomen Scherl anwenden müssen. Wobei es freilich die Frage ist, ob es eine gute und heilsame Kraft war, die hier zur Wirkung kam. Diese Frage mögen die Leser meines Berichtes am Schlusse selbst beantworten.

Als Presseemann hatte August Scherl das Verdienst, für eine neue Zeit, für das Massenzeitalter, neue Formen der deutschen Presse geschaffen zu haben. Die feine, facettenreiche Journalistik, wie sie etwa ein Theodor Fontane in der „Vossischen Zeitung“ trieb, konnte dem Arbeiter, konnte dem Angestellten, konnte dem kleinen Beamten nichts geben. Sie glitt aber im weitesten Umfang auch an den mittleren Schichten des Bürgertums ab, die mehr und mehr dem unaufhaltsam fortschreitenden Vermassungsprozeß zum Opfer fielen. Dieser neu sich bildenden Masse in Pressestil und Pressepropaganda zu geben, was der Masse war, das war die historische Leistung Scherls, und hierin wurzelte sein beispielloser Erfolg. Alle Späteren, Ullstein sowohl wie Hugenberg, haben hier nur weitergeführt, was Scherl begonnen hat. Und hier ist's auch berechtigt, von seinem sicheren Wirklichkeitssinn zu sprechen, wenn auch von Idealität (von echter oder von gemachter) in den ersten beiden Jahrzehnten seines Wirkens noch nichts zu spüren war.

Deutlich freilich war auch ein anderes. Indem Scherl den Masseninstinkten sich anpaßte, war er doch zugleich bemüht, stillschweigend den Geist der Masse in bestimmter Richtung zu lenken, – in der Richtung des immer heftiger vorwärts drängenden kapitalistisch-imperialistischen Deutschland. So wurde Scherl, indem er Millionen auf Millionen häufte, zugleich ein deutscher politischer Faktor ersten Ranges. Die älteren vornehmen Gesinnungsgenossen blickten scheel auf diese Entwicklung, ohne doch gegen sie ankämpfen zu können. Der eigentliche Gegenspieler Scherls aber war die deutsche Sozialdemokratie, die von dem robusten Vorgehen dieses Mannes nicht nur Abbruch für ihre eigenen Zeitungsunternehmungen, vor allem für ihr Zentralorgan, den „Vorwärts“ in Berlin, befürchtete, sondern auch voraussah, daß Scherls Vorgehen der geistigen Lähmung der deutschen Arbeiterschaft Vorschub leisten werde. Vor allem galt die Gegnerschaft der Sozialdemokratie dem „Berliner Lokalanzeiger“, mit dem Scherl schon 1883 auf dem Plan erschienen war, und der ihm das Millionenvermögen gebracht hatte, das ihm dann sein weiteres publizistisches Vordringen ermöglichte. Für die breite Masse der kleinen Leute bestimmt, brachte der Lokalanzeiger es denn auch in kürzester Zeit zu einer Auflage von Hunderttausenden, während sich der „Vorwärts“ mit Zehntausenden begnügen mußte. Es waren insbesondere die Frauen, die den Methoden Scherls zum Opfer fielen und es konnte vorkommen, daß innerhalb derselben Arbeiterfamilie der Vater und die heranwachsenden Söhne sich ihr geistiges Rüstzeug aus dem „Vorwärts“ holten, während Frau und Töchter, vielleicht im Abonnement mit Nachbarn und guten Bekannten, das süße Gift des Lokalanzeigers einsogen.

Anfang der neunziger Jahre holte Scherl dann zum zweiten großen Schlage aus. Diesmal ging es ihm nicht um eine Tageszeitung, sondern um einen neuen Typ der Familienzeitschrift: „Die Woche“, mit der er sich an den geistigen und sozialen Mittelstand Deutschlands wandte. Und da Scherl auch mit der „Woche“ der Zeit gab, was die Zeit verlangte, blieb ihm auch diesmal der Erfolg nicht versagt. In jedem Kaffeehaus und in jedem Friseurladen – nicht etwa nur Berlins, sondern ganz Deutschlands – war „Die Woche“ zu finden, und Hunderttausende von Familien waren darauf abonniert. Die Bilder und Berichte von der Entfaltung der deutschen Großindustrie, vom Stapellauf neuer Schlachtschiffe, von den Fortschritten in den deutschen Kolonien wurden mit Genugtuung, die Bilder und Berichte aber vom kaiserlichen Hof mit wollüstiger Neugier aufgenommen. Alles war glänzend, alles ging bergauf, alles war zukunftsgeviß. Das Herzstück jedoch, ohne das „Die Woche“ nicht „Die Woche“ gewesen und ohne das ihr der beispiellose Massenerfolg doch vielleicht versagt geblieben wäre, war der „Roman“, – der Roman, dessen Fortsetzung allwöchentlich Hunderttausende, Jung und Alt, Männer und Frauen, mit brennender Gier erwarteten. Auch hier hatte Scherl neue Wege beschritten. Die Zeit war auch in Deutschland reif für den großen Zeit-, Sitten- und Gesellschaftsroman. Scherl bot ihm dem deutschen Leser in der Woche. Aber: „Zeitroman“, das ist ja nur ein Etikett, hinter dem sich geistig Verschiedenartiges, ja Gegensätzlichstes verbergen kann. Die großen Russen, die großen Engländer und Franzosen, auch einzelne Skandinavier hatten in neuer künstlerischer Technik den Zeitroman geschaffen, in dem der Zeit der Spiegel vorgehalten wurde, sei es, daß sie die hippokratischen Züge ihres eigenen Antlitzes erkenne, sei es, daß sie zu Umkehr oder zu neuer Ordnung des Lebens aufgerufen werde. Mit Verstiegheiten

solcher Art kam August Scherl seinen Lesern nicht. Seine Leser sollten sich wohl fühlen. Sie sollten an den Tischen der Finanzmagnaten speisen, sie sollten in den Kaleschen, später im Mercedes, der Industriegewaltigen fahren, sie sollten auf den Schlössern des preußischen Hochadels sich als Herren der Welt fühlen, sollten auch einmal einen verschämt-lüsternen Blick hinter die Vorhänge des ehelichen oder unehelichen Alkovens tun können, sollten schließlich erfahren, daß auch heute noch der grundständige und hochbefähigte Offizier eines obskuren Linienregimentes, sei er auch nur auf seine schmale Gage angewiesen, Herz und Hand der vielumworbenen Millionärstochter erringen konnte. Unsäglich „interessant“ waren die Schicksale der Helden und Heldinnen dieser Geschichten aus der Welt des Reichtums, des Glanzes und der Macht, oft drohte irgendein zweideutiges Element die gute Ordnung des Lebens zu stören, doch zuletzt ging immer alles gut aus. – Man sieht: von einem Neuen konnte bei dieser Art von Zeitroman im Kerne nicht die Rede sein. Neu war lediglich die elegante Erzählertechnik, bei der manche Anleihe bei den Großen jenes anderen europäischen Zeitromanes gemacht wurde; neu war das Milieu der oberen Zehntausend des reich und mächtig gewordenen Deutschland; neu war die vollständige geistig-sittliche Leere dieser Produkte, denen gegenüber selbst die alten moralisierenden Nieritzgeschichten, ja, selbst die sentimentalischen Schmarren der Gartenlaubentanten noch Gebilde von geistigem Gewicht waren. -

Bei alledem darf nicht übersehen werden, daß der Scherlroman ohne Zweifel auch ohne Scherl gekommen wäre, und daß er keineswegs nur eine deutsche Angelegenheit, auch nicht nur eine Erscheinung der wilhelminischen Ära war. Auf den Scherlroman folgte, blühend auch noch in der Weimarer Republik, sein legitimer Sohn, der Ullsteinroman, aus dem nun schon der Verwesungsgeruch der sich zersetzenden bürgerlichen Gesellschaft aufstieg. Was aber die Herzog und Stratz, die Wolff und Baum in Lackschuh und Frack für das Vorderhaus produzierten, das leisteten zu gleicher Zeit in Küchenschürze und aufgekrempelten Ärmeln die Courths-Mahler und die Anny Wothe für das Hinterhaus. Und nach allen Nachrichten, die aus England und Amerika zu uns kommen, ist die angelsächsische Magazinkultur den Leistungen der Scherl und Ullstein und ihrer Nachfahren zum mindesten ebenbürtig. Die Verflachung und geistige Entleerung und ihre industrielle Kultivierung und Ausbeutung ist eine Welterscheinung, wenigstens so weit, so weit die industriell-kapitalistische Lebens-Unordnung herrscht. So ist es auch berechtigt, Erscheinungen wie Scherl als legitime Funktion der Zeit aufzufassen, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß im Wechselspiel der Kräfte auch die Zeit zur Funktion der Scherl und Genossen wurde.

So groß auch der Erfolg der „Woche“ war, Scherl blieb auch hierbei nicht stehen. Doch nun begann er, sein anderes Gesicht zu zeigen. Derselbe Mann, der auf der schiefen Bahn, auf der sich Deutschland abwärts bewegte, sein geschichtliches Spiel spielte, erhob nun den Anspruch, als großer kultureller und sozialer Reformator zu gelten. Auf „Lokalanzeiger“ und „Woche“, dessen wird er sich bewußt gewesen sein, konnte er einen Anspruch dieser Art nicht gründen. So schuf er eine weitere große Tageszeitung, die nicht nur neu war, sondern, selbst Scherls Gegner mußten das zugeben, wenn auch nicht eigentlich bedeutend, so doch durchaus interessant. Es war „Der Tag“, der in zwei Ausgaben herauskam, eine für Berlin, eine für das Reich. Die Reichsausgabe – auch

wegen des in leuchtendem Rot gedruckten Titels bald allgemein der „rote Tag“ genannt – war der eigentliche große Schlag: eine von geistigen Elitekräften getragene Tageszeitung für die deutsche geistige Elite. Freilich verzichtete Scherl, seiner Grundtendenz getreu, auch hier auf Standpunkt und geistige Führung. „Keiner Partei dienstbar – freies Wort jeder Partei“ stand als Leitwort am Kopf der Zeitung. Das aber, was die Nation in politischer, sozialer und kultureller Hinsicht bewegte, sollte von den ersten Köpfen des geistigen Deutschland frei erörtert werden. Eine Art „Clearinghouse des Geistes“ also. Es muß gründlicheren Kennern der deutschen Pressegeschichte überlassen bleiben, zu beurteilen, wie weit es Scherl gelungen war, ein wirkliches Clearinghouse des Geistes zu schaffen. Daran aber kann nicht gezweifelt werden, daß Scherl mit dem „Tag“ sich in den Kreisen der deutschen Intelligenz ein bedeutendes Ansehen erwarb und sie geneigt machte, die Sünden des Pressegewaltigen etwas läßlicher zu beurteilen. Eine Nachsicht, die ihm dann bei seinem verwegenen literarpolitischen Unternehmen sehr zugute kommen sollte.

So war es also August Scherl in der Tat gelungen, publizistisch die drei großen Schichten der Nation zu erreichen und geistig zu beeinflussen: die breite Masse der kleinen Leute, den Mittelstand und die obere Schicht der deutschen Bildungswelt. Er war die geistige Großmacht der Zeit, wobei freilich das Wort „geistig“ in Anführungszeichen zu setzen ist.

Aber auch damit war seinem Tatendrang noch keine Grenze gesetzt. Auch drängte sein von Jahr zu Jahr anwachsendes Kapital nach immer neuen Anlagemöglichkeiten. Er brachte ältere angesehene Familienzeitschriften an sich, deren Abonnenten sich zunächst noch nicht mit dem neumodischen Stil der „Woche“ abfinden konnten, so „Die Gartenlaube“ und „Vom Fels zum Meer“; er gründete neue Zeitschriften für bestimmte Lesergruppen oder einzelne Sachgebiete, so „Die Welt der Frau“, den „Praktischen Wegweiser“, „Sport im Bild“, „Internationale Monatsschrift für Kunst und Wissenschaft“ und andere mehr; dem Zeitungs- und Zeitschriftenverlag wurde ein bedeutender, mit allen Mitteln der Propaganda geförderter Buchverlag angegliedert; eine angesehene, mit vielen Filialen arbeitende Annoncenexpedition wurde erworben, ein Unternehmen, das den Inseratenteil einzelner Zeitschriften ganz gepachtet hatte und darüber hinaus durch die Vermittlung von Anzeigen nach zahllosen Organen in Deutschland und im Ausland große Gewinne erzielte; schließlich riß dann Scherl auch noch in einer Reihe von deutschen Städten die Adreßbuchverlage an sich, sich damit im ganzen Reich weitere Möglichkeiten verlegerisch-wirtschaftlichen Einflusses schaffend. Noch niemals war in Deutschland auf dem Gebiet des Druckgewerbes eine derartige Macht in einer Hand zusammengeballt gewesen.

Doch auch über diese Position schritt Scherl noch einmal weit hinaus. Nach der Jahrhundertwende wandte er sich Planungen zu, die, indem sie seinem kapitalistischen Spekulationsgenie den weitesten Spielraum boten, ihm zugleich den Ruhm des großen sozialpolitischen Reformators eintragen sollten. Die erste dieser Unternehmungen sollte August Scherls „Sparlotterie“⁴³ sein. Es ist hier nicht der Ort, die Konstruktion der Sparlotterie zu schildern. Es genüge, zu sagen, daß es sich um ein wahres Mammutunternehmen handelte, bestimmt, sich über ganz Deutschland, von Berlin und den deutschen Großstädten bis zum kleinsten Dorf, zu erstrecken; daß beim Gelingen des Planes

dem Hause Scherl Gewinne von unvorstellbaren Ausmaßen zufließen mußten, daß die Bewunderer Scherls die Sparlotterie als reinen Ausfluß genialen sozialpolitischen Helfertums feierten; daß es aber, auch im bürgerlichen Lager, Böswillige gab, die Herrn Scherl ganz andere Absichten unterstellten. So schrieb die „Frankfurter Zeitung“ damals ironisch: „Sparen, sparen! Wer hundert Mark auf der Sparkasse hat, kann nicht in Not geraten, er wird auch nie zu den Sozialdemokraten gehen, die ihn expropriieren wollen.“ Scherls gesamtes bisheriges Wirken gab genügend Anlaß, ihm Tendenzen dieser Art zu unterstellen. Auch sollte die Sparlotterie mit einer neuen Wochenschrift verbunden werden, ohne Zweifel so etwas wie eine „Volksausgabe“ der „Woche“, – wirtschaftlich und geistig also sollten erneut Hunderttausende, wenn nicht Millionen in den Bannkreis August Scherls gezogen werden.

Diesmal indessen sollten Scherls Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ja, er kam nicht einmal dazu, den Baum der Sparlotterie in das Erdreich der Wirklichkeit einzupflanzen. Als Lotterie bedurfte das Unternehmen der Zustimmung der preußischen Regierung. Diese war auch drauf und dran, die Genehmigung zu erteilen. Da aber entfachte die Sozialdemokratie einen so wütenden Proteststurm, der Protest wurde – zu ihrer Ehre sei es hier festgehalten – auch von bürgerlichen Wirtschaftswissenschaftlern und Sozialpolitikern so nachdrücklich unterstützt, daß dem zuständigen Ministerium nichts anderes übrig blieb, als die Genehmigung im letzten Augenblick zurückzuziehen.

Ein schwerer Schlag für das Prestige des Allgewaltigen, – ein Schlag, der manchen anderen in ähnlicher Lage veranlaßt haben würde, sich nun wieder auf seine eigentliche Domäne zu beschränken. Für Scherl aber kam das nicht in Frage. Vielmehr erschien er schon nach wenigen Jahren wieder mit einem Unternehmen auf dem Plan, das seine Träume von unbegrenzter wirtschaftlicher Macht und vom Ruhm des Sozialpolitikers größten Stils verwirklichen sollte und ihm vielleicht doch noch den Weg zur Sparlotterie ebnen würde. Und dieses Unternehmen, auf das man das, in späteren Jahrzehnten so viel mißbrauchte Wort „gigantisch“ mit Recht hätte anwenden können, war es, das mich auf den Plan rief.

2.

Unsere Dresden-Plauener Bibliothek wurde von einer kleinen, aber recht wohl eingerichteten Buchhandlung oben in der Chemnitzerstraße beliefert. Ihr Inhaber, Herr Hayno Focken, ein jüngerer, etwas nervöser Mann, der einen schmerzlich-schönen Christuskopf nicht ohne eine leichte Selbstgefälligkeit zur Schau trug, hatte sich ein gut Stück beruflichen Hochsinnes bewahrt, der ihn davor schützte, im Buch nichts anderes als ein Handelsobjekt zu sehen. Später war er Mitinhaber der „Akademischen Buchhandlung Focken und Urban“ am Bismarckplatze, die sich Jahrzehnte hindurch in Dresden eines hohen Ansehens erfreute. – Focken hatte unserer Bibliothekgründung zunächst nicht ohne Bedenken gegenüber gestanden, bald aber eingesehen, daß eine Arbeit, wie wir sie betrieben, dem Sortimentsbuchhandel keineswegs Abbruch tun konnte, sondern eher geeignet war, ihm neue Kunden zuzuführen und darüber hinaus die Lesekultur des Ortes zu beleben und zu vertiefen. So hatte sich zwischen uns im Laufe der Zeit ein recht erfreuliches Verhältnis entwickelt.

Eines Tages nun, es muß etwa im Februar 1908, also noch vor der Begegnung mit Robert von Erdberg, gewesen sein, erschien Focken unerwartet und in unverkennbarer Aufregung bei mir unten in der Bibliothek. „Wissen Sie schon“, sagte er, „daß Sie demnächst eine Konkurrenz erhalten werden, die Ihnen zu schaffen machen wird?“ Ich wußte von nichts. Wer denn mein künftiger Konkurrent sei, fragte ich zurück. Ich sah es Hayno Focken an, daß er eine ganz große Überraschung bereithielt. Und so war es auch. Mit allem Nachdruck, der ihm zu Gebote stand, brachte er heraus: „August Scherl in Berlin!“ Da horchte ich denn freilich hoch auf. Woher er solche Kunde habe, wollte ich nun wissen. Nach einigem Zögern vertraute er mir mit der Bitte um Vertraulichkeit an, daß die Angelegenheit kürzlich in einer Vorstandssitzung der Dresdner Sortimentervereinigung zur Sprache gekommen sei; ein ihm befreundetes Mitglied des Vorstandes habe ihm gestern abend vertraulich darüber berichtet. Scherl, so fuhr Focken nun fort, beabsichtige, eine Leihbibliothek zu schaffen, die in allen deutschen Gemeinden, in den Großstädten sogar in jedem einzelnen Stadtteil, ihre Niederlassungen haben solle. Und zwar gehe er dabei auf nichts weniger aus, als auf die literarische Erziehung des gesamten deutschen Volkes; also nicht etwa nur der Arbeiter, sondern, wie es in einer Verlautbarung geheißen haben sollte (die später durch die Scherlprospekte tatsächlich bestätigt wurde), auch der Geschäftsleute und Beamten. Um an die Massen heranzukommen, wolle er sich eines Kunstgriffes bedienen, der schon im Plan der Sparlotterie eine große Rolle gespielt hatte: Das Publikum solle sich nicht zur Bibliothek bemühen müssen, sondern die Bibliothek werde zum Publikum kommen. Scherl wolle also bei seiner literarischen Erziehung des deutschen Volkes auf das Kolportagesystem⁴ zukommen. Mit besonders für diesen Zweck konstruierten Wägelchen würden die Scherlkolporteurs in jeder Woche einmal an bestimmtem Tage bei den Abonnenten vorgehen, die geliehenen Bücher abholen und die neu zu entleihenden aushändigen. Keine üble Spekulation auf die Trägheit der Massen! Nur blieb bei dieser Methode fürs erste ganz dunkel, wie damit die „literarische Erziehung“ verknüpft werden sollte. – Was aber das Büchermaterial dieser Kolportagebibliothek anlangte, so wußte Focken zu berichten, daß Scherl hierbei nicht mit den Ausgaben arbeiten wolle, in denen die Bücher im normalen Buchhandel erschienen, sondern sämtliche Werke sollten in Einheitsformat und Einheitseinband neu hergestellt werden; wegen einer ganzen Reihe von Werken, bei denen die dreißigjährige Schutzfrist noch nicht abgelaufen sei, die Scherl also nicht ohne weiteres nachdrucken könne – Focken nannte unter anderen Gustav Freytag, Ebner-Eschenbach und Theodor Fontane –, stehe er mit den betreffenden Verlagen in Verhandlungen, um gegen hohe Abstandszahlungen das Nachdrucksrecht zu erwerben. Auf diesem Wege sei der ganze Plan, der zunächst streng geheim gehalten werden sollte, dem Buchhandel vorzeitig bekannt geworden. – Mehr wußte mein Gewährsmann zunächst nicht zu berichten; insbesondere über die literarische Architektur der neuen Bibliothek und über die volkspädagogische Methode, mit der Scherl ein Millionenvolk von Lesern literarisch erziehen wollte, war noch nichts bekannt geworden.

„Sie lächeln?“ sagte Focken, als er seinen Bericht geendet hatte. „Ja, ich muß lächeln“, gab ich ihm zurück: „Sie kennen nun doch einigermaßen unsere Arbeit, Sie wissen, in welcher Art wir mit unseren Lesern verkehren; ist Ihnen nicht wahrscheinlich, daß diese Menschen bei uns noch etwas ganz anderes suchen, als nur gerade die Bücher – eine

menschliche Begegnung, eine persönliche Berührung mit Angehörigen der geistigen Welt? Können Sie im Ernst glauben, daß diese Menschen sich durch einen Kolporteur, der zu ihnen ins Haus kommt, von unserer Bibliothek abspenstig machen lassen würden? Sie suchen uns ja gerade auf, um hin und wieder aus der dumpfen Enge ihres Hauses herauszukommen, um hier „das Andere“ zu finden.“ Dagegen konnte Focken nichts vorbringen, und es kam dann auch heraus, daß es die Buchhändler selbst waren, die die Konkurrenz der neuen Bibliothek fürchteten, besonders die, die (wie Focken übrigens auch) ihrem Sortiment eine mehr oder weniger florierende Leihbücherei angegliedert hatten.

„Warten Sie doch erst ‚mal ab“, riet ich ihm. „Ich kann mir nicht denken, daß irgendeine Kolportagebibliothek einer gut geführten Sortimentsbuchhandlung wirklich Abbruch tun kann. Mit den Leihbüchereien mag es freilich anders stehen, aber auch hier wird es doch sehr darauf ankommen, was Herr Scherl eigentlich vor hat.“ Focken, dem es wohl vor allem darum zu tun gewesen war, sich mit mir auszusprechen, sah das ein, und er verabschiedete sich mit dem Versprechen, mich weiterhin auf dem Laufenden zu halten.

Es war schon so: die Dinge, von denen mir Focken erzählt hatte, konnten mich nicht beunruhigen. Wir hatten ja in unserer Bibliothek eher zu viel Leser als zu wenig. Wenn Scherl uns also einige unsichere Kantonisten abspenstig machen würde, würden wir ihm nur dankbar sein können. In das eigentliche Gefüge unserer Bibliothek aber konnte ein Unternehmen, wie Scherl es zu planen schien, unmöglich eindringen. Doch wird man es verstehen, wenn mir die Sache nicht gleich aus dem Sinn kam. Die Großmacht Scherl auf literar- und volkspädagogischen Pfaden, das war schließlich keine Bagatelle. Und je länger ich über die Sache nachdachte, um so gewisser wurde mir, daß in Fockens Bericht irgend etwas nicht stimmen konnte. Nach allem, was man von den ökonomischen Bedingungen des Kolportagebuchhandels wußte, war eine Bibliothek, wie Scherl sie angeblich plante, eine wirtschaftliche Unmöglichkeit. Und nicht nur das! Das ganze Geheimnis des Kolportagebuchhandels lag ja darin, daß er mit einfachsten Massenartikeln auf ein einförmiges Massenbedürfnis spekulierte. Aber nach Fockens Erzählung wollte Scherl ja die literarische Erziehung des deutschen Volkes in die Hand nehmen. Das konnte er selbstverständlich nur mit einem reichen literarischen Instrumentarium, und darauf deuteten ja auch die Autoren, die Focken erwähnt hatte, hin. Wo der Kolportagebuchhändler mit einem Hefte auskam, bedurfte eine Bibliothek, wie man sie jetzt von Scherl befürchtete, zu gleicher Zeit wenigstens tausend Werke, entsprechend der Vielfältigkeit der Anlagen, Bedürfnisse, Entwicklungsstufen innerhalb einer Millionenleserschaft. Wie aber wollte er dieses differenzierte literarische Instrumentarium durch Kolporteur an die Leser heranbringen? Der übliche Kolporteur hatte in seiner Mappe in so und so viel Exemplaren immer nur das eine Hefchen, – der Scherlkolporteur würde mit einer ganzen Bibliothek bei seinen Lesern vorgehen müssen...

Ach, das war ja alles dummes Zeug! Wer weiß, was Scherl in Wirklichkeit vorhaben mochte. Die Herren Buchhändler, als Geschäftsleute immer etwas nervöse Herrschaften, waren ohne Zweifel Opfer unklarer Gerüchte geworden. August Scherl war viel zu klug, ein viel zu nüchterner Rechner, um derartigen Phantastereien nachhängen zu können.

Und doch blieb auch für mich ein Stachel. Irgend etwas mußte ja im Gange sein. Die Nachricht von dem Erwerb der Werke von Freytag, Fontane und anderen konnte ja nicht einfach aus der Luft gegriffen sein. Vielleicht lag das Mißverständnis meiner Gewährleute bei dem Kolportageverfahren? Vielleicht wollte Scherl doch standortgebundene Leihbüchereien nach irgendeiner neuen Methode einrichten? Und vielleicht waren die Mitarbeiter, die von den Buchhändlern als „Kolporteure“ aufgefaßt worden waren, nur Werbe- und Vertrauensleute, die in der Bevölkerung den neuen Bibliotheken den Boden bereiten sollten? Damit freilich würde die Sache für die Volksbücherei und auch für mich ein anderes Gesicht gewinnen. Also galt es, die Augen offenzuhalten!

3.

Jener Dr. Franz Diederich, der schon bei Eröffnung unserer Bibliothek das Lob der neuen Bildungsanstalt in so hohen Tönen gesungen hatte, blieb mir und meiner Arbeit auch weiterhin gewogen.⁵ Nicht nur, daß er im Feuilleton der Sächsischen Arbeiterzeitung regelmäßige Hinweise auf die Bibliothek brachte, – er war auch darüber hinaus bemüht, meinen Bestrebungen Geltung zu verschaffen. So war es ihm sogar gelungen, schon im Jahrgang 1906 der „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“ einen Aufsatz über „Die freie öffentliche Bibliothek Dresden-Plauen“⁶ unterzubringen; vielleicht war es diese sehr eindringliche Darlegung gewesen, die die Aufmerksamkeit Arne Arnesens auf uns gelenkt hatte. Wichtige Hilfe leistete uns Diederich auch durch seine enge Verbindung zum „Dürerbunde“, der von Ferdinand Avenarius geschaffenen Dachorganisation deutscher kultureller Verbände. Diederich war, neben seinem Amt als Feuilletonredakteur der Sächsischen Arbeiterzeitung, erster Schriftführer des Dürerbundes und hatte hier insbesondere alle Fragen der praktischen Schrifttumspolitik zu bearbeiten; wenn es sich dabei um Angelegenheiten des Volksbüchereiwesens handelte, leitete er sie stets mir zur Bearbeitung zu. Erst kürzlich hatte er in der Reihe der „Dürerbundflugschriften zur Ausdruckskultur“ ein vielbeachtetes Heft „Wie gewöhnt man an guten Lesestoff“⁷ herausgegeben, und er hatte geglaubt, seine Darlegungen nicht besser als mit einer Schilderung der von mir entwickelten Büchereimethodik einleiten zu können.

Jetzt lag bei mir gerade eine neue Anfrage Diederichs in Volksbüchereisachen vor. Ich beschloß, ihm meine Auskunft persönlich zu überbringen und ihn bei dieser Gelegenheit von den merkwürdigen Erzählungen Fockens zu unterrichten; vielleicht sogar, daß Diederich und der Dürerbund schon von der Sache wußten.

Diederich empfing mich wie immer sehr jovial, sehr impulsiv und war sehr zufrieden, daß ich ihm seine Anfrage so prompt beantwortete. Als ich aber auf die Scherlsache zu sprechen kam, war es wie ein plötzlicher Wetterumschlag. Der sonst so unbekümmerte Mann wurde sichtlich verlegen, seine sonst so lebhaftere Rede stockte, anstelle seiner ihm natürlichen Aufgeschlossenheit trat diplomatische Zurückhaltung, die ihm freilich nicht recht gelingen wollte. Eines wurde mir sofort klar: Diederich wußte in der Tat schon von den Plänen Scherls, ja, er schien sogar mehr davon zu wissen, als ihm lieb war. Und als ich nicht locker ließ, erfuhr ich nach und nach doch einiges. Ja, Scherl

habe ein neues Unternehmen von geradezu ungeheuerlichen Ausmaßen vor. Ein Unternehmen zudem, das mit höchsten volkserzieherischen Ansprüchen aufträte. Die Sache werde jetzt im engsten Kreis des Dürerbundes beraten, Avenarius habe aber allen Beteiligten zunächst strengste Schweigepflicht auferlegt. Insbesondere über den technischen und organisatorischen Aufbau, also auch über die Frage: Kolportage oder ortsfeste Bücherei, weigerte sich Diederich entschieden, nähere Angaben zu machen. Doch konnte ich ihm einiges über die methodischen Gedankengänge Scherls entlocken. So wie sie mir hier entgegentraten, erschienen sie mir als ein sonderbares Gemenge von Wahr und Falsch. Zu einem klaren Bilde aber konnte ich nicht gelangen. Diederich war sichtlich erleichtert, als ich mich endlich, das Vergebliche weiterer Erkundungsbemühungen einsehend, von ihm verabschiedete. Es sollten nur wenige Wochen vergehen, bis ich erfuhr, was es gewesen war, was den wackeren Kämpfen diesmal so verändert hatte. Aber schon als ich an diesem Tage Diederich verließ, war mir klar, daß nun doch irgendein schweres Unwetter am literarpolitischen Himmel Deutschlands aufzog.

Als ich am Nachmittag wieder in die Bibliothek kam, fand ich eine Karte von Gustav Morgenstern vor, mit der er bei mir anfragte, ob ich schon von dem größtenwahnsinnigen Anschlag Herrn Scherls etwas wisse. Es folgten einige Hinweise auf die literarpädagogischen Tendenzen des neuen Unternehmens und dann die Aufforderung, in der Volkszeitung gegen den Unfug energisch Stellung zu nehmen. Sofort schrieb ich Morgenstern zurück, daß ich noch kein klares Bild der Sache habe, darüber also zunächst auch nicht schreiben könne.

Wenige Tage später erschien dann auch Hayno Focken wieder bei mir in der Bibliothek. „Sie werden sich doch noch wundern“, rief mir der aufgeregte Mann zu, „Scherl setzt seine Absichten durch.“ Über die technischen und organisatorischen Pläne Scherls wiederholte er freilich nur seine früheren Märchen, seine neuen Informationen aber stimmten ganz mit den Andeutungen Morgensterns und den Mitteilungen Diederichs überein. Vogelstraußpolitik war nun nicht mehr möglich, – in der deutschen kultur- und literarpolitischen Sphäre, in der Sphäre also, der ich als Volksbibliothekar angehörte, wollte sich ein neues Kraftzentrum ersten Ranges herausbilden. Wie weit wurden davon meine eigenen Bestrebungen berührt?

Ich unterbreche nun zunächst einmal meine Erzählung der äußeren Vorgänge und versuche, alles zusammenzufassen, was ich bis dahin von meinen drei Gewährsleuten, also von Diederich, Morgenstern und Focken, über die literarpädagogischen Ideen Scherls erfahren hatte. Um der Gefahr zu entgehen, durch Mängel des Gedächtnisses ein nicht ganz zutreffendes Bild zu zeichnen, unterbaue ich diesen Teil meines Berichtes durch Scherls eigene Worte aus seinen Prospekten, die mir aber erst später in die Hände kamen. Die Zitate, die ich im folgenden bringe, sind also nicht fingiert (auch nicht, um eindringlicherer Wirkung willen, stilisiert) – sie können heute noch an Hand zahlreicher Dokumente nachgeprüft werden.

Der Ausgangspunkt Scherls war ein sozialer Übelstand, der damals die deutsche bürgerliche Gesellschaft aufs tiefste beunruhigte. Es handelte sich um die literarische Erscheinung, die als „Schundliteratur“ bezeichnet wurde, um die Tatsache ihrer außerordentlichen und unaufhörlich anwachsenden Verbreitung. Deutschland, nach seiner eigenen Überzeugung das Land an der Spitze der Zivilisation; das Land des größten

Reichtums, ja fast der Überfülle an Universitäten, Theatern, Museen; das Land der besten Volksschulbildung; das Land ohne Analphabeten, – dieses selbe Land in den breitesten Schichten seines Volkes, besonders seiner Jugend, ausgeliefert einem im Halbdunkel schleichenden schmutzigbrutalen Ungeheuer! Legion waren die Aufsätze, Broschüren, Vereine und Kongresse, die sich mit dem unbegreiflichen Phänomen befaßten, unübershbar die Zahl der praktischen Versuche und der Vorschläge zur Abwehr. Umsonst – das tausendarmige Untier zog weiter würgend durch das Land.

Scherl nun glaubte, entdeckt zu haben, warum alle bisherigen Versuche, des nationalen Übels Herr zu werden, fehlschlagen mußten. Alle diese Veranstaltungen seien in der Art ihres Vorgehens zu wenig dem geistig-seelischen Vermögen des Volkes angepaßt. Das klang nicht übel, – ungefähr so sagte ich es in meiner Kritik der öffentlichen Bibliotheken ja auch. Auf welchen Wegen aber wollte nun August Scherl den Leviathan erlegen? Dieses die Antwort Scherls: „Lesen ist eine Kunst. Lesenkönnen heißt, den Kulturwert des guten Buches sich zu eigen machen. Jede Kunst aber muß gelernt werden.“ Auch das eine literarpädagogische Maxime, die sich hören ließ. Wie aber sollte das Lernen vor sich gehen? „Auch zur Lesekunst führt nur der eine Weg der Übung“, antwortete Scherl. Sicher sehr bestechend! Aber war es auch ganz richtig? Gab es nur diesen einen Weg und was war hier unter „Übung“ zu verstehen? In meinen Jugenderinnerungen erzähle ich auch von meinen großen Leseerlebnissen, mit denen mein Verhältnis zum Buche ein für allemal begründet wurde.⁸ Als dem Schuljungen der feierliche Klang von Uhlands „Sonntagslied“ tief in die Seele drang; als der Vierzehnjährige von dem Zauber gepackt wurde, der von Coopers Lederstrumpf und seiner Waldeinsamkeit ausging; als der sechzehnjährige Lehrjunge den Freiheitswillen und die männliche Welttätigkeit in sich aufnahm, die aus den Romanen und Novellen Heinrich Zschokkes sprachen; und als den achtzehnjährigen gescheiterten Kunstgewerbeschüler der Faust in höchste Höhen erhob, in tiefste Tiefen stürzte, – war das das Ergebnis von „Übung“? War es nicht vielmehr ein unmittelbares Angesprochenwerden des Geistes durch die Gewalt des Geistes? Und kam dann die Übung nicht h i n t e r h e r, nachdem das Tor zu den Zauberreichen schon aufgeschlossen war? Kam sie nicht, als der Knabe, der Jüngling und später der Mann sich in dieselben Werke immer wieder vertiefte, immer neue Schönheiten im Längstbekannten entdeckend?

Das „Üben“ sollte nun aber nach Scherls Meinung in ganz bestimmter, streng methodischer Weise vor sich gehen: „Mit dem Leichterem beginnen, zu dem Schwereren fortschreiten, sich emporlesen!“ Das war das eigentliche methodische Kernstück der Scherlschen Literaturpädagogik, und als „Emporlese-Bibliothek“ wurde das Unternehmen dann ja auch weithin gepriesen. Nun soll freilich die Entwicklung des geistigen Menschen in seiner Lektüre in gewissem Sinne immer eine Emporentwicklung sein, und den Leser hierin zu unterstützen, ist sicher eine der schönsten Aufgaben praktischer Schriftpflege. Aber Scherl verband den Emporlesegedanken mit Vorstellungen, die seinen Wert wieder zunichte machen mußten. Das Emporlesen sollte sich nämlich ganz exakt „Stufe für Stufe“ vollziehen, und tatsächlich zeigte dann die Organisation seiner Bibliothek auch, daß der einzelne Leser die nächsthöhere, genau fixierte Stufe nur beschreiten durfte, wenn er die vorhergehende, ebenso exakt bezeichnete beschritten hatte. Der geistige Entfaltungsprozeß in und mit der Lektüre wurde also etwa so

aufgefaßt wie der Erwerb der Fertigkeit im Klavierspielen. Ein schönes Beispiel, wie aus Vernunft handgreiflicher Unsinn, aus schlichter Wohltat gräßliche Plage werden kann. Selbstverständlich gibt es den strengen Stufenweg auch in der Lektüre, so etwa dort, wo sich der Autodidakt mit Hilfe von Büchern in die Mathematik oder in die exakten Naturwissenschaften einarbeiten will. Aber darum ging es ja Scherl nicht, ihm ging es um das Gebiet der Schönen Literatur, um das Reich der Phantasie also. Nicht notwendig, auszuführen, wie hier der strenge Stufenweg nicht Förderung und Entfaltung, sondern Knebelung und Erwürgung des geistigen Lebens bedeutet. Und blickte ich wiederum zurück auf meine eigenen Leseerlebnisse, wurde mir zur Gewißheit, daß selbst im Bereiche rationaler Erkenntnis das Prinzip „von Stufe zu Stufe“ keineswegs immer anwendbar war. Welche „Vorstufen“ hatte ich denn absolviert, als mir das Schopenhauerstudium unendliche geistige Welten eröffnete oder als mir Jacob Burckhardts Kultur der Renaissance lichterfüllte geistige Räume erschloß? Ich will nicht bezweifeln, daß eine systematische Vor-Bereitung mir manchen Erfolg gebracht haben würde, der mir bei meinen gewagten Einbrüchen in diese Bereiche entgangen ist, – zweifelhaft aber ist mir, ob mir die geistigen Erleuchtungen und Beseligungen, die ich dieser Lektüre dankte, in gleichem Maße geworden wären, wenn ich mich zu Schopenhauer und Burckhardt „Stufe um Stufe“ emporgelesen haben würde.

Das also war die Methode. Dazu nun aber das Ziel der ganzen Bemühung. Von dem, was als das Nahziel Scherls bezeichnet werden könnte, wurde schon gesprochen: Verdrängung der Schundliteratur. Schon damit würde er sich nach der Meinung seiner Zeitgenossen ein unermessliches Verdienst erworben haben. Aber Scherls Ehrgeiz, hier behielt Focken recht, ging viel höher. Nicht nur wandte er sich tatsächlich nahezu an das ganze deutsche Volk, also nicht nur an die von der Schundliteratur unmittelbar Bedrohten, sondern er versprach auch, dies ganze deutsche Volk „zu den Höhen emporzuführen“, – „das Größte und Reifste aus dem heimischen und fremden Buchschatz“ sollte lebendiger Besitz der ganzen Nation werden.

Das Größte und Reifste der gesamten Nation! So hatte es sich ja auch Ernst Schultze gedacht, und dieser allen Lebenswirklichkeiten ins Gesicht schlagende Pseudoidealismus war es ja gewesen, der mir seinerzeit die ganze Bücherhallensache zu einer so verdächtigen Angelegenheit gemacht hatte.⁹ Auch alle unsere Erfahrungen in der Dresden-Plauener Bibliothek sprachen gegen eine solche Zielsetzung. Wir hatten als Leser ohne Zweifel eine Elite aus der Bevölkerung („Elite“ – unter dem Gesichtswinkel der Buchwelt und der Lektüre gesehen; es gibt ja auch, freuen wir uns dessen, noch ganz andere Eliten im Volke!). Aber wir würden uns selbst betrogen haben, wenn wir hätten glauben wollen, nun wenigstens dieser Elite das „Größte und Reifste“ des Schrifttums, der Schönen Literatur erschließen zu können. Nicht darauf, so schien es uns, kam es an, sondern innerhalb des großen, in sich so vielgestaltigen Reiches des echtbürtigen Schrifttums jeden Leser gleichsam zu sich selbst, zu dem ihm Gemäßen kommen zu lassen. Wer hier nur einen bescheidenen Hügel erklimm, hier aber mit seinen Sinnen und Seelenkräften wirklich einwurzelte, war uns in gleicher Weise lieb und wert wie der, der höchste Gipfel bezwang. „Ein kleiner Mann ist auch ein Mann!“ Töricht aber würden wir uns erschienen sein, wenn wir dem „kleinen Mann“ hätten zumuten wollen, was nur mit größerer Geistes- und Seelenmächtigkeit geleistet werden konnte.

Scherl aber glaubte, mit seiner strengen Stufenmethode aus Grashalmen Rosenbüsche, aus Felddisteln zum Himmel ragende Eichen machen zu können.

So würde ich also zu schroffster Ablehnung der Bibliothek Scherl gekommen sein, wenn nicht sein Programm, soweit ich es damals kennenlernte, noch einen Punkt enthalten hätte, der es noch einmal in merkwürdige Nähe zu meinen eigenen Bestrebungen rückte und auch jene verrückten Thesen und verstiegenen Zielsetzungen in einem anderen Licht erscheinen lassen konnte. Scherl verließ sich nämlich nicht darauf, daß seine Leser den Weg der Übung, der stufenweisen Läuterung gleichsam auf gutes Zureden beschreiten würden, so wie wir in unserer Dresden-Plauer Bibliothek uns ja auch nicht darauf verließen, daß unsere Leser sich in der Vielfalt der Bücher zurecht und zu sich selbst finden würden. So spielte in seiner Ideologie der Begriff der „Führung“ und des „Führers“ eine große Rolle. Denn „dieser eine Weg der Übung ist ohne Führung all zu schwer zu finden“, der Führer aber, den Scherl in seiner Bibliothek stellen würde, werde es unternehmen, alle ihm „vertrauensvoll Folgenden auf sicherem Pfade bergan zu leiten bis zum Gipfel“. Gewiß – das war wieder die verdammte Scherlsche Großmäuligkeit. Wenn aber der Mann an dem Gedanken des Führens festhielt, mußte sich früher oder später doch alles zurecht rücken. Denn nach den Bekundungen meiner Gewährsmänner zweifelte ich nicht daran, daß Scherl unter dem „Führer“ der Bibliothek den lebendigen Menschen, also den Bibliothekar verstand. Geling es ihm, in jeder einzelnen der zahllosen Büchereien, als die sich die „Bibliothek Scherl“ in concreto ja darstellen mußte, den mit gutem Blick für Menschen und Bücher ausgestatteten Mittler zu stellen, mußten alles Verstiegene und Schiefe erkannt und im Fortgang der lebendigen täglichen Arbeit ausgeschieden werden. Sehr bald würde der richtige „Führer“ einsehen, daß sich in der Lektüre geistige Entwicklungen nur selten „Stufe um Stufe“ vollziehen, sehr bald würde er sich davon überzeugen müssen, daß der „Gipfel“ des „Größten und Reifsten“ nicht das verbindliche Ziel einer für Millionen von Lesern bestimmten Bibliothek sein konnte, und dann würde er auch sehr bald einsehen, daß seine eigene Aufgabe nicht eigentlich das „Führen“ zu einem vorher aufgerufenen, allgemein verbindlichen objektiven Ziele sein könne, sondern eben nur eine Hilfe auf dem Weg, den der Leser in der Sphäre des Echten zu sich selbst sucht. Diese Auffassung entwickelte ich auch in einem Briefe an Morgenstern, in dem ich zugleich endgültig auf eine öffentliche Auseinandersetzung mit Scherl und seinem Bibliothekplane verzichtete.

4.

So hatte ich also Hayno Focken gegenüber doch recht behalten: Die Scherlbibliothek würde keine Kolportagebibliothek sein! Zwar lagen über diese Seite der Angelegenheit keine neuen Verlautbarungen vor. Wenn aber schon vorher eine ganze Reihe von Umständen das ambulante Verfahren als unwahrscheinlich hatten erscheinen lassen, so wurde dieses nun in der Bücherei geistiger Beratung und Führung das schlechthin Unmögliche. Die einfachste geschäftliche Kalkulation wie auch die simpelsten geistes-technischen Überlegungen sprachen dagegen. Die Scherlschen Bibliotheken konnten nur ortsfeste Bibliotheken sein!

Doch gerade damit wurde die Sache für mich ernst. Die Bibliothek Scherl, von ihren ideologischen Verstiegenheiten abgesehen, glich nun ja der durchschnittlichen Volksbibliothek wie ein Ei dem anderen. Und was der deutschen Bücherhallenbewegung bisher nicht gelungen war und auf lange Zeit hinaus nicht gelingen würde, das würde nun der deutsche Zeitungsfürst mit einem Schlage durchführen: ganz Deutschland würde mit einem dichtmaschigen Netz ortsfester, von der Berliner Zentrale gelenkter und gespeister Bibliotheken volkspädagogischer Observanz überzogen werden! Welchem deutschen Volksbibliothekar hätte es sich bei dieser Aussicht nicht wie ein Alp auf die Brust legen sollen?

Das freilich, worum es mir bei meinen eigenen Bemühungen im tiefsten Grunde ging, was den eigentlichen Atem, den Lebensgehalt unserer Dresden-Plauener Bibliothek ausmachte, konnte von Scherl und seiner kommenden Mammutorganisation unmittelbar nicht berührt werden. Für uns selbst, für Elise Bosse und mich, war es ja eine der großen Fragen unseres beruflichen Wollens, ob der Typus Mensch, mit dem unsere Arbeit fiel und stand, der Mensch, der den neuen Lebensansatz in sich trug, in Deutschland überhaupt noch vorhanden war, ob wir ihn finden würden, und ob es uns gelingen würde, „das Eigentliche“ in unserer Arbeit so rein und stark zur Entfaltung zu bringen, daß sich der geist- und seelenverwandte Typus davon angezogen fühlen würde. Vor diesem Problem mußte die Macht des Geldes und der Organisation versagen. Scherl konnte zehntausend literarpädagogisch einwandfrei gebaute Bibliotheken hinstellen, und keiner einzigen davon brauchte der neue Lebensansatz eingepflanzt zu sein. Also würde auch in einer von August Scherl beherrschten deutschen Bibliothekswelt meine Mission die gleiche bleiben, die sie jetzt innerhalb der deutschen Bücherhallenbewegung war.

Vor einem aber konnte ich die Augen nicht verschließen: wenn es Scherl gelang, seinen Riesenplan zu verwirklichen, würde mir möglicherweise der Boden für meine Arbeit und damit auch für das „Eigentliche“ entzogen werden. Wenn Scherl die deutsche Volksbücherei aus eigener Kraft schuf, würden dann die Gemeinden, die privaten Stifter noch geneigt sein, große Mittel für den gleichen, den nun schon erfüllten Zweck aufzuwenden? Ja, würde mit einer solchen Entwicklung nicht sogar die Existenz unserer Dresden-Plauener Bibliothek früher oder später in Frage gestellt werden?

So konnte es, seltsamste Konstellation, kommen, daß für kurze Zeit in mir der Gedanke zu keimen begann: gehe du selbst hinein in die Bibliothek Scherl und versuche, in diesem Rahmen deiner Aufgabe zu dienen. Ähnlich, wie ich acht Jahre später in die „Fahrbare Kriegsbücherei“ des organisatorischen Kraftmenschen Ludwig Hoppe hineinging¹⁰ oder wie ich fünfzehn Jahre später in das büchereiverderbende „Einkaufshaus für Volksbüchereien“¹¹ eintrat, um das Unternehmen zweier Berliner kapitalistischer Buchhandelshyänen zu einem dienenden Instrument sauberer Volksbüchereiarbeit zu machen.

Aber es sollte mir nicht lange Zeit für solche Spekulationen bleiben. Wenige Tage, nachdem ich Morgenstern abgesagt hatte, kam seine Antwort. Sie ließ, echt morgensternisch, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. „Sie Schafskopf“, begrüßte er mich, „sind Sie schon ganz vertrottelt, um auf die Bildungsphrasen von Herrn Scherl hereinzufallen? Sehen Sie sich gefälligst einmal das beifolgende Schriftstück an! Wenn Sie

darnach noch glauben, in August Scherl einen Bundesgenossen im Geiste zu haben, soll Sie der Teufel holen! Rechnen Sie dann aber auch nicht auf weitere Mitarbeit an der Leipziger Volkszeitung. Verkalkte Herrschaften haben wir hier selbst genug!“ ...

Das Schriftstück war ein Rundschreiben einer zentralen Dienststelle der Sozialdemokratischen Partei an die Redaktionen der Parteiblätter und an die örtlichen Parteiorganisationen. Darin war das gesamte Programm der Bibliothek Scherl wiedergegeben. Es fehlte keiner der ideologischen Kernsprüche, die ich oben zitiert habe, es fehlte, in kluger Voraussicht des Kommenden (gegenüber „Verleumdungen“, mit denen von vornherein zu rechnen sei), auch nicht die Versicherung, „daß wir nicht Ideale zerstören, sondern fördern wollen“, vor allem aber: das Rundschreiben brachte nun auch die längst erwartete endgültige Aufklärung über den organisatorischen und technischen Aufbau des Unternehmens.

Und was für eine Aufklärung!

Nicht ich, sondern Hayno Focken behielt recht. Die Bibliothek Scherl kam doch als Kolportagebibliothek! Ja, auf die Anwendung des Kolportageverfahrens tat sich Scherl sogar etwas Besonderes zugute. Wurde doch auch die Schundliteratur fast ausschließlich auf dem Wege der Kolportage vertrieben! Nicht zuletzt hierauf, wurde gesagt, beruhe der Erfolg dieser üblen Produkte. Scherl wollte also gewissermaßen den bösen Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen. Das mochte angehen, solange es sich nur um das Nahziel Scherls, eben um die Verdrängung der Schundliteratur, handelte. Es kam dann nur darauf an, auf der Ebene des innerlich Sauberen eine Anzahl wirkungsvoller, wenn notwendigerweise auch literarisch bescheidener Produkte ausfindig zu machen, sie in Millionenaufgabe herzustellen und dann eines nach dem anderen in die Häuser der bisherigen Schundliebhaber zu werfen. Also auch hier ein genormter Massenartikel für ein in sich verhältnismäßig einförmiges Massenbedürfnis. Nur eben auf einer anderen Ebene des menschlichen Seelenlebens. Ob es auf dieser anderen Ebene eine derartige Normierung gab, blieb fraglich. Gab es sie aber, dann konnte auch hier das die Normierung voraussetzende Kolportageverfahren Anwendung finden. Ein Versuch in dieser Richtung, ein großes Experiment war also nicht ganz unsinnig.

Aber Scherls Ehrgeiz ging in Wirklichkeit ja auf das Fern- und Höhenziel! Unnötig, des langen und breiten auszuführen, daß hier sowohl in der Sphäre des Bedürfnisses wie in der Produktion Mannigfaltigkeit anstelle von Einförmigkeit tritt, daß also in der Darbietung des literarischen Gutes Differenzierung anstelle von Normierung treten, die Kolportagetechnik hier also notwendigerweise versagen muß. Bei Scherl aber dennoch das Kolportageverfahren! Und hier ergab sich nun zwangsläufig die erste Grotteske: August Scherl ließ seine „Bibliothek“, mit der er das ganze deutsche Volk literarisch zu erziehen und zuletzt zu den höchsten Gipfeln zu führen versprach, zu einem Miniaturbibliothekchen von, sage und schreibe: fünfzig Nummern zusammenschumpfen.

Schon damit war das Unternehmen, gemessen an seinen größenwahnsinnigen Ansprüchen, für jeden gerichtet, der nur einigermaßen mit den Grundtatsachen des geistigen Lebens und dem inneren Gefüge des Schrifttums vertraut war.

Aber es sollte noch viel toller kommen. Scherl hatte ja vom geistigen Führer gesprochen, und ich Tor, so wie ich bei ihm an eine wirkliche, den Reichtum und die

Spannungsfülle des geistigen Lebens in sich bergende „Bibliothek“ gedacht hatte, so hatte ich mir auch unter dem „Führer“ den Bibliothekar, also den lebendigen Menschen, vorgestellt. Nun gab es ja bei den jämmerlichen fünfzig Nummern eigentlich nichts mehr zu führen, – der echte Mittler hätte in dieser Situation seine Leser ja immer wieder zu den Werken hinführen müssen, die in der Fünfzig-Bände-Bibliothek gar nicht vorhanden waren! August Scherl aber hielt auch jetzt noch den Führungsanspruch in aller Schärfe aufrecht. Nur verwandelte er in seiner Kolportage-Miniatur-Bibliothek den Führer in einen Apparat, die Führung in ein technisches System. Und das sah nun so aus: die fünfzig Werke stellten eine aufsteigende Reihe dar. Sie begann – Scherl bestritt das nicht, sondern war stolz darauf – mit billigen Schauer- und Sensationsromanen und endete mit Gustav Freytag, Ebner-Eschenbach, Detlev von Liliencron und Theodor Fontane. Das war zwar noch nicht jener verheißende Gipfel des „Höchsten und Reifsten“, aber es war doch schon ein beträchtlicher Gipfel des Hohen und Reifen. Und damit der Leser – die Millionen von Lesern! – diesen Gipfel mit Sicherheit erreichten, mußte jeder einzelne von ihnen mit Nummer eins unten im literarischen Sumpfland beginnen, mußte nach acht Tagen das nächste Werk, das angeblich schon nicht mehr im dicksten Sumpf stak, aus der Hand des Kolporteurs in Empfang nehmen – „Stufe um Stufe“ hatte es in der literarpädagogischen Ideologie Scherls geheißt! –, und so Woche um Woche in unausweichlicher Reihenfolge, bis der Leser dann am Schlusse des Jahres bei Theodor Fontane landete. Er hatte sich emporgelesen!

Das war die „Führung“, das war der „sichere Pfad“. Und diesen Pfad sollten nun, zu gleicher Zeit, im gleichen Tempo, Hunderttausende, Millionen von Lesern in ganz Deutschland beschreiten, im Süden und im Norden, im Osten und im Westen; die Männer und die Frauen; die Jungen und die Alten; die Geschäftsleute, die Beamten und die Arbeiter; die geistig Beweglichen und die geistig Schwerfälligen; die Lesegeübteren und die Leseanfänger. Es gab keine unterschiedliche, durch Anlage und Lebensumstände bestimmte Stoff- und Autorenauswahl mehr; es gab kein individuelles Lesetempo mehr; es gab keine individuellen Ausgangspositionen weiterer Entwicklung mehr, – es gab nur die eine und einzige fünfzigstufige Emporlestetappe, fünfzigstufig, in fünfzig Wochen zu absolvieren! Aus dem reich gegliederten Gelände des Geistes, in dem ein ganzes Volk im Glanz der Sonne, beim Schimmer der Sterne, in milder Stille, bei Sturm und Regen lebte und atmete, war ein riesenhafter Kasernenhof geworden, auf dem ein Millionenheer pünktlich zu gleichem Zeitpunkt zum Parade-marsch antrat, in gleichem Tempo die Beine im Stehschritt hochschleuderte und zu gleicher Zeit wieder abzutreten hatte...

Ich bedurfte einiger Zeit, um mich zu sammeln. So also, – so war es gemeint! Das durfte ein Zeitungsunternehmer wagen, dem deutschen Volke zu bieten! Und er durfte, noch schlimmer, es wagen, dieses Wahnsinnsgebilde mit einem Mantel ehrwürdiger Begriffe zu bekleiden! Die Verfälschung der Sprache, die Entleerung des Wortes, der Widerspruch zwischen Wort und Sache, zwischen Wort und Gesinnung, zwischen Wort und Tat war ja schon längst eines der Symptome, an denen der Verfall der Zeit, der rasende Absturz des deutschen geistig-sittlichen Lebens mit besonderer Deutlichkeit abzulesen war, aber niemals bisher war die Wortcamouflage mit gleicher Schamlosigkeit betrieben worden wie jetzt in den Prospekten für diese Scherlbibliothek.

Und ich verstand jetzt den Ingrim, mit dem Gustav Morgenstern auf meine Gutgläubigkeit reagiert hatte.

Nicht recht einsehen aber konnte ich, warum Morgenstern gegen das monströse Unternehmen mit schwerer polemischer Artillerie vorgehen wollte. Wenn dieser Prospekt herauskam, mußte ja ein homerisches Gelächter durch ganz Deutschland gehen: „Was sich der kleine Moritz, genannt August Scherl, unter geistiger Bildung, künstlerischer Erziehung und geistigem Führertum vorstellt.“ Nein, – gegen diese Windmühlenflügel Attacken zu reiten, hieße sich selbst lächerlich machen. „Niedriger hängen!“ war hier die einzige, aber auch die vollständig ausreichende Losung. Und dazu bedurfte Morgenstern meiner Feder nicht.

Ob sich freilich Scherl, nach den umfassenden Vorbereitungen, die für seine Bibliothek allem Anscheine nach schon getroffen waren, durch den Fluch der Lächerlichkeit im letzten Augenblick von der Verwirklichung seines Planes würde abhalten lassen, war eine andere Frage. Doch auch hier durfte man der Entwicklung der Dinge mit Ruhe entgegensehen. Denn die Bibliothek Scherl war ja nicht nur als „geistiges Gebilde“ ein toller Schwindel, sondern auch in geschäftlicher Hinsicht fast so etwas wie ein totgebo- renes Kind. Wohl konnte es möglich sein, daß August Scherl mit den ersten Anreißern seiner Serie, gestützt auf das äußere Anreizmittel der Kolportage, zunächst einmal den landläufigen Schund-Kolportagebuchhandel aus dem Feld schlagen und ein Millionen- heer von Schmarrenlesern um sich versammeln würde. Aber auf dem Zwangsmarsch zum „Gipfel“ würden ihm diese Schäflein zu Hunderttausenden entlaufen, am Ziele selbst aber würde er nur mit kläglichsten Resten der großen Armee anlangen. Die Bibliothek Scherl, in die so enorme Kapitalien hineingesteckt werden sollten, würde also in kürzester Zeit eine Bibliothek ohne Leser sein. Es bedurfte nur einer bescheiden- nen Kenntnis der geistig-seelischen Volkswirklichkeit, um den baldigen Zusammen- bruch des Riesenunternehmens mit geradezu mathematischer Sicherheit vorauszusagen. So ist es denn ja auch gekommen. Der große Wirklichkeitssinn, der August Scherl nachgerühmt wurde, hatte den Zeitungskönig in dem Augenblick verlassen, da er über sein ursprüngliches Wirkungsfeld hinausging und versuchte, das ganz große Geschäft mit der sozialen und pädagogischen Reform zu verbinden.

In diesem Sinne also wollte ich Morgenstern abschreiben. Aber ich kam nicht dazu! Denn nun entwickelten sich die Ereignisse in geradezu dramatischem Tempo.

5.

Hayno Focken war in der Zwischenzeit mehrere Male bei mir gewesen, um mir sein bekümmertes Herz auszuschütten. Unentwegt hatte er an der Meinung festgehalten, daß Scherl doch auf eine Kolportagebibliothek aus sei. Mag er reden, hatte ich gedacht, die Tatsachen werden ihn ja bald eines Besseren belehren. Und nun hatte ich mich von den Tatsachen belehren lassen müssen!

Ich hatte gerade die Feder angesetzt, um Morgenstern abzuschreiben, als es bei mir anklopfte und auf mein „Herein!“ der gute Focken erschien. „Diesmal haben Sie sich aber gründlich geirrt! Wissen Sie schon, wie Scherl seine Bibliothek aufzieht?“ Ich

winkte ab: „Leider! Ich weiß alles! Soeben teilt mir der Feuilletonredakteur der Leipziger Volkszeitung den Prospekt mit.“ „Und was sagen Sie nun zu der Sache?“ versuchte Focken mich zu stellen. „Was soll man dazu sagen? Auf jeden Fall hat sie das eine Gute, daß Herr Scherl mit dieser Volksbildungskomödie nun dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen wird.“ Focken startete mich einen Augenblick an: „Dann scheinen Sie doch noch nicht alles zu wissen.“ Als ich ihn fragend ansah, griff er in seine Mappe, holte ein Buch hervor und reichte es mir zu. Ein mittelstarker Band, sauber gebunden, mit einem freundlichen Schutzumschlag versehen; auf dem Rücken des Umschlages ein Kreis ausgestanzt, der den Buchrücken selbst frei ließ; auf der Kreisfläche eine 1 eingepreßt. Es war der erste Band der Bibliothek August Scherl: *Montépin, Die Wahrsagerin!* Ich wog das neueste Erzeugnis der schwarzen Kunst Johann Gutenbergs nachdenklich in der Hand. „Ja“, sagte ich, und wollte den Band Focken zurückreichen, „ganz adrett aufgemacht, aber das war ja nicht anders zu erwarten.“ Focken nahm das Opus noch nicht wieder zurück: „Schlagen Sie doch einmal die letzten Seiten auf!“ empfahl er mir. Ich folgte ihm und fand begedruckt den Prospekt des Unternehmens. Ein flüchtiger Blick überzeugte mich, daß er im wesentlichen mit dem übereinstimmte, was ich aus dem Rundschreiben wußte, das mir Morgenstern zugeschickt hatte. Wieder wollte ich den Band Focken zurückgeben. „Nein, – die letzten drei Seiten“, drängte er. Ich blätterte bis dahin weiter, und nun – nun stand ich freilich vor der Katastrophe!

Christian Morgenstern, einer von den nicht sehr vielen, die wußten, wie es um die Welt und um Deutschland stand, erkannte im Jahre 1911 der zu Ende gehenden Kulturperiode noch eine wichtige Aufgabe zu, diese nämlich: „sich möglichst unmißverständlich und allseitig ad absurdum zu führen“. Mit dem, was ich nun schwarz auf weiß vor mir sah, war die Forderung Christian Morgensterns wenigstens in einem Bezirke menschlichen Verhaltens schon im Jahre 1908 restlos erfüllt.

Ich versuche nun, gestützt auf alle Informationen, die mir nach und nach zuzingen – einige der eindrucksvollsten Materialien liegen noch jetzt vor mir –, ein Bild von dem zu geben, was sich im Zusammenhang mit der Bibliothek Scherl ereignet hatte.

August Scherl hatte aus seinen Erfahrungen mit der Sparlotterie gelernt. Er durfte diesmal die Öffentlichkeit nicht unvermittelt vor seine Pläne stellen. Eine geistige Schutzgarde mußte gewonnen werden, die vor der Nation für seinen kulturpolitischen Weitblick und für die reine Idealität seines Wollens Zeugnis ablegte. Es hätte Scherl nicht schwerfallen können, in dem großen Heer seiner Schreibertrabanten eine ganze Anzahl zu finden, die zu einer solchen Vernebelung des Geländes bereit gewesen wären. Aber Scherl mochte wittern, daß damit nicht viel erreicht sein würde. Da besaß er denn die unerhörte Kühnheit, zu versuchen, nicht die kleinen Handlanger, auch nicht die Mittelständler der deutschen Bildungswelt, sondern deren oberste Repräsentanten vor seinen Wagen zu spannen. Ich nenne aus der langen Reihe erlauchter Namen, bei denen er diesen Versuch machte, nur einige wenige, die auch heute noch einen guten Klang haben: Adolf Harnack, der führende Religionshistoriker der Zeit, weltberühmt als Gründer und Präsident der „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft“; Wilhelm Windelband, das Haupt der neukantischen Schule südwestdeutscher Prägung, philosophische Zierde der Heidelberger Universität; Friedrich Paulsen,

der charaktervolle Pädagoge der Berliner Universität, durch seine „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ und seine „Geschichte des deutschen Bildungswesens“ weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt; Lujo Brentano, der große Wirtschaftswissenschaftler der Münchener Universität, bewundert und gefürchtet als unerschrockener Bekämpfer kapitalistischer Volksvergewaltigungsversuche; dazu eine schöpferische Persönlichkeit vom Range Friedrich Naumanns, Gründer der nationalsozialen Partei; dazu der Dichter Wilhelm Raabe, adeliger Künster deutscher Seele in einer Zeit deutschen Seelenverfalles; dazu der große Maler Hans Thoma, verehrungswürdigster Bewahrer ursprünglicher Volkhaftigkeit in der deutschen Kunst. Und so fort in langer Reihe.

Ein erheiternder Gedanke, daß ein solches Gremium bei dem Scherlschen Schwindelunternehmen Pate stehen sollte.

Scherl war freilich klug genug gewesen, einzusehen, daß er Männern dieses Ranges nicht einen gedruckten Prospekt ins Haus schicken konnte. Auch lag ihm nicht an einem einfachen Ja, sondern es kam ihm auf formulierte Stellungnahme der Befragten an. So wurde jeder einzelne von ihnen durch einen Sonderbotschafter aufgesucht; bei den Prominentesten der Prominenten übernahm sogar August Scherls Sohn die Mission. Was konnte das aber alles helfen, – auch die Sonderbotschafter und selbst der Kronprinz des Hauses Scherl konnten das Unmögliche nicht möglich machen, vor Sehenden aus Schwarz nicht Weiß, aus dem Gebilde des Wahnsinns nicht ein Werk der Weisheit machen. Wenigstens vor Urteilsfähigen konnte er das nicht. Und um hier richtig zu sehen und klar zu urteilen, war es ja gar nicht erforderlich, auf den geistigen Höhen der Menschheit zu wandeln und an einer deutschen Universität den Lehrstuhl eines Professors der Philosophie zu bekleiden.

Auch der skeptischste Beurteiler unseres Geisteslebens und der deutschen Bildungswelt hätte keine andere Aussage wagen können.

Doch nun sollte sich zeigen, daß der Wirklichkeitssinn, der Scherl beim Aufbau seiner Bibliothek so ganz und gar verlassen hatte, sich bei seiner Propaganda für eben dieses Werk über alle Maßen bewährte. Es war, als wenn Scherl über geheimnisvolle Antennen verfügte, die ihn gleichsam mit den Herzkammern der deutschen Geistigkeit und der deutschen Bildungswelt verbanden und ihn wissen ließen, was er den Spitzen des deutschen Geisteslebens bieten durfte. Genug: das Unerhörte trat ein, – die Harnack und die Windelband, die Paulsen und die Brentano und alle die anderen bejahten die Bibliothek Scherl. Und es war keineswegs nur die allgemeine Idee literarischer Volks-erziehung, der sie zustimmten, sondern eben die besondere Konstruktion *dieser* Bibliothek: die Verbindung des Kolportageverfahrens mit der Zwangs-Emporlesetreppe. Und es war keine schlichte Bejahung, die sie aussprachen, sondern fast ein Lallen der Begeisterung. Da wurde von der „heiligen Aufgabe“ gesprochen, die Scherl übernommen habe; die neue Organisation, so wurde bekundet, sei „aufrichtiger Liebe zum Volk, dem glücklichsten Verständnis der Volksseele“ entsprungen; alle Schwierigkeiten, gute Bücher ins Volk zu bringen, seien durch diesen „großartigen Versuch bewußter und methodischer Kulturarbeit“ nunmehr überwunden, – einer Kulturarbeit, welche Möglichkeiten eröffne, „an die man bisher kaum zu denken wagte: eine wirkliche ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes von unten auf“. -

Ja, so stand es da, und so kann es heute noch nachgelesen werden: Eine wirkliche ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes von unten auf...

Die „Frankfurter Zeitung“ schrieb damals zu diesen Ergüssen: „Eine so große Anzahl bedeutender Männer in diesem Stadium der Verzücktheit zu sehen, – es ist wirklich ein etwas peinliches Schauspiel.“ Trefflich gesagt, aber doch noch nicht ausreichend! Wenn man an die Sache, an das Wahnsinnsgebilde, an die plumpe Charlatanerie dachte, der die Verzückung galt, war es nicht ein „etwas peinliches“, sondern ein furchtbares Schauspiel, ein Schauspiel von erschütternder symptomatischer Bedeutung. Aus dem Narrenspiel der Bibliothek Scherl war das Trauerspiel der deutschen Bildungswelt geworden.

6.

Wer meinen Erinnerungen, durch meine verworrene und suchende Jugend hindurch gefolgt ist, wird unschwer ermessen können, wie tief mich das Faktum, vor dem ich nun stand, treffen mußte. Als Knabe schon, dem die Religion seiner Vorfahren nichts mehr sagte, war ich von dem ersten Hauch eines heiligen Reiches des Geistes berührt worden; als Jüngling war ich in Sehnsucht nach diesem Reich aufgewachsen. In Berührung mit echter und großer Dichtung, dann auch im Erlebnis hoher Philosophie, war mir das Ersehnte herrliche Wirklichkeit geworden. Daß es Deutsche gewesen waren, die, in neuerer Zeit, vor kaum hundert Jahren, dieser „Welt über der Welt“ neue Bezirke von unvergleichlicher Herrlichkeit hinzugefügt, hatte mich als Deutschen stolz gemacht. Und in jugendlichem Enthusiasmus war ich von der Unzerstörbarkeit dieses Reiches des Geistes überzeugt gewesen, – in ihm leben, ihm dienen zu können, war mir als der Sinn meines Daseins erschienen.

Längst nun hatte ich erfahren müssen, wie die, die Hüter des Reiches sein sollten, selbst schon im Geiste erschlaft waren und ihres Amtes nur noch lässig walteten. Immer noch aber hatte ich mich gegen den Gedanken gewehrt, daß das zum Untergang verurteilt sein könne, ohne das der Mensch nicht Mensch, der Deutsche nicht Deutscher sein konnte. Irgendwo mußte das hohe Erbe doch nicht nur Museumsstück, mußte es doch noch lebendig wirkende Kraft sein. Und wenn ich auch, innerstem Widerstreben zum Trotz, nicht daran zweifeln konnte, daß selbst in unseren hohen Schulen, in deren durchschnittlichem Betrieb, von dieser Kraft nichts mehr zu spüren war, – es gab doch eine über dem Durchschnitt stehende geistige Elite, deren Ruhm das Vaterland und die Welt erfüllte. Konnte auch keiner dieser Männer mehr den Anspruch erheben, großer geistiger Erwecker des deutschen Volkes zu sein, den Sinn für Wesenheit, Würde und Verpflichtung des Geistes glaubte ich bei ihnen doch gewahrt.

Und nun wurde mir auch diese Illusion zerstört! Die deutsche geistige Elite hatte zur größten geistigen Charlatanerie begeistert Ja gesagt! Es war wie eine Vergiftung, die in mein Wesen eindrang. Es kam mir jetzt nicht mehr auf mein bißchen Bibliothek an, – mochte daraus werden was wolle. Aber der Verlust des letzten Restes jenes Glaubens, der einst mein Leben getragen hatte, brachte mich um jede Fassung. Verrat, schmachvoller Verrat! Um diese Vorstellung drehte sich all mein Fühlen und Denken.

So sah ich die Dinge damals, im Frühjahr 1908, bei dem ersten Zusammenprall mit den ungeheuerlichen Fakten. Heute nun, genau vierzig Jahre später, frage ich mich sine ira et studio: was war es denn nun eigentlich, was damals vor sich ging? War es wirklich gemeiner Verrat, Aussage wider besseres Wissen? War es eine Art geistiger Erblindung, die verhinderte, das Offenbare zu sehen? War eine solche Erblindung auch nur denkbar bei Männern so bedeutender geistiger Leistungen? War die Volks- und Lebensferne der deutschen geistigen Oberschicht so groß geworden, daß sie den Gliedern des eigenen Volkes wie den Bewohnern eines anderen Sternes gegenüberstanden, Marsmenschen gewissermaßen, mit gänzlich anderen Bedingungen des geistigen Lebens? War es die immer mehr um sich greifende moralische Knochenerweichung: bei allen möglichen Gremien, Ehrenpräsidien, öffentlichen Kundgebungen dabeisein zu wollen, sobald diese mit einem sozialen oder kulturellen Mäntelchen getarnt waren?

Wer möchte so verwegen sein, Fragen dieser Art präzise beantworten zu wollen. Und doch fühlt sich der menschliche Geist angesichts unbegreiflicher historischer Tatbestände immer wieder gedrängt, nach Grund und Ursache zu fragen, das zunächst Unbegreifliche doch begreiflich zu machen. In unserem Falle wird man wohl, alle jene möglichen Einzelursachen zusammenfassend, mit Sicherheit das Eine sagen können: ohne eine tiefgehende geistig-sittliche Erkrankung der deutschen Bildungswelt wäre das Phänomen der Scherlbegeisterung nicht denkbar gewesen. Wenn ein Adolf von Harnack oder ein Wilhelm Windelband bei der Prüfung des Scherlplanes nur einen Bruchteil der Gewissenhaftigkeit und des Scharfsinnes aufgewandt haben würden, der ihnen bei ihren wissenschaftlichen Facharbeiten selbstverständlich war, hätten sie ja sofort das Grob-Schwindelhafte des Unternehmens erkennen müssen. Kultur und Geistesleben längst versunkener Völker wurden mit fast asketischer Hingabe und den feinsten Präzisionswerkzeugen des Geistes studiert, – aber Kultur, Bildung, gar Volksbildung der eigenen Zeit und des eigenen Volkes war das schlechthin Unverbindliche, demgegenüber man glaubte, jeder ersten geistigen Bemühung, jeder kritischen wissenschaftlichen Vorsicht entraten zu dürfen.

Doch auch so allein ist das Phänomen der Scherlbegeisterung unserer Elite nicht zu erklären. Zu der allgemeinen pathologischen Disposition mußten noch ganz konkrete zeitgeschichtliche Umstände treten, um den latenten Wahn-Sinn zum Ausdruck zu bringen. Und wenn ich nicht ganz falsch sehe, ragt unter den Umständen, die hier wirksam geworden sind, einer vor allen anderen hervor.

In meinen Jugenderinnerungen habe ich von der großen Kunsterziehungsbewegung berichtet,¹² die am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts durch die deutsche Bildungswelt ging, insbesondere von den Kunsterziehungstagen, auf denen mit hohem Schwung und echter Begeisterung um das Problem Volk und Kunst gerungen wurde. Es war eine der letzten großen geistigen Bewegungen, die das Wilhelminische Deutschland in der Periode zwischen dem Jahrhundertbeginn und dem Ersten Weltkrieg erlebte. Ich berichte dort auch davon, daß ich, damals Kunstreferent der „Sächsischen Arbeiterzeitung“, zwar den subjektiven Glauben der Initiatoren der Bewegung, z.T. Männer ungewöhnlichen geistigen Ranges, nicht aber den objektiven Gehalt dieser Bestrebungen ernst nehmen konnte. Ging die Absicht der Kunsterziehungsleute doch auf nicht weniger als auf eine Erneuerung unserer Kultur, auf die Schaffung eines neuen künstle-

rischen Stiles. Zwischen der hier gepflegten Ideologie und der sozialwirtschaftlichen und sozialpsychologischen Wirklichkeit schien mir ein Abgrund zu klaffen, der durch keine idealistische Begeisterung zu überfliegen war. In der Tat war denn auch diese von so überschwenglichen Hoffnungen begleitete Bewegung bald versandet und versackt und ohne eigentliches Ergebnis geblieben. Die Annahme erscheint berechtigt, daß sich der deutschen Bildungswelt ob dieses Fehlschlages eine Stimmung der Resignation und der Beschämung bemächtigte. Und das um so mehr, als eben gerade in jenen Jahren die Schundliteratur ihren Eroberungszug mit unerhörtem Erfolg fortsetzte. Da kam der Zeitungsfürst aus Berlin und zeigte schließlich doch noch den Weg des Heils! Wenn der erfolgreichste Pressemann der Zeit bereit war, für die neuartige Bibliothek ein Vermögen zu wagen, dann konnte man des Erfolges sicher sein, dann würde das Schwer-Gläubliche Wirklichkeit werden: eine Millionenleserschaft, die sich heute noch am Kolportageschmarren ergötzte, würde sich binnen Jahresfrist an der poetischen Fülle Detlev von Liliencrons, an der reifen Humanität der Ebner-Eschenbach, an der überlegen-heiteren Skepsis Theodor Fontanes erbauen. Es wird wie ein großes Aufatmen gewesen sein; so würde die Verpflichtung gegen Volk und Kunst doch erfüllt werden, und selbst brauchte man dabei nichts weiter zu tun, als diesem von einem gütigen Schicksal geschenkten kulturpädagogischen Gaul nicht weiter ins Maul zu sehen, dafür aber kräftig in das Horn der Scherlpropaganda zu stoßen...

Niemand freilich wird verkennen, daß derartige chiliastischen Aufschwünge, Zusammenbrüche und Rettungshoffnungen eben selbst nur in einer erkrankten Zeit möglich waren.

Es ist für den Deutschen des Jahres 1948 nicht ganz einfach, derartiges niederzuschreiben. Gerät er damit doch gar zu leicht in die Nähe derer, die sich nicht genug tun können in nationaler Selbstentblößung und im Schweifwedeln vor denen, die jetzt unsere Herren sind. Doch auch die Möglichkeit solcher Verwechslungen darf nicht hindern, bittere Wahrheiten auszusprechen. Denn nur aus der Einsicht in das, was war – und was weithin noch ist –, kann die Heilung, kann der Sinn für den rechten Weg hervorgehen. Um aber Mißverständnissen zu begegnen, sei dem bisher Gesagten noch das hinzugefügt: Jene Erschlaffung des Geistes, jene Anbetung von Halb- und Scheingöttern war keine ausschließlich deutsche Angelegenheit, sondern eine Erkrankung der ganzen zivilisierten Welt. Nicht zuletzt auf dem Gebiete der Volksbildung haben wir das erfahren. Dokumente hierfür wären unschwer zu erbringen. Aber indem das ausgesprochen wird, muß zugleich hinzugefügt werden: schwer ist zu denken, daß sich irgendwo in der Welt das hätte ereignen können, was sich im Jahre 1908 mit dem Bekenntnis der deutschen Geistesaristokratie zur Bibliothek Scherl ereignete. Der Geisteszustand, der sich darin ausdrückte, war gewiß der ganzen Welt eigen – und er ist ihr weithin auch heute noch eigen –, aber wie er sich ausdrückte, das war doch wohl nur in Deutschland möglich. Deutschland hatte in einer rasenden kapitalistisch-industriellen Entwicklung seine geistige Substanz, sein kulturelles Erbe sehr viel schneller und sehr viel radikaler verbraucht als irgend eines der Völker, von denen es umgeben war. Aus dieser Tatsache erklärt sich das ungeheuerliche Versagen der deutschen Bildungsschicht gegenüber der größten Kulturcharlatanerie aller Zeiten ebenso, wie der Weg, der dann das deutsche Volk in den Abgrund geführt hat.

Doch nun zurück zum Jahre 1908 und zu der Lage, in die ich durch den zweiten Teil des Scherlprospektes, durch die Gutachten der Harnack und Genossen versetzt war.

Nun wäre es wohl an der Zeit gewesen, Morgensterns Aufforderung zu folgen. Zwar würden die Hymnen, die hier zu Ehren der Zwangs-Emporlesebibliothek ertönten, das Werk nicht retten können, und sie haben es auch nicht gerettet! Aber mit diesem Chorus der Scherl-Enthusiasten war nun doch ein weiteres kulturpolitisches Faktum entstanden, und zwar ein Faktum ersten Ranges. Wie mußte in der deutschen Öffentlichkeit das Denken über Volksbildungsfragen verwirrt werden, wenn Männer wie Harnack und Windelband, wenn ein so lebendig in der Dynamik der Zeit stehender Geist wie Friedrich Naumann, ja, wenn selbst ein so unerschrockener Bekämpfer kapitalistischer Herrschaftsgelüste, ein so unermüdlicher Verteidiger der Volks- und Arbeiterrechte wie Lujo Brentano, wenn sie alle und mit ihnen viele andere die Scherlschen Nürnberger-Trichter-Methoden als bahnbrechend bezeichneten, wenn sie die sozial-psychologischen Fäseleien, von denen Scherl ausging, als tiefste Einsicht in die „Seele des Volkes“ priesen. Eine Barbarei volkspädagogischen Denkens drohte Deutschland, in der jedes echte Bemühen um Entfaltung geistiger Volkskraft zunichte werden mußte.

Mußten nicht angesichts d i e s e r Gefahr die Wenigen, die was davon erkannt, aufstehen und den Kampf mit August Scherl und seinen Schrittmachern aufnehmen? Mußten das nicht in erster Linie die Volksbildungsleute, insbesondere die deutschen Volksbibliothekare tun? Mußte vor allen anderen nicht ich selbst mich zum Worte melden?

Dennoch würde ich wohl auch jetzt noch gezögert haben, den Kampf aufzunehmen. Denn was war ich denn damals? Ein so gut wie unbekannter kleiner Vorstadtbibliothekar, über den ein Gewaltiger wie Scherl und seine auf den Höhen des Lebens wandelnde intellektuelle Leibgarde ohne auch nur mit der Wimper zu zucken zur Tagesordnung übergehen würden. Doch nicht nur von da her kamen mir Hemmungen. Es war auch eine tiefbegründete Scheu vor der Polemik als solcher, die mir Morgensterns Aufforderung in zweifelhaftem Lichte erscheinen lassen mußte. Ich bin mir sehr wohl bewußt, mit dieser Aussage an mehr als einer Stelle ein spöttisches Lächeln hervorzurufen. Allzuvielen aktenkundige Tatsachen meines Berufslebens scheinen dagegen zu sprechen. Und doch ist auch hier aus den schwarz auf weiß gegebenen historischen Tatsachen nicht das volle Bild der geschichtlichen Wahrheit zu gewinnen. Gewiß: unendlich oft habe ich zur polemischen Waffe gegriffen, und hatte ich die Waffe erst einmal in der Hand, habe ich sie, es würde mir nicht anstehen, das leugnen zu wollen, auch mit einer gewissen Wollust geführt, mit dem angespannten Willen, den Sieg an mich zu reißen, den Stoß in das Herz des Gegners zu führen. Angesichts solcher Fakten und Bekundungen ist es nicht leicht, darzutun, daß Streit und Kampf nicht die mir gemäße Lebensform waren. Wenn aber, wie es mir auch strenge Beurteiler versichern, meine Jugenderinnerungen das Gepräge innerer Wahrheit tragen, muß mit ihnen schon ein gewichtiger Bürge für die Zuverlässigkeit meiner Bekundungen gegeben sein. Welche Situationen meines Jugendlebens waren es denn, in denen ich mich ganz mit mir selbst in Übereinstimmung fühlte? Es war, als ich, um in der Sprache meiner Jugendgedichte¹³ zu

sprechen, den „tausendstündigen, verworrenen Werkelwerdetag“ abgetan und mich ganz dem wunschlos reinen Schauen des in sich selbst ruhenden Seins hingegeben hatte; es war, als ich auf dem Schneeschuh unter der blauen Himmelslocke über die stillerhabenen weißen Flächen des Riesengebirgskammes glitt und unter mir lautlos der Silberschild des unendlichen Nebelmeeres schimmerte; es war, als mich die feierliche Stille des Sommersonntages umfing, und ich in der kleinen Kammer des sonst so geräuschvollen, nun von allen Bewohnern verlassenem Hauses hinter meinem Zeichenbrett saß, um in reinster Künstlerandacht den Christuskopf nach Guido Reni herauszubilden. In jeder dieser Situationen, wenn mich einer unter verlockendsten Angeboten zu Kampf und Streit hätte auffordern wollen, würde nichts in mir ihm geantwortet und ich würde ihm als Verführer stillschweigend den Rücken gekehrt haben. Und war es denn nun in meinem neuen Berufsleben, das mir so viel vom „Werkelwerdetag“ brachte, anders? Was mich bei der Büchereisache hielt, war die Möglichkeit reiner hingebender Gestaltung, – der Gestaltung, wenn auch im engsten Rahmen, einer in sich geschlossenen sinnlich-geistigen, geistig-sittlichen Welt. Und keiner, der einmal ähnliches unternommen hat, wird daran zweifeln, daß eine solche Aufgabe nur mit reingestimmter Seele gelöst werden kann. Nichts aber war, bei meiner nervös-depressiven Veranlagung, mehr geeignet, diese Seelenstimmung zu zerstören, als eben Polemik, wie ich sie verstand und wie ich sie führen mußte, sobald ich sie führte. Polemik war Erregung, Polemik war ein jähes Auf und Ab, Polemik war die Lust am scharf gezielten Stoß, Polemik war aber auch das nervöse Gespanntsein auf den Gegenstoß, Polemik war nicht zuletzt auch die maßlose Überraschung und Erbitterung, wenn der tief verletzte Gegner mir nicht auf der Bahn meiner sachlichen Beweisführung folgte, sondern, wie es mir schien, mit Winkelzügen, vielleicht sogar mit Verdächtigung meiner Motive antwortete. Polemik also, das war eine totale innere Verzerrung, bei innerer Verzerrung aber war echte Gestaltung unmöglich. – So ist es gekommen, daß ich mich während meines ganzen Berufslebens in diesem Zwiespalt befunden habe: immer wieder schien mir die konkrete berufliche Situation klare und entschiedene Stellungnahme, den kompromißlosen Angriff zu fordern, mein Temperament, wenn der Anruf der Stunde gekommen war, drängte zu ihm hin, – meine eigentliche Aufgabe aber und das Reinste und Beste in mir rieten mit nicht zu überhörender Stimme davon ab. Oftmals, wenn die objektive Situation drängte, währte der Zwiespalt nur kurze Augenblicke, und schon flog der Degen aus der Scheide; nicht selten aber bin ich tage-, ja, wochenlang hin- und hergerissen worden, und manchmal gelang es mir wohl auch, der höheren Einsicht zu folgen, den schon halbgezückten Degen in die Scheide zurückzustößen und mich ganz wieder dem Werk, der reinen Gestaltung zuzuwenden.

Mich auch diesmal so zu verhalten, wurde ich zudem durch einen besonderen Umstand aufgefordert. Neben dem Freund meiner Jugend, dem ernst-bedeutenden Maler-Radierer Otto Fischer, von dem ich im ersten Band meiner Erinnerungen so viel erzähle, war gerade jetzt ein neues Gestirn aufgegangen, wieder einer aus der Zunft der bildenden Künstler, wieder ein Maler, – Richard Dreher, einer der begnadetsten Menschen, die je meinen Weg gekreuzt haben. Unvergleichlicher Glanz und Fülle des Lebens gingen von ihm aus; reinste und leuchtendste Stunden des Geistes dankte ich seinem Umgang. Ich stellte ihn schon in Buch 3 vor;¹⁴ er wollte vom Kampf gegen die Torheit der Welt

nichts wissen. Solche Kämpfe seien selbst das Törichte, – je mehr wir uns auf sie einließen, um so tiefer dringe Torheit in uns ein. Der Kampf des wesentlichen Menschen vollziehe sich in einer anderen Region und mit anderen Waffen als denen der Polemik; es sei der Kampf mit der eigenen Unzulänglichkeit, die uns hindere, die Wahrheit zu sehen und das wesentliche Werk zu vollbringen. Je mehr wir uns mit der Torheit der Welt herumschlugen, um so mehr würden wir von dem eigentlichen Kampf in uns selbst und mit uns selbst abgelenkt.

Es war nun freilich keineswegs so, daß ich mich dieser Lebenslehre gänzlich verschrieben hätte. Ich war zwar weder ein Marquis Posa noch ein Michael Kohlhaas, aber dort, wo ich mein Handwerk beherrschte und einen Auftrag und eine Verantwortung hatte, dort konnte ich es nicht ertragen, wenn das Unzulängliche oder gar das Falsche geschah und dazu vielleicht anmaßend mit dem Anspruch des Richtigen und Gültigen auftrat. Aber auch ohne meine Versessenheit auf das Richtige – mancher wird sie einfach als Rechthaberei bezeichnen – würde ich doch bezweifelt haben, ob die von Dreher gepredigte Abstinenz in allen Fällen am Platze sei. Drohte nicht Gefahr, daß das Bequem-Falsche, immer und überall fröhlicher gedeihend als das Mühevoll-Richtige, dieses zuletzt überwuchern und ersticken, mir also Lebenslust und Lebensspielraum rauben würde?

Und doch fanden Drehers Worte in mir einen tiefen Widerhall. Sagten sie doch – wie jede lebendig wirkende Wahrheit – nur etwas, was ich im tiefsten Grunde schon wußte: daß jedes Richtig auch ein Falsch in sich birgt, daß das, was dem Urteilenden und Richtenden als das Falsche erscheint, in der Gesamtökonomie der Welt durchaus seinen richtigen Platz haben kann, daß das wohl erkannte Richtig ein echtes Richtig nur bei dem ist, der es im Vollzug des eigenen Lebens erkannt, betätigt, bewährt hat, daß eben dieses Richtig in der Hand des Anderen nur allzu leicht zum Falsch wird. Und dazu dann die Sorge vor den zerstörenden und vergiftenden Wirkungen des Kampfes für mein eigenes Seelenklima; wie konnte ich dauernd das Richtige finden und das Richtige üben, wenn ich in mir selbst nicht richtig war?

So fehlte nicht viel, und im Jahre 1908, als ich nach meinen Überzeugungen vor einem ungeheuerlich Falschen stand, würde das Zünglein an der Waage vielleicht doch zugunsten der von Richard Dreher gepredigten Abstinenz ausgeschlagen sein. Wenn es dann doch anders kam, so weil zu dem bisher Berichteten noch ein Faktum trat, das, wenigstens für mein Empfinden, über alle die anderen Fakten, so erschütternd sie auch waren, noch einmal weit hinausging. Hiervon habe ich nun zu berichten.

In meinen Jugenderinnerungen habe ich mehrere Kapitel der bedeutenden Gestalt Ferdinand Avenarius' gewidmet, dem Schöpfer des „Kunstwartes“, dem Begründer des „Dürerbundes“, dem Kündler der „Ausdruckskultur“.¹⁵ Wer jene Berichte in Erinnerung hat, weiß etwas von dem Weg, den Avenarius gegangen war: den Weg vom scharfsichtigen und unerbittlichen Kritiker einer Verfallszeit der Kultur zum weitausgreifenden, allzu geschäftigen Kulturorganisator, von der Vertiefung zur Verflachung, von der Klarheit und Bestimmtheit zum Nebulösen; auf welchem Wege ihm beispiellose Erfolge beschieden waren, Erfolge, die Ursache immer größerer Betriebsamkeit, aber auch immer größerer Verflachung wurden. Auch habe ich dort von dem außerordentlichen Einfluß berichtet, den Avenarius anfänglich, noch in seiner kritischen Periode, auf mich

ausübte, habe berichtet, wie ich aus dem Dunkel meiner Handwerkerexistenz in fast abgöttischer Verehrung zu ihm aufblickte, wie ich mich aber in dem Maße von ihm entfernte, in dem er sich dem Rausche des Organisierens, dem kulturpolitischen Machttaumel, der kunsterzieherischen Schulmeisterei hingab.

Im Jahre 1908 nun hatte Avenarius schon nahezu den Gipfel seiner Erfolge erreicht. Sein Einfluß auf das deutsche Bildungsbürgertum war schier unermeßlich. Was er verurteilte, verurteilten Zehntausende von Lehrern aller Grade, von Pfarrern, Ärzten, Juristen mit ihm, die ihrerseits das geistige Leben von Hunderttausenden beeinflussten. Was aber Avenarius empfahl, wurde von diesen Zehntausenden von Bildungsoffizieren gläubig aufgenommen und ihren Mannschaften gleichfalls eindringlich empfohlen. Welch eigentümliche Ironie: Avenarius war ausgezogen, dem Deutschen des werdenden Massenzeitalters das hohe Gut der deutschen Kultur zu sichern, aber indem er das tat, in der Art, wie er es tat, lähmte er zugleich die Selbsttätigkeit, die suchende, prüfende, entscheidende Kraft des Geistes, untergrub damit die Voraussetzung echter Bildung, arbeitete dem Ungeiste vor, der dann ein Menschenalter später zur großen deutschen Katastrophe führen sollte. Insofern leistete Avenarius auf anderem Niveau dasselbe, was August Scherl für eine andere Schicht des deutschen Bürgertums mit der „Woche“ leistete. Wenn ich das ausspreche, so liegt mir jedes Pharisäertum Avenarius gegenüber fern. Sehr wohl bin ich mir bewußt, in meiner eigenen Arbeit ähnlichen Gefahren ausgesetzt gewesen zu sein, und ich befürchte, auf weite Strecken mich diesen Gefahren gegenüber keineswegs als Ritter ohne Fehl und Tadel erwiesen zu haben. Wenn ich aber mein eigenes Werk mit ständiger Kritik begleitete, wenn ich, zum Entsetzen, aber auch zur geistigen Belebung meiner Mitarbeiter, mehr als einmal nicht nur Nebenzüge, sondern auch Grundformen des von mir geschaffenen Systems wieder umwarf, – wenn ich die ständige Unruhe meiner Anhänger und Freunde war, und wenn ich schon 1926, also lange vor meinem fünfzigsten Lebensjahr, auf der Höhe büchereipolitischer Macht stehend, freiwillig von der Leitung der von mir geschaffenen zentralen büchereipolitischen Organisation zurücktrat,¹⁶ um mich ganz wieder der eigentlichen sachlichen Arbeit zu widmen, so nicht zuletzt, weil ich das warnende Beispiel meines einstigen kulturellen Abgottes allezeit vor Augen hatte. – Wie man heute aber auch Avenarius und sein Werk beurteilen mag: auf jeden Fall gab es damals in ganz Deutschland keinen Mann und keine Instanz, die in kulturpolitischen Dingen über eine auch nur annähernd gleiche Macht verfügt hätten. Und wenige Jahre hin, und Avenarius' Stellung als deutscher kultureller Führer sollte ihre höchste Weihe empfangen, indem die Universität Gießen ihm die Würde eines philosophischen Ehrendoktors verlieh, – eine Würde, die damals noch eine wirkliche Würde war.

Wenn also irgendeiner dem Scherlspuk den Garaus machen konnte, dann war es Ferdinand Avenarius. Und wenn heute die rückwärtsgewandte Betrachtung auch zeigt, in welcher eigentümlicher Weise sich Avenarius mit dem Berliner Zeitungsfürsten betührte, so lag doch für den damaligen Betrachter zwischen Avenarius und Scherl eine ganze Welt. Auch war Avenarius' unerschrockener Kämpfer-Geist noch keineswegs gebrochen: wo er glaubte, kulturelle Schäden zu sehen, schwang er auch jetzt noch die Geißel und trieb die Tempelschänder zu Paaren. Zu alledem kam, daß er sich seine

geistige Selbständigkeit gegenüber den großen Kapitalsmächten durchaus bewahrt hatte und, ohne parteimäßige Bindung, enge und freundschaftliche Beziehungen zu sozialdemokratischen Kreisen unterhielt.

Ganz besonders günstig, wenn ich an August Scherls alberne Anmaßungen dachte, lagen beim Avenariuskreis die Dinge hinsichtlich der Grundsätze literarpädagogischer Erziehung. Hier konnte ich „Kunstwart“ und „Dürerbund“ getrost als meine Bundesgenossen betrachten. Jene Dürerbundflugschrift „Wie gewöhnt man an guten Lesestoff“¹⁷, die eine so vorbehaltlose Würdigung meiner Bestrebungen gebracht hatte, enthielt eine Reihe von Kernsätzen, die meine eigenen Überzeugungen widerspiegelten. So etwa dort, wo der Verfasser der Flugschrift, der obengenannte Franz Diederich, die Frage aufwarf, was man denn „unter dem Begriff Volk oder dem Begriff Masse zu verstehen“ habe, und wo er die eindeutige Antwort gab, daß man es da „mit einem äußerst vielseitigen Etwas“ zu tun habe, daß es also bei literarpädagogischen Veranstaltungen darauf ankomme, „daß jedermann sein wohnliches Zimmer darin findet“. Und noch zugespitzter, wie eine Warnung an einen künftigen Scherl: „Man soll sich hüten vor dem Gedanken, es könne eine ganz bestimmte Reihe von Büchern geben, die für aller Menschen geistige Ausbildung gut und gültig sei“. Aber auch ich selbst hatte im Dezember 1907 und im Februar 1908, also unmittelbar vor dem Auftreten Scherls, mich im „Kunstwart“ zu einigen wichtigen Fragen der Volksbüchereipolitik äußern dürfen¹⁸ und dabei nicht unterlassen, zu betonen, daß der Erfolg der Volksbücherei davon abhängen würde, wie weit es dem Bibliothekar gelänge, die geistige Mannigfaltigkeit innerhalb der großen Lesermasse zu erfassen. Zum andern aber hatte Scherls „Woche“, mit ihrer Tendenz zur geistigen Verschleimung des deutschen Bürgertums, im „Kunstwart“ im Laufe der Jahre schon manchen scharfen Hieb aus der Feder Avenarius' hinnehmen müssen.

Das also lag auf der Hand: Ferdinand Avenarius war der gegebene große kulturpolitische Gegenspieler August Scherls! Eine eindeutige Erklärung von ihm im „Kunstwart“, ein Warnungssignal von ihm an die zahllosen, im „Dürerbund“ zusammengeschlossenen Organisationen, mit ihren hunderttausenden sozial und pädagogisch tätigen Mitgliedern, – und der Scherlbibliothek würde schon bei ihrer Geburt das Lebenslicht ausgeblasen! Daran würden auch alle ihre hochmögenden Geburtshelfer nichts ändern können. Ich selbst aber würde es nicht nötig haben, auf meinem schwachen Rößlein gegen den Berliner Pressegiganten anrennen zu müssen.

Und nun mußte ich das Ungeheuerlichste erleben: Ferdinand Avenarius, der Abgott meiner Jugend, Deutschlands gepriesener kultureller Führer, – Ferdinand Avenarius bekannte sich zur Bibliothek Scherl! Ja, mit seinem Namen und seiner Empfehlung wurde jene Reihe eröffnet, in der die ersten Männer des geistigen Deutschland ihren Kotau vor August Scherl und der Reichs-Universal-Emporlesebibliothek machten.

Ich fühle noch heute den Stoß, der mich traf, als ich den einst so verehrten Namen an dieser Stelle fand. Ich fühle noch die unsägliche Verbitterung, die angesichts dieses tiefen Falles von mir Besitz ergriff; ich fühle noch das Würgen am Herzen, ob dieses beispiellosen Verrates. Scherl war ein größenwahnsinniger Narr, ein dummdreister Spekulant, Harnack und Genossen waren, auf diesem Felde, gedankenlose Schwätzer, – Avenarius aber, einstmals der Prediger in der Wüste, war der eigentliche

Verräter. Und sein Übergang in das Lager der Scherl-Enthusiasten mußte nun erst die Verwirrung der kulturpädagogischen Begriffe vollständig machen.

Damit war für mich die Entscheidung gefallen – der Degen flog aus der Scheide, und zu Morgenstern flog ein Telegramm: „Nehme Scherlauftrag an, Manuskript folgt in wenigen Tagen.“

8.

Nun, nachdem die Entscheidung gefallen, gewann der Dämon des Kampfes gänzlich Macht über mich. Ich beschränkte mich nicht auf den einen, von Morgenstern erbetenen Auftrag, sondern ergriff jede Gelegenheit, die sich mir zum Losschlagen bot: in der bürgerlichen wie in der Arbeiterpresse, in Tageszeitungen wie in Zeitschriften. Ich sorgte dafür, daß meine Aufsätze in die richtigen Hände kamen, vor allem auch in die Hände von Avenarius selbst. Einige Monatlang wurde ich so in schier fieberhafter Erregung gehalten, und die Dresden-Plauener Bibliothek hat in dieser Zeit nicht viel von mir gesehen. Wiederum vom Standpunkt der Beamtenkorrektheit schwer verzeihlich, aber der Erfolg der Kampagne, ihre bedeutenden Nebenwirkungen sind dann doch auch der Sache der Volksbücherei und damit auch der Dresden-Plauener Bibliothek zugute gekommen. Und Elise Bosse leistete das Äußerste, um mir für den „Scherlkampf“, von dessen Bedeutung sie tief durchdrungen war, die Hände frei zu machen.

Bei alledem war ich mir wohl bewußt: weder durch meine Erbitterung noch durch die Nerven aufpeitschung des Kampfes durfte ich mich zu einem berserkerhaften Ummichschlagen hinreißen lassen. Die subjektive Befriedigung, aufgespeicherten Ingrimms entladen zu können, mußte hinter der Notwendigkeit, das objektive Ziel zu erreichen, zurücktreten. Das Ziel war nicht so sehr die Verhinderung der Bibliothek Scherl. Dazu war es schon zu spät, und überdies mußte dieses Monstrum, daran zweifelte ich nach wie vor nicht einen Augenblick, an sich selbst zugrunde gehen. Worauf es ankam, war: jenen Geisteszustand zu erschüttern, der den Scherlskandal, die Glorifizierung des wahnsinnigen Unternehmens überhaupt erst möglich gemacht hatte. Niemals mehr durfte sich Ähnliches in Deutschland ereignen.

Um das zu erreichen, war eigentlich nur eines erforderlich: es galt, die Lebenswirklichkeit aufzuzeigen, an der das Unternehmen unweigerlich scheitern mußte. Je klarer dieser Sachverhalt herausgearbeitet wurde, um so einprägsamer mußte sich nicht nur Scherls grober Dilettantismus, sondern vor allem auch das Schmachvolle jenes Begeisterungstaumels enthüllen, mit dem die deutsche Intelligenz das Unternehmen begrüßt hatte. Keinesfalls durfte es so kommen, daß beim Scheitern der Scherlbibliothek ihre Befürworter sich damit herausreden konnten, daß die Sache „eigentlich“ ganz gut und richtig gewesen, daß sie also nur an Mängeln der technischen Durchführung, die die Befürworter ja nicht voraussehen konnten, gescheitert sei. Unausweichlich zwingend mußte werden, daß es eben die Sache selbst war, die zu elementaren, jedem natürlichen Menschenblick zugänglichen Lebensstatsachen in unversöhnlichem Gegensatz stand, und daß sie eben hieran scheitern mußte. Gelang es mir, in meiner Beweisführung dieses unausweichlich Zwingende zu erreichen, dann war damit mehr geleistet als mit

brillanten polemischen Husarenritten. So zwang ich mich denn zu äußerster Kälte und zu strengster Konzentration meiner Geisteskräfte, – das Bewußtsein, auf diese Weise den tödlichen Streich zu führen, wurde für mich die eigentliche Wonne des Kampfes. Nur die ironische Beleuchtung des tollen Spukes konnte ich mir, besonders in dem ersten, dem Morgenstern-Artikel¹⁹, nicht gänzlich versagen.

Innerhalb der so gestellten Aufgabe gab es Stufen. Zunächst galt es, die Methode der Scherlbibliothek anzugreifen, zu zeigen, daß diese Nürnberger-Trichter-Methode im Widerspruch zu allen unseren Erfahrungen vom Geistesleben, also auch vom Geistesleben des einfachen Mannes, standen. Nicht auf einen unter Millionen würde dieses Verfahren zutreffen. Also selbst wenn die Millionen in sich verhältnismäßig gleichförmig ausgerichtet gewesen wären, mußte doch die Trichter-Methode, die Methode der „strengen Stufen“ mit den fünfzig Bänden versagen. Damit aber hatte sich die bündige Feststellung zu verbinden, daß es weiterer gröblichster Dilettantismus war, eine solche weitgehende Gleichförmigkeit anzunehmen. Also selbst, wenn die Nürnberger-Trichter-Methode nicht Dilettantismus gewesen wäre, mußte doch angesichts der Lebenswirklichkeit der Einheits-Reichs-Trichter versagen. Beides zusammen aber, – die Trichtermethode und der Reichseinheitstrichter, das eben ergab den wirklichkeitsfernen Wahn-Sinn. Und diesem Faktum war dann die Glorifizierung dieses Wahnsinns durch die Blüte der deutschen Intelligenz gegenüberzustellen.

Dazu kam aber noch ein ganz anderes.

Alle kulturellen Reformversuche der Zeit, so weit sie dem Geistesleben der Masse galten, schienen mir daran zu krankem, daß man an den Symptomen herumkurierte, aber nicht an die Wurzel des Übels ging. Das war schon bei der Kunsterziehungsbewegung so gewesen, das war charakteristisch für den Kampf gegen die Schundliteratur, und das wiederholte sich nun auch bei der Bibliothek Scherl und ihrer Glorifizierung. Die deutsche Bildungswelt hatte, bis auf wenige Ausnahmen, ruhig zugesehen, wie durch die industriell-kapitalistische Revolution das alte Volksgefüge zerstört, die geistig-seelische Volkssubstanz zum Verdorren gebracht, Millionen von Menschen wie ihrer physischen so auch ihrer moralischen Heimat beraubt wurden. Und die Bildungswelt hatte die materiellen Vorteile, die Ausweitung ihres persönlichen Lebensspielraumes, die ihr diese Entwicklung gebracht hatten, gern und ohne übertriebene Gewissenskrupel in Anspruch genommen. Nun, da sich überall die Früchte der entsetzlichen Barbarei der industriell-kapitalistischen Revolution zeigten, sollten in die verwüsteten Herzen, in die entleerten Hirne, in die zerrütteten Sinne Keime eines höheren Wachstumes gesenkt werden, die – aufs Volks-Ganze gesehen – nur auf dem Boden eines gesunden und geordneten Volkslebens gedeihen konnten. Innerhalb des industriell-kapitalistischen Zeitalters mußte die Welt so aussehen, wie sie aussah, war also auch das ungeheure Wuchern der Schundliteratur genau so eine sozialpsychologische Notwendigkeit, wie das Blühen und Gedeihen des Pseudo-Zeitromanes, den der Kultur reformer August Scherl nach wie vor seinen Lesern in der „Woche“ vorsetzte. Alle Versuche, diese Wucherpflanzen zurückzudämmen oder gar zum Absterben zu bringen, waren „weiße Salbe“, mit der die Aufmerksamkeit von dem wahren Übel und dem Nachdenken über dessen Bekämpfung abgelenkt wurden. War es Blindheit oder war es Feigheit und Verlogenheit oder war es alles zusammen, was zu diesem Verhalten führte? Nun,

was es auch sein mochte, – auch diesen Sachverhalt darzulegen, erschien mir, wenn ich jetzt zur Scherlsache das Wort ergriff, unerlässlich, so wie es mir schon unerlässlich erschienen war, als ich sechs Jahre vorher dem Kunsterziehungstaumel entgegentrat, und so wie es mir unerlässlich erscheinen würde, wenn es mir aufgegeben sein sollte, in Zukunft über Aufgaben und Aussichten der deutschen Volksbücherei zu sprechen.

Besondere Schwierigkeit machte mir bei alledem die Auseinandersetzung mit Ferdinand Avenarius. Nicht nur seine einzigartige Stellung in der deutschen Kulturpolitik, sondern auch die Art seiner Beweisführung zwangen mich, ihn aus der Reihe der übrigen Scherltributanten herauszunehmen. Avenarius gehörte keineswegs zu den Enthusiasten, die in Scherl den reinen Toren, in seiner Bibliothek ein Zeugnis tiefsten Verständnisses der Volksseele und ein Wunderwerk volkspädagogischer Methodik sahen. Der deutsche Kulturpapst erschien im Scherlkampf vor seinem Volke als der nüchtern-überlegene Kulturstratege. Als solcher widmete er im „Kunstwart“ der Bibliothek Scherl mehrere Aufsätze.²⁰ Mit erhobenem Zeigefinger wies er vor allem auf die ungeheure Kapitalmacht des Hauses Scherl hin. „Außerordentlich stark ist sie, es hat eine ähnliche publizistische Großmacht in Deutschland sicher noch nie, vielleicht überhaupt noch nie gegeben.“ Was der Inhaber einer solchen Macht sich vornimmt, setzt er auch durch: „Solange das Haus Scherl lebte, war diese Bibliothek nicht zu verhindern.“ Was aber nicht zu verhindern ist, muß man versuchen, in eine möglichst vernünftige Bahn zu lenken. So kam es zu der Forderung, „ein Unternehmen von derartiger Bedeutung für unser Volk so gut machen zu helfen, wie es unter den gegebenen Bedingungen gemacht werden kann“.

„Wenn man’s so hört, möcht’s leidlich scheinen.“ Welcher dem Positiven zugewandte Mensch möchte nicht anstelle kleinlicher Kritik mit Hand anlegen, wenn es gilt, ein in seinem Kern gutes und gesundes Werk von ihm zunächst noch anhaftenden Mängeln zu befreien? Aber darum ging es hier ja nicht. Die Bibliothek Scherl war in ihrer Grundanlage verfehlt, sie war das Produkt eines skrupellos-anmaßlichen Pseudoreformators. Hier half nur eine Umgestaltung an Haupt und Gliedern, so wie ich sie fünfzehn Jahre später bei dem in gleicher Weise skrupellos-anmaßlichen „Einkaufshaus für Volksbüchereien“ durchsetzte. Was verschlug demgegenüber der Hinweis auf die ungeheure Kapitalmacht des Hauses Scherl und auf die Wahrscheinlichkeit, daß es seinen Plan auf jeden Fall durchsetzen werde. Mit diesem Argument konnte der Kotau vor jeder Barbarei des Großkapitals gerechtfertigt werden. Und welche politische Ahnungslosigkeit, in Fällen dieser Art zunächst Ja zu sagen, den Reiter in den Sattel heben zu helfen, und dann zu hoffen, mit nachträglicher Kritik das Schiefe wieder gerade biegen zu können. Hier gab es, wenn überhaupt eingegriffen werden sollte, nur eines: von Anfang an der Macht des Kapitals eine andere Macht gegenüberzustellen: den unbeugsamen Willen des Geistes gegenüber dem Ungeist. Selbst wenn dann zunächst das Kapital doch den Sieg davontragen sollte, konnte aus dieser Niederlage des sich selbst treugebliebenen Geistes reicher Segen erwachsen, die Geschichte lieferte hierfür mehr als ein Beispiel. Aber es war ja gar nicht wahr, daß auch ein Scherl seinen Willen auf jeden Fall durchsetzen würde, – hatte nicht wenige Jahre vorher im Falle der Scherlschen Sparlotterie der entschlossene und rechtzeitige Widerstand derer, auf deren Urteil es ankam, das anmaßliche Projekt im letzten Augenblick zu Fall gebracht. Und wenn sich im Falle

der Scherlbibliothek die Sonderbotschafter des Zeitungskönigs vom ersten Tage an einer entschlossenen Abwehrfront der deutschen Intelligenz gegenübergesehen hätten, wenn Avenarius den Dürerbund mobilisiert haben würde, würde Scherl vielleicht doch klein beigegeben haben, wie ein halbes Menschenalter später die Initiatoren des Einkaufshauses – wenn auch erst nach langem und hartem Kampf – zuletzt klein beigegeben mußten. Aber der Kulturorganisator Avenarius war schon viel zu sehr in opportunistische Denkgleise eingefahren, um den Gedanken einer solchen Strategie entschlossenen Widerstandes – der ihm zwanzig Jahre früher als das Selbstverständliche erschienen wäre – jetzt noch fassen zu können.

Was aber hatte der Mann der Ausdruckskultur zur Bibliothek Scherl selbst zu sagen? Das, was die Harnack und Genossen zu ihrem Entzückungstaumel gebracht hatte, den Wahnsinn der Methode des reichseinheitlichen Nürnberger Trichters, auf den der anmaßliche Anspruch Scherls gegründet war, dieses eigentlich Bezeichnende übergibt Avenarius oder beschäftigte sich damit nur am Rande. Sein Interesse galt ganz der literarischen Qualität der Scherlschen Bücherliste. Und hier arbeitete er mit folgender Beweisführung. Den breiten Massen dient jetzt der bisherige Kolportageroman „mit aller seiner Roheit“. Nehmen diese Massen den Scherlschen Roman an, „so erhalten sie jedenfalls keinen schlechteren als bisher“. Wozu also die Aufregung? Aber in Wirklichkeit erhält der, der die fünfzig Bände der Scherlbibliothek absolviert, ja aufs Ganze gesehen einen sehr viel besseren Roman. Die Scherlbibliothek ist also auf jeden Fall das kleinere Übel. Und: „Wenn sie auch nur als das kleinere Übel anerkannt wird, so erkennt man damit einen Fortschritt an.“ – Hier wurde der Opportunismus zum plattesten Bildungsmaterialismus. Wie der Händler mit Kleiderstoffen eine zusammenhängend-aufsteigende Linie vom ordinären Ratzen bis zum feinsten englischen Tuch vor sich sah, so sah jetzt auch der Schöpfer der Ausdruckskultur, der Vorkämpfer für das Rechte und Wesentliche, im literarischen Warenhaus eine aufsteigende Reihe von der ordinären Mache zu den höchsten Werken des Geistes. Keine Erinnerung daran, daß die Welt des Geistes das wesenhaft Andere ist, als die Welt der ungeistigen Mache, daß es in jeder dieser beiden Welten „Stufen“ der Entfaltung und der Differenzierung gibt, daß aber die Stufe der Primitivität in der Welt des Geistes ebenso zum himmlischen Bereich gehört wie die Stufe höchster Verfeinerung in der Welt der Mache zum Bereich der Unterwelt. Keine Besinnung auch darauf, daß in der Kulturpolitik mit der Theorie vom „kleineren Übel“ auch das Ordinärste gerechtfertigt werden konnte, sofern darunter noch eine Stufe des Nochordinärerem lag, daß also auch die Kolportageschundliteraturfabrikanten mit Stolz sich als kulturellen Faktor betrachten konnten, da ja unterhalb dieser Literatur noch die pornographische Schmutzliteratur wucherte, die sich ohne den Damm der Kolportageschundliteratur wahrscheinlich über das ganze Volk ergießen würde.

Im Grunde war dieser scheinbar so kluge und überlegene Opportunismus noch schlimmer, entnervender, vergiftender als der kritiklose Enthusiasmus der eigentlichen Scherltribunen, denen die Scherlbibliothek nicht als „unaufhaltsames Schicksal“ und nicht als das „kleinere Übel“ erschien, sondern als Schlüssel zum Tore am Paradies des Geistes.

So war es denn unvermeidlich, daß in einzelnen meiner Scherlartikel meine Polemik in weitem Umfange zu einer Auseinandersetzung mit Ferdinand Avenarius wurde, wobei

ich mich freilich nicht auf das Glatteis der opportunistischen avenariusschen Dialektik locken ließ, sondern auch hier immer wieder das Entscheidende, den sozialpsychologischen und den sozialpädagogischen Wahnsinn mit unnachsichtiger Schärfe herausstellte. Mit welcher überraschender, nahezu dramatischer Wendung dieser mein Kampf gegen meinen einstigen geistigen Führer dann ausging, werde ich am Schlusse dieses Berichtes erzählen.

9.

Wenn mir das Geschick an dieser Stelle die Feder aus der Hand nehmen würde, würde das Bild, das ich von der Scherlverirrung zu zeichnen versucht habe, der Forderung historischer Treue nicht voll entsprechen. Es würde zwar nicht eigentlich falsch, wohl aber in einem wichtigen Punkt unvollständig sein. Könnte es doch nach dem bisher Gesagten leicht scheinen, als ob in der ganzen weiten Welt allein ich den Kampf gegen die Bibliothek Scherl und ihre Verherrlicher aufgenommen hätte. Dem war nun freilich, dem Himmel sei es gedankt, nicht so. Auch hierüber einige Worte zu sagen, ist mir angenehme Chronistenpflicht.

Einer erbitterten Gegnerin sah sich die Bibliothek Scherl vom ersten Tage an gegenüber: der deutschen Sozialdemokratie, die ja schon der Scherlschen Sparlotterie so sehr zu schaffen gemacht hatte. Freilich waren die Motive der Sozialdemokratie andere als die, von denen ich in meinem Kampfe geleitet wurde. Die sozialistischen Führer der Arbeiterschaft mußten grundsätzlich gegen die immer gewaltigere Zusammenballung wirtschaftlicher Macht in der Hand eines einzelnen Mannes sein, sie mußten doppelt dagegen sein, wenn die wirtschaftliche Macht zugleich ein geistiges Machtinstrument war, wenn die Arbeiterschaft damit in geistige Abhängigkeit von denen geriet, die sie als ihren Klassenfeind betrachtete und damit Gefahr lief, ihrer politischen Aufgabe entfremdet zu werden. Insbesondere mußte der Sozialdemokratie daran liegen, zwischen den Arbeiterfrauen und der Scherlbibliothek und ihren Verlockungen eine Trennungswand zu errichten.

Begreiflich, daß die Wortführer der Sozialdemokratie ganz besonders schlecht auf die bürgerlichen Schrittmacher des Scherlschen Unternehmens zu sprechen waren, die, selbst „Idealisten“, an den „Idealismus“ August Scherls glaubten. „Scherl-Idealisten“²¹ war ein bitter-ironischer Artikel im „Vorwärts“ überschrieben, in dem insbesondere „Herr Ferdinand Avenarius“, der sonst bei der Sozialdemokratie sich einer recht guten Presse erfreute, scharf hergenommen wurde.

Das konnte ich alles sehr gut verstehen. Doch lag es eben nicht in der Richtung des Kampfes, den ich zu führen hatte. Stand doch hinter den Sorgen der Sozialdemokratie die Auffassung, daß ein Erfolg der Bibliothek Scherl sehr wohl möglich sei. Und sicher hat mancher tüchtige Parteifunktionär in der Tiefe seines Herzens bedauert, daß seine Organisationen nicht über die Mittel verfügten, um selbst so etwas wie eine Bibliothek Scherl, nur mit rötlichem Firmenschild, aufmachen zu können. Die mechanistische Erstarrung, die Vergötzung des Apparates und der Organisation, hatte ja, wie die gesamte deutsche Welt, so auch längst schon die deutsche Sozialdemokratie ergriffen, –

für mich einer der Gründe, die mich, trotz meiner Verbundenheit mit der Arbeiterschaft und trotz meiner vorbehaltlosen Anerkennung ihres Befreiungskampfes, hinderten, Mitglied der Sozialdemokratischen Partei zu werden.

Nein, – eine Erschütterung der geistigen Verfassung, aus der die Bibliothek Scherl und aus der die Hymnen hervorgegangen waren, die zu ihren Ehren ertönten, war von der Sozialdemokratie nicht zu erwarten. Auch war ich mir darüber im klaren, daß keine Anklagen und keine Beschwörungen die große Masse der Arbeiterfrauen würde davon abhalten können, auf die neue Bibliothek zu abonnieren, sofern diese dem Geschmack der Arbeiterfrauen zusagen würde. Hier endete die Macht der politischen Partei.

Gern aber berichte ich nun, daß doch auch in der bürgerlichen Intelligenz, von der in diesem Scherlkapitel so viel des Unerfreulichen zur Sprache kommen mußte, sich Kräfte des Widerstandes regten. So auch hier und da in der deutschen bürgerlichen Presse. Freilich waren es auch hier nur wenige Zeitungen, die auf den Kern der Sache gingen. Unter diesen stand die Frankfurter Zeitung obenan. Zu ihrem Redaktionsstab gehörte seit einiger Zeit jener Eugen Kalkschmidt, dessen ich in meinen Jugenderinnerungen gedenke,²² und der, ähnlich wie ich, aus der Schule von Avenarius hervorgegangen war. Kalkschmidt rechnete in einem ausgezeichneten Aufsatz „Scherlkultur“²³ mit der Emporlesebibliothek und ihrem pädagogischen Unsinn ab, wobei er auch, unter voller Nennung ihres Namens, die geistigen Herolde des Unternehmens nicht schonte. Das Zitat, das ich oben aus der Frankfurter Zeitung brachte, entstammt dem Aufsatz Kalkschmidts.²⁴

Die leidenschaftlichste und hartnäckigste Opposition aber kam nicht von den in so mancher Hinsicht gehemmtten deutschen Tageszeitungen, sondern vom „März“, einer süddeutschen Kulturzeitschrift, die sich durch einen unerschrockenen Kampf gegen die Verfallserscheinungen der deutschen Kultur und gegen die Vorherrschaft des Berlinertums im geistigen Leben des deutschen Volkes auszeichnete. Der „März“ erschien in München, Herausgeber waren Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen und Kurt Aram, – also vorwiegend Männer, die zu dem engsten Kreis des damals noch in ungebrochener Kraft und Frische stehenden „Simplicissimus“ gehörten, wie denn der „März“ auf der Ebene der Betrachtung, des kritischen Essays das fortsetzte, was der „Simpl“ mit den Mitteln der glänzendsten Karikatur und des bissigen „lyrischen Pamphletes“ begonnen hatte, – die Polemik gegen das Wilhelminische Deutschland. Jedoch erschöpfte sich der „März“ keineswegs in Polemik, – „März“, das sollte heißen: Ausbruch eines neuen, reineren, zukunfts kräftigen Lebensgefühls, wie es ja bei einer Zeitschrift, die von Hermann Hesse maßgebend beeinflußt wurde, auch gar nicht anders sein konnte. Es waren große Hoffnungen, die sich damals, vor allem in Kreisen der deutschen Jugend, an den „März“ knüpften; auch ich hatte die Entwicklung dieser neuen Kraftquelle unseres geistigen Lebens aufmerksam verfolgt.²⁵ – Im „März“ also erwuchs der Scherlkomödie ein kompromißloser und vor allem auch ein äußerst zäher Gegner. Ähnlich der berühmten Bulldogge Thomas Theodor Heines (auf dem Titelblatt des „Simpl“) griff der „März“ immer wieder an. Er war es auch, der in die Machenschaften hineinleuchtete, die bei der Beschaffung jener Gutachten der Prominenten angewandt worden waren. Man erfuhr, wie das Gutachten eines in diesen Dingen harmlosen alten Mannes, Hans Thomas, zustande gekommen war; man erfuhr, daß ein

anderer ehrwürdiger Senior, Wilhelm Raabe, seinen Namen hergegeben hatte, weil er geglaubt hatte, sich auf Ferdinand Avenarius verlassen zu können; man erfuhr auch (und mit welcher Erleichterung nahm man die Kunde auf!), daß keineswegs von allen Befragten zustimmende Urteile abgegeben worden waren, daß aber Scherl es wohlweislich vermieden hatte, ablehnende oder zweifelnde Stimmen der Öffentlichkeit zu unterbreiten.²⁶ Je länger der „März“ seinen Kampf fortsetzte, um so mehr schwand der Nimbus des hochherzigen Volksbeglückers, mit dem Scherl sich anfänglich umgeben hatte, dahin, und eine um so traurigere Rolle spielten nun all die bedeutenden Männer, die jene Hymnen auf die Bibliothek Scherl angestimmt hatten, – jene Hymnen, die inzwischen nun freilich millionenfach in Deutschland verbreitet worden waren. Wie mancher von diesen Hochmögenden würde jetzt wohl sonst was darum gegeben haben, wenn es möglich gewesen wäre, seinen Namen aus den Prospekten der Scherlbibliothek wieder zu entfernen.

Wo aber blieben die deutschen Volksbildungsleute? Wo insbesondere blieben die deutschen Volksbibliothekare? In dem Prospekt der Scherlbibliothek waren sie nicht vertreten. Und das war gut. Als dann aber die Bibliothek in Erscheinung trat, als das Trommelfeuer der Lobhudeleien des Scherlprospektes auf das deutsche Volk niederging, da schwiegen die Volksbibliothekare. Aber durfte ich ihnen daraus einen Vorwurf machen? Konnte diese Zurückhaltung nicht in ähnlichen Erwägungen begründet sein wie mein eigenes anfängliches Zögern? Wie sehr wünschte ich, daß dem so wäre! Doch sollte ich bald daran erinnert werden, wie mißlich es für den, der im Handeln steht, ist, undurchsichtige Situationen nach seinen Wünschen und Hoffnungen zu deuten, anstatt sich mit aller Nüchternheit zu vergegenwärtigen, daß sich im Undurchsichtigen das Gegensätzlichsste, also auch das Widrigste, bergen kann. Und in der Tat: das Widerwärtigste, das für mich mit der ganzen Scherlaffäre verbunden war, sollte mir nun erst beschieden sein. Und es sollte mir beschieden sein, insofern ich der Zunft der Volksbibliothekare angehörte. Um das, was sich nun ereignete, klar zu machen, muß ich freilich noch einmal etwas weiter ausholen.

Wenn um 1908 herum über die deutsche Bücherhallenbewegung gesprochen oder geschrieben wurde, wenn ihre – nach damaligen Begriffen – vorbildlichen Leistungen genannt wurden, hoben sich aus dem Kreise der Vorzüglichen z w e i Anstalten noch einmal hoch heraus: jene Bücherei der Zeißstiftung in Jena, von der ich so eingehend im ersten Buche spreche,²⁷ und die Bücher- und Lesehalle der Kruppwerke in Essen, kurz die „Kruppsche Bücherhalle“ genannt. Ja, was Großartigkeit der Anlage anlangt, schien die Essener Bücherei sogar noch über „Jena“ hinauszugehen. Hier schien mit außerordentlichen Mitteln und weitem Sinn das Programm der ganzen Bewegung endlich einmal ohne jeden Abstrich verwirklicht zu sein. Das Ganze aber war die persönliche Schöpfung Dr. Paul Ladewigs²⁸, den man wohl mit Fug und Recht als den ungekrönten König der deutschen Volksbibliothekarschaft hätte bezeichnen dürfen. Ein fröhlicher und ideenreicher Optimist, ein rüstiger, praktischer Draufgänger, ein starker, doch nicht im bürokratischen Trott erstarrter Arbeiter. Hatte er auch nicht von der volksbibliothekarischen Pike auf gedient, so hatte er doch eine bessere bibliothekarische Schule hinter sich als die meisten deutschen Volksbibliothekare jener Zeit: die Landesbibliothek in Karlsruhe, deren Neugestalter,

Brambach, selbst ein Mann von ungewöhnlichen Graden und weiten Horizonten gewesen sein muß.

Auch mir war die Kruppsche Bücherhalle neben der Jenaer Anstalt von Anfang an als der praktische Idealfall der Bewegung, Paul Ladewig aber als der Meister aller Meister erschienen. Der mächtige Druckkatalog der Bücherei und die großen, glänzend ausgestatteten Arbeitsberichte, die die Kruppschen Bücherhallen von Zeit zu Zeit vorlegten, gaben dem jungen und unsicheren Anfänger die endgültige Gewißheit, daß es sich bei der modernen Volksbibliothek nicht mehr um eine stockig-kümmerliche Hinterhausangelegenheit handele, sondern daß hier – auch in Deutschland, nicht nur in Amerika – eine große Leistung möglich, eine wahrhaft bedeutende neue Institution unseres nationalen Bildungslebens im Entstehen begriffen sei. Und wie man auch politisch zu dem Komplex „Krupp“ stehen mochte, – eines konnte ihm niemand absprechen: eine der großen Musterstätten deutscher Qualitätsarbeit zu sein. Und wenn ich in so vielem mich im Gegensatz zu meiner Zeit befand, – in der Qualitätsarbeit, wie sie von einzelnen Stätten deutschen gewerblichen Schaffens entwickelt und dann im „Deutschen Werkbund“ repräsentiert und weiter durchgebildet wurde, erblickte auch ich einen der positiven Züge der deutschen Entwicklung, zu dem ich mich bekannte, und den auf meinem eigenen Arbeitsgebiet zur Geltung zu bringen, mir ein dringendes Anliegen war. Und daß nun an einer der vorzüglichsten Stätten deutscher Qualitätsarbeit die repräsentative deutsche Bücherhalle errichtet worden war, erschien mir als ein bedeutsam-erfreuliches Zeichen. Die prachtvoll ausgestatteten Veröffentlichungen der Kruppschen Bücherhalle aber schienen dieses günstige Vorurteil zu rechtfertigen.

Der erste blendende Eindruck hatte freilich auch hier nicht lange vorgehalten. In den pompösen Katalogen fand sich manches Unbegreifliche, und in den eleganten grünen Heften der Arbeitsberichte war zwar in zahlreichen Tabellen und graphischen Übersichten ein reiches Zahlenmaterial ausgebreitet, aber von eigentlicher geistiger Verarbeitung und Durchdringung war doch allzuwenig zu spüren. Was man von einer guten Volksbüchereistatistik in erster Linie erwarten muß – die Zahlen als Ausdruck geistiger Kräfte und Bewegungen -, fehlte hier durchaus, dafür überwog eine naive Freude an der großen Zahl und am bunten Zahlen- und Tabellenwerk allzusehr.

Doch genügten diese zweifelhaften Eindrücke noch nicht, um sogleich den Nimbus, von dem die Kruppsche Bücherhalle umgeben war, zu zerstören. Dann aber war das erregend-kritische Nachtgespräch mit Robert von Erdberg in „Café König“ gekommen. Als wir, in der Wonne, uns mit einem Gleichgesinnten und Ebenbürtigen einmal vorbehaltlos unseren volksbildnerischen Kummer von der Seele reden zu können, den tönernen Götzen der modernen Bücherhalle Schlag um Schlag in Stücke schlugen, hatte ich in plötzlichem Erinnern dazwischengeworfen: „Aber die Kruppsche Bücherhalle!?“ Da war es durch Erdberg wie ein Ruck gegangen, und er hatte mir einen Blick mitleidiger Nachsicht zugeworfen. Ich habe seine schneidende Kritik fast noch wörtlich in Erinnerung: „Die Kruppsche Bücherhalle“, so etwa hatte er sich vernehmen lassen, – „die Kruppsche Bücherhalle, das ist die schlimmste von allen! Ich habe die Ausleihe dort wiederholt gesehen: von diesem Betrieb können Sie sich keine Vorstellung machen. Waschkörbeweis entleiht dort der einzelne Leser die Bücher, waschkörbeweis bringt er sie, unter Umständen schon am nächsten Tage, zurück. So kommen die

großartigen Zahlen der Jahresberichte zusammen. Individualisierende Ausleihe, – du lieber Gott! Ein schmutziger literarischer Bücherstall übelster Sorte! Ja, die Berichte sind opulent gedruckt und elegant gebunden, das ist aber auch das Beste an der ganzen Kruppbibliothek.“ Es widerstrebte in mir etwas, mir dieses vernichtende Urteil ganz zu eigen zu machen. Traf es zu, was blieb von der modernen Bildungsbibliothek dann noch übrig? Und es mußte doch etwas übrigbleiben, wenn ich meine Kräfte in ihrem Dienste verbrauchen sollte! Und ich schrak vor dem Gedanken zurück: „Krupp“, auf dem Gebiete der Technik die Stätte höchster Qualitätsarbeit, auf dem Gebiete der Volksbildung zugleich die Stätte übelster Ramscharbeit. Einige Jahre später habe ich dann die Kruppsche Bücherhalle an Ort und Stelle sorgfältig studiert, und nun mußte ich Erdberg in allen Stücken recht geben. Damals aber, im Jahre 1908, hatte die Kruppsche Bücherhalle, Erdbergs Urteilsspruch zum Trotz, doch noch nicht allen Zauber für mich verloren.

Im Fortgang der Scherlkampagne ereignete sich nun aber dieses: als das Gestirn der Scherlbibliothek noch im Aufsteigen begriffen war, kam zu uns nach Dresden-Plauen von einer uns befreundeten, im Westen tätigen Kollegin die alarmierende Nachricht: Paul Ladewig verläßt die Kruppsche Bücherhalle, um – gegen ein märchenhaftes Gehalt – die Leitung der Scherlbibliothek zu übernehmen! Ich verwies die Mitteilung in den Bereich des schon damals lebhaft blühenden Bibliotheksklatsches. Auch wenn die Kruppsche Bücherhalle, woran ich ja nach den Aussagen Erdbergs nicht zweifeln konnte, nicht dem entsprach, was ich glaubte, von einer vorbildlichen Volksbücherei fordern zu müssen, auch wenn Ladewig sich über die tieferen Fragen der volksbibliothekarischen Arbeit allzu unbekümmert hinwegsetzte, – auch zwischen der rohesten Volksbücherei und der Scherlbibliothek klaffte doch noch ein unüberbrückbarer Abgrund. Selbst der Murksbetrieb, wie ich ihn seinerzeit in der Jenaer Musterbibliothek schaudernd erlebt hatte, war doch noch ein volkspädagogisches Paradies gegenüber der Wüste des Scherlunsinnes. Wenn nun aber der erste Mann der modernen Bücherhallenbewegung zur Scherlbibliothek übergehen würde, würde das doch nichts anderes als die Bankrotterklärung der Bewegung sein. Alles sträubte sich in mir dagegen, so klein von Paul Ladewig zu denken.

Aber wiederum sollte mein hoffnungswilliges Gemüt enttäuscht werden. Schon nach kurzer Zeit lief durch die deutsche Presse die Nachricht: Dr. Paul Ladewig, der Schöpfer der berühmten Kruppschen Bücherhalle in Essen, hat die Leitung der Bibliothek Scherl übernommen!

Ich habe mir im Laufe eines langen und kämpferischen Berufslebens oft die Frage vorgelegt, und ich lege sie mir auch heute noch einmal vor: bin ich in meiner Ablehnung der modernen Bücherhalle, wie ich sie seinerzeit vorfand und wie sie sich in manchen Exemplaren durch die Jahrzehnte hindurch erhalten hat, nicht doch zu weit gegangen? Und hätte nicht bei einer wohlwollenden Beurteilung ein gut Teil der kraftverzehrenden und gemütverbitternden Kämpfe vermieden werden können, die bei meinem Eintritt in die deutsche Büchereipolitik entbrannten?²⁹ Ich brauche mich dann aber nur der Preisgabe der Volksbücherei durch ihren markantesten Vertreter zu entsinnen, um einzusehen: es ging nicht anders. Hier standen sich zwei Denkweisen, zwei Lebens- und Arbeitsformen gegenüber, die zu keinem Modus des Zusammenlebens, zu

keinem gegenseitigen Sichgeltenlassen kommen konnten. Das wird auch aus der weiteren Entwicklung Ladewigs und seines Freundeskreises deutlich. Als wenige Zeit später die Bibliothek Scherl kläglich zusammenbrach, tauchte Paul Ladewig, nach meinem Empfinden mit einem unauslöschlichen geistig-beruflichen Makel behaftet, nicht etwa irgendwo im Zeitungs- oder Verlagswesen unter, sondern wurde nun erst der Generalissimus der deutschen Volksbücherei. Er übernahm im Rahmen des halb-staatlichen „Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht“ die Leitung der Abteilung für Volksbüchereiwesen, veranstaltete Kurse für die Ausbildung des volksbibliothekarischen Nachwuchses, gab normierende Schriften zum Volksbüchereiwesen heraus, – alles, als wenn nichts gewesen wäre, als wenn er mit seinem Übertritt zu dem Scherl'schen Schwindelunternehmen der deutschen Bücherhallensache nicht das Todesurteil gesprochen hätte. Die deutsche Volksbibliothekarschaft jener Zeit aber folgte ihm in der Mehrzahl ihrer markantesten Vertreter auf allen diesen Wegen nahezu blindlings nach, und wehe dem, der es wagte, Taten und Meinungen Paul Ladewigs einer, wenn auch noch so sachlichen Kritik zu unterziehen.

Nein, es war schon so: wenn aus der deutschen Volksbücherei noch etwas werden sollte, mußte ganz von vorn begonnen, mußte mit dem ganzen Betrieb, wie ich ihn vorfand, gebrochen werden. Daß die Bibliothek Scherl hierzu, wovon des Weiteren noch zu berichten sein wird, den stärksten Anstoß gegeben hat, ist vielleicht das einzige Verdienst, dessen sie sich heute noch rühmen dürfte, wenn sie noch bestünde.

10.

Doch nun noch einmal zurück zum Jahre 1908 und zum Kampf gegen die Scherlbibliothek, der in vielen Fällen, so auch in meiner eigenen Polemik, immer mehr zu einem Kampf gegen Ferdinand Avenarius wurde. Zunächst reagierte Avenarius hierauf mit der vollen Überlegenheit des deutschen Kulturpapstes. Schon bald aber bahnte sich ein Umschwung an: In seinem eigenen Lager, sogar in seinem Generalstab begann es zu kriseln, – im Avenariuskreis ein ganz unerhörter Vorgang! Franz Diederich, Schriftführer des Dürerbundes und bis dahin fast so etwas wie die rechte Hand von Avenarius, veröffentlichte in der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ eine sehr eindeutige Erklärung nicht nur gegen die Bibliothek Scherl, sondern auch gegen ihre Befürworter, insbesondere auch gegen Avenarius, – ich wußte jetzt, was den sonst so jovial-optimistischen Mann bei jenem Besuch in der Redaktion der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ so bedrückt hatte! Diesen „Abfall“ mochte sich Avenarius noch mit der Parteidisziplin erklären, der Diederich als Sozialdemokrat ja unterstellt war. Aber dabei blieb es nicht. Von Eugen Kalkschmidts geharnischem Aufsatz in der „Frankfurter Zeitung“ sprach ich schon; er mußte Avenarius, der unter den „Schuldigen“ auch hier mit Namen genannt wurde, um so mehr treffen, als Kalkschmidt durch Avenarius an die Frankfurter Zeitung gebracht worden war (so wie mich Avenarius vier Jahre vorher an die „Leipziger Neusten Nachrichten“ hatte bringen wollen), in der Erwartung, daß sein Schüler dort im Sinne des Meisters wirken sollte. Aber die Opposition rückte Avenarius noch näher auf den Leib, sie wurde im eigentlichen Sinne zur Palastrevolution. Eines der

Häupter des Dürerbundes war Professor Paul Schumann, Feuilletonredakteur des „Dresdner Anzeigers“. Schumann gehörte zum engsten Freundeskreis von Avenarius, er wohnte sogar mit ihm unter einem Dache zusammen und war dabei ihm und seiner Frau durch nicht ganz alltägliche familiäre Bande verbunden.³⁰ Und auch Schumann lehnte die Zwangsemporlesebibliothek ganz entschieden ab. Aber auch die übrige Opposition, derer ich oben gedachte, wird ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Auf jeden Fall mag Avenarius gespürt haben, daß unentwegtes Beharren auf der ursprünglich von ihm eingenommenen Position für seine gesamte Kulturpolitik von unheilvollen Folgen sein mußte. Und so vollzog er nun ein taktisches Manöver, das nichts anderes als ein verschleierter Rückzug war. Paul Schumann hatte mich gebeten, für den „Dresdner Anzeiger“ einen Beitrag zu liefern, in dem ich so eindringlich wie möglich darlegen sollte, was vom Standpunkte der Volksbildung gegen die Scherlbibliothek und insbesondere gegen die Argumente, die Avenarius zu ihren Gunsten vorbrachte, zu sagen war. Polemische persönliche Schärfen sollte ich vermeiden, mir aber im übrigen kein Blatt vor den Mund nehmen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen! Auf polemische Ausfälle konnte ich um so leichter verzichten, als alle Zeichen darauf hindeuteten, daß der Scherlrummel seinen Höhepunkt bald überschritten haben werde. Schumann nahm denn auch den Aufsatz ohne jeden Eingriff so an, wie ich ihn geschrieben hatte.

Der Beitrag erschien am Sonnabend, den 30. Mai in Nummer 149 des 178. Jahrganges des Dresdner Anzeigers. Wenige Tage darnach erhielt ich von Avenarius ein Schreiben folgenden Inhaltes: Er habe meine neueste Scherlkritik mit Interesse gelesen; sie sei ja schon „recht hübsch frei von Ironie“; auf jeden Fall bringe sie sehr klar zum Ausdruck, worum es mir gehe. Er schlage vor, daß ich nunmehr im „Kunstwart“ noch einmal alles zusammenfasse, was ich zur Sache und zu seiner ‚Avenarius‘, Auffassung derselben zu sagen habe; daran anschließend würde er selbst noch einmal das Wort ergreifen. Strenge Sachlichkeit solle für beide Teile Gebot sein. Ob ich zu solch einer ritterlichen Auseinandersetzung bereit sei?³¹

Und ob ich dazu bereit war! Es konnte mir in dem einmal aufgenommenen Kampfe ja gar nichts Besseres widerfahren! Die erneute Avenariussche Argumentation hatte ich nicht zu fürchten; konnte ich aber im „Kunstwart“ zur Sache sprechen, würde ich in ganz anderer Weise als mit meinen bisherigen Scherlaufsätzen alle die erreichen, die damals am kulturellen Leben Deutschlands Anteil nahmen. Denn auch die, die nicht zur geistigen Gefolgschaft von Avenarius gehörten, verfolgten doch den Kunstwart mit angespannter Aufmerksamkeit. – Mit äußerster Konzentration gab ich mich der bedeutenden Aufgabe hin: glasklar mußten die sozialpsychologischen Grunderkenntnisse, zwingend mußten die Folgerungen, die sich aus ihnen ergaben, vor den Augen des Lesers erstehen; keine schwache und nebelige Stelle durfte zurückbleiben, vor allem aber mußte der Opportunismus, dem Avenarius huldigte, ins Herz getroffen werden. Auf die ausdrückliche direkte Ironie verzichtete ich durchaus. Aber die Ironie der Tatsachen ihre eindrucksvolle Sprache sprechen zu lassen, konnte ich mir doch nicht versagen. So eröffnete ich, ohne Übergang, meine Untersuchung mit einem Zitat aus der Diederichschen Dürerbundflugschrift: „Und dann ist der Fehler zu vermeiden, eine Bibliothek für die breite Masse so zusammensetzen, als ob man’s mit nichts als mit naiven und beschränkten Köpfen zu tun hätte... Wer dem Volke, der Masse, geistig

helfen will, der muß wissen, daß diese Masse höchst verschieden an Bildung und Bildungsfähigkeit ist.“ Und dazu – im „Kunstwart“, dem Organ des Dürerbundes! -, als Kernschuß gleichsam, jener schon oben zitierte Satz: „Man solle sich hüten vor dem Gedanken, es könne eine ganz bestimmte Reihe von Büchern geben, die für aller Menschen geistige Ausbildung gut und gültig sei.“ Von diesem Fundamente aus, erst kürzlich unter Avenarius' geistiger Protektion gelegt, konnte ich ohne Pathos, mit jener Kühle, mit der der Anatom sein Objekt zerlegt, meine gedanklichen Operationen vollziehen. Nur in den Schlußsätzen, als ich mit der Sektion zu Ende war, schlug ich einen anderen Ton an: „Ein anderes aber läßt sich heute schon sicher sagen. Scherls robustes Vorgehen muß auf dem Gebiete des Volksbildungs- und Volksbibliothekswesens eine unheilvolle Verflachung der Anschauungen zeitigen. Gründliches Studium des wirklichen Lebens wird unterbunden, Scharlatanismus, Erziehungsdilettantismus und an anderen Stellen die Gleichgültigkeit werden gefördert werden. Wozu brauchen sich auch die reichen Leute, wozu brauchen sich Staat, Gemeinde und sonstige Korporationen noch zu bemühen und gar finanzielle Opfer aufzuerlegen, wenn Scherl von Berlin aus das ganze Problem in Theorie und Praxis löst? Er hat allein dann doch so viel getan, daß uns zu tun fast nichts mehr übrig bleibt.“

Elise Bosse, die den Aufsatz las, bevor er abging, bezweifelte, daß Avenarius ihn bringen würde: er könne sich doch in seinem eigenen Blatt nicht derart bloßstellen lassen. Aber in diesem Falle irrte sie sich. Der Aufsatz erschien, zusammen mit einer für mein Gefühl sehr lendenlahmen Erwiderung aus Avenarius' Feder, prompt im ersten Augustheft des „Kunstwart“.³² Avenarius leitete beide Beiträge sogar mit einer Verbeugung vor mir ein: „Ruhige Erörterungen in Sachen Scherls kommen wie alle Raritäten nur als weiße Raben vor... Die folgende Kritik ist tatsächlich die erste rein sachliche, die mir geschrieben oder gedruckt zugesandt worden ist. Vielleicht nicht die einzige, die erschienen ist, – da ich jetzt lange im Auslande war, kann ich das nicht beurteilen. Jedenfalls bringe ich sie um so lieber, als sie auch mich selber angreift und so zu einer Auseinandersetzung gute Gelegenheit gibt.“

Dann freilich, als die Scherlbibliothek zusammengebrochen war und ich in der „Concordia“ und dem „Volksbildungsarchiv“³³ die Schlußbilanz gezogen hatte, sollte sich zeigen, daß Avenarius' Wendung zur sachlichen Auseinandersetzung doch nur ein taktisches Manöver gewesen sei. Die Schlußpolemik zum mindestens, die er im „Kunstwart“ in Heft 22 des 23. Jahrganges veröffentlichte, ließ jedes Maß und jede Würde vermissen.³⁴

11.

Während der Zeit des eigentlichen Scherlkampfes, also in den Frühjahrs- und Sommermonaten 1908, waren meine Gedanken oft zu jenem Dr. von Erdberg und unserem ketzerischen Nachtgespräch zurückgegangen. Ich hatte auch versucht, mich etwas über die Zentralstelle für Volkswohlfahrt zu unterrichten. Hierbei konnte mir unser schon früher genannter Sozialreferent Dr. D.³⁵, gestützt auf persönliche Beziehungen, weitgehend Auskunft geben. Das Bild, das ich auf diese Weise erhielt, war durchaus erfreulich. Die Zentralstelle stellte sich demnach als sozialpolitisches Instrument eines bestimmten Krei-

ses der höheren preußischen Ministerialbureaukratie dar, von Männern, die ihre Augen vor den tiefen Schäden der Zeit nicht verschlossen und mit Ernst und Gewissenhaftigkeit den sozialen Krankheitserscheinungen entgegenzuwirken suchten. Dieses Urteil wog um so schwerer, als D., Marxist entschiedenster Richtung, allen bürgerlichen Reformbestrebungen in grundsätzlicher Gegnerschaft gegenüberstand, was ihn freilich schon nicht gehindert hatte, zu seinem Teil zum besseren Ausbau unserer Bibliothek beizutragen, die ja, sozialistisch-klassenkämpferisch betrachtet, das Unternehmen einer Familie des Großbürgertums, also des Klassenfeindes, war. – Der Schöpfer der Zentralstelle war ein Geheimrat Post³⁶ aus dem preußischen Handelsministerium, der ein ungewöhnlicher, von den üblichen Scheuklappen freier Mensch sein mußte. Mir ist Post später in diesem Sinne nicht nur in gelegentlichen Bemerkungen Robert von Erdbergs, sondern auch in den schönen Lebenserinnerungen von Hermann Lietz, dem Schöpfer der deutschen Landerziehungsheime, begegnet. Post hatte in amtlichem Auftrag das Landeserziehungsheim Ilsenburg, mit dem Lietz seine Arbeit begonnen hatte, besichtigt, hatte sich die Erläuterung Lietz' angehört und seinen vollen Beifall ausgesprochen. „Aber wie sind Sie nur“, hatte er zum Schluß geäußert, „wie sind Sie nur auf den Gedanken gekommen, ein solches Werk in Preußen zu errichten?“³⁷ Also auch solche unabhängigen, zugleich aber auf praktische Hilfe und Tat gerichtete Geister gab es in der höheren preußischen Ministerialbureaukratie! Die Zentralstelle aber war ein Kind dieses Geistes. – D. hatte in seinem Bureau auch die Zeitschrift der Zentralstelle, die „Concordia“, in die er mich Einblick nehmen ließ. Hier lernte ich die praktische Wohlfahrtspflege in ihrer ganzen Breite kennen: Sozialhygiene, insbesondere Tuberkulosebekämpfung, Jugendpflege, Rechtsauskunftsstellen, Wohnungsreform, Arbeiterschutz, Lehrlingswesen und Berufserziehung, Antialkoholbewegung undsofort. Daneben auch die Volksbildungsfragen. Die Schäden der modernen Gesellschaft wurden mit einem – in diesem Kreise! – manchesmal erstaunlichen Freimut aufgedeckt, und die Mittel und Wege zur Abhilfe wurden in Ernst und Gründlichkeit erörtert. Ein Geist der Ehrlichkeit und der strengen Sachlichkeit war hier am Werke, der wohltuend abstach von dem faden Geschwafel in so vielen sozialpolitischen und sozialpädagogischen Zeitschriften. Die Mitarbeiter, vielfach Männer und Frauen der praktischen Sozialarbeit in der Industrie, in den Landkreisen und den Gemeinden, waren in diesem Geiste geschult. Sie sprachen nicht vom grünen Tische aus, sie hatten die schweren Schäden des Volkskörpers täglich vor Augen, aber sie gingen auch nicht in rein praktischer Betriebsamkeit auf. Ungebrochener Helferwille, nüchterner Tatsachensinn und kritische Besinnung verbanden sich zu einem wohlthuenden Ganzen. Es mußte hier von einem überlegenen Kopf eine große Arbeit der Auslese, der Schulung und des geistigen Zusammenhaltes der Mitarbeiterschaft geleistet worden sein. Nach den Angaben D.'s konnte ich nicht daran zweifeln, daß das Hauptverdienst hieran bei dem zweiten Geschäftsführer der Zentralstelle, der zugleich der Schriftleiter der „Concordia“ war, lag. Und das eben war mein Gesprächspartner aus Café König: Dr. Robert von Erdberg. Der Mann war also noch etwas ganz anderes als ein scharfsichtiger und kultivierter Raisonneur!

Der Leserkreis der Zeitschrift setzte sich ähnlich zusammen wie deren Herausgeber und Mitarbeiterschaft; dazu kamen die vielgegliederten Behörden kommunaler und staatlicher Sozialarbeit. An einen solchen Kreis mit meinen Bestrebungen heranzukommen,

mußte mir ebenso wichtig erscheinen wie die Verbindung mit den Pädagogen aller Art. Dr. von Erdberg, wenn er nur wollte, würde mir den Zugang zur Concordia öffnen können, – aber würde er mir ihn auch öffnen wollen? „Sie werden wieder von mir hören“, hatte er am Schlusse unseres Nachtgespräches gesagt. Aber er hatte bis jetzt noch nichts von sich hören lassen. Und wie mochte er nun zur Bibliothek Scherl stehen? Mit tiefer Genugtuung hatte ich festgestellt, daß er in der Reihe der Befürworter der Emporlesebibliothek nicht vertreten war. Seiner bedeutenden Stellung nach mußte er Scherl ja als besonders geeignet erscheinen, der Emporlesebibliothek Vorspanndienste zu leisten. Also entweder gehörte Erdberg zu denen, die ein ablehnendes, von Scherl aber wohlweislich nicht veröffentlichtes Gutachten abgegeben hatten, oder Scherl war, in Erwartung einer Absage, an den Zentralstellenmann gar nicht erst herangetreten. Das eine wie das andere gleich ehrenvoll für diesen Prominenten. Indessen: bei dem größten Volksbildungsunfug nicht dabeizusein, war das nicht doch für einen Mann zu wenig, der sich zu einer derart radikalen Kultur- und Volksbildungskritik bekannte, wie Dr. von Erdberg in jenem Nachtgespräch in Café König? War er doch vielleicht, wenn es in den geistigen Machtkämpfen der Zeit hart auf hart ging, der Mann vorsichtiger ministerieller Zurückhaltung, und würde ich dann mit meiner mehr draufgängerischen Art ihm genehm sein?

Nun, es sollte bald alles ein ganz anderes Gesicht bekommen. Zunächst fand ich in der ersten Juninummer der Concordia eine Kundgebung Erdbergs, die eindeutig zeigte, daß er nicht im Lager der Scherlenthusiasten stand.³⁸ Er führte da, ihnen zustimmend, eine Reihe ablehnender Urteile über die Scherlbibliothek auf und machte seinerseits auf die „Gefahr des Herablesens“ aufmerksam, die mit der Emporlesebibliothek verbunden sei: die Scherlkolporteure würden ja nicht an den Lesern vorbeigehen, die schon an bessere Lektüre gewöhnt seien. – Hier also war – endlich, endlich! – im Kreise der Volksbildungsleute selbständiges, durch die Scherlpropaganda nicht verwirrtes Urteil, war auch der Mut, Farbe zu bekennen; wenn ich mir das Bekenntnis auch noch etwas temperamentvoller gewünscht hätte.

Unter den ablehnenden Urteilen, auf die Erdberg hingewiesen hatte, waren meine bis dahin veröffentlichten Scherlkritiken nicht erwähnt. Und alles, was Erdberg auf diese Weise vorgebracht hatte, ließ doch noch längst nicht die Größe des Unfuges und die eigentlichen Gebrechen der Scherlbibliothek in voller Klarheit erkennen. Von der Sache her gesehen, blieb also in der „Concordia“ durchaus noch Raum zu einer großen, durchgreifenden Kritik des Unternehmens. Und welche praktische Bedeutung würde, bei der Zusammensetzung der Leserschaft der „Concordia“, eine solche Kritik an dieser Stelle haben! Sollte ich Erdberg einen entsprechenden Beitrag anbieten? Aber Erdberg hatte gesagt: er werde von sich hören lassen. Würde meine Position ihm gegenüber nicht eine ganz andere sein, wenn er an mich heranträte, anstatt daß ich ihm meine Mitarbeit antrug? Darüber aber konnte der günstige Zeitpunkt für eine Attacke auf Scherl in der „Concordia“ verpaßt werden. Da kam jene Aufforderung von Avenarius, und nun sah ich auch für die mir so erwünschte Verbindung mit Erdberg den richtigen Weg. Ich verzichtete darauf, ihm einen Beitrag für die „Concordia“ anzubieten, aber sobald der Kunstwartartikel erschienen war, machte ich ihm in einem Briefe, in dem ich kurz an unsere Begegnung auf dem Dresdner Volkshochschultag erinnerte, auf die Veröffentlichung aufmerksam. Nun konnte er zeigen, ob es ihm Ernst mit seiner

Ankündigung gewesen war, irgendwie die Verbindung mit mir wieder aufzunehmen.³⁹ Und wie sehr war es ihm Ernst! Der erste Schritt zur künftigen gemeinsamen Arbeit geschah in einer Form, auf die ich nicht zu hoffen gewagt hätte. Erdberg antwortete umgehend⁴⁰: der Artikel habe ihm so ausgezeichnet gefallen, daß er den Wunsch habe, ihn in der Concordia zu veröffentlichen. Ob ich ihm hierzu die Erlaubnis gäbe? Allerdings müsse er dann auch Avenarius' Entgegnung bringen, und damit würde für ihn ein vorläufiger Abschluß der Scherldiskussion erreicht sein. Er schreibe zu gleicher Zeit an Avenarius und bäte mich um umgehende Antwort.

Ich atmete hoch auf. Die produktive Verbindung mit Erdberg war hergestellt! Ich würde mit meinen Auffassungen in den so bedeutenden Zentralstellenkreis hineinwirken können, und in dem Verzicht Erdbergs auf einen Originalbeitrag – ein Verzicht, zu dem sich angesehene Zeitschriften nur in seltensten Fällen bereit fanden –, in der Bereitwilligkeit, sich mit dem Nachdruck aus einer anderen Zeitschrift zu begnügen, durfte ich auch eine besondere Anerkennung der schriftstellerischen Leistung erblicken, die mir mit dem Kunstwartartikel geglückt war. In der Tat hat mir Erdberg später gestanden, daß es nicht nur das Gewicht meiner Argumente, sondern auch der Stil meines Aufsatzes gewesen sei, was ihn ein für allemal für mich gewonnen habe. Und er hat diesem Bekenntnis dann ja auch bald nach dieser ersten Arbeitsverbindung in großartigster Weise die Tat folgen lassen.

Eines noch machte mir Vergnügen, stimmte mich aber zugleich bedenklich. Erdberg redete mich – ein Irrtum, der mir regelmäßig bei jeder neuen Bekanntschaft begegnete – in diesem ersten Brief noch mit „Sehr geehrter Herr Doktor!“ an. Er nahm also ohne weiteres an, es mit mir mit einem Akademiker zu tun zu haben. In meinem Antwortschreiben klärte ich ihn über seinen Irrtum auf, nicht ohne Spannung, welchen Einfluß diese „Enthüllung“ auf seine Stellung zu mir haben würde.⁴¹ Er hat, um das gleich hier vorwegzunehmen, auch diese „Bewährungsprobe“ glänzend bestanden.

Im übrigen antwortete ich selbstverständlich Erdberg zustimmend, und so erschien denn im 15. Jahrgang der „Concordia“, in der Nummer 19 vom 1. Oktober 1908, meine anatomische Zerlegung des literarpädagogischen Wechselbalges.⁴² Erdberg leitete sie mit folgenden Worten ein: „Das erste Augustheft des Kunstwarts bringt unter dem Titel „In Sachen Scherls“ eine Beurteilung der Bibliothek Scherl von dem Leiter der ausgezeichneten Volksbibliothek in Dresden-Plauen, Walter Hofmann, nebst einer Einleitung und Entgegnung von Ferdinand Avenarius. Da in diesen Aufsätzen die Standpunkte für und wider Scherl besonders scharf und sachlich zum Ausdruck kommen, teilen wir sie im folgenden mit. Für uns scheinen sie eine Rechtfertigung unseres Standpunktes zu bedeuten, daß ernste Bedenken gegen das Unternehmen nicht zu unterdrücken sind – sie betreffen vor allem die Theorie des Hinauflesens, – daß aber bei einem endgültigen Urteile die Erfahrung mitzusprechen haben wird. Ob man aber jemals über die Erfahrungen in genügender Weise orientiert werden wird?“ Ich hätte die Begleitworte Erdbergs gern noch etwas entschiedener, etwas weniger geheimrätlich zurückhaltend gewünscht, und hier schon deutete sich ein Gegensatz an, der dann unsere gesamte, jahrzehntelange Zusammenarbeit begleiten sollte. Doch jetzt war das nicht das Entscheidende. Entscheidend war: Erdberg hatte sich, anders als die Harnack und Avenarius, unverkennbar in Gegensatz zu der Scherlbibliothek gestellt, und er hatte mir den

Zugang zu einem bedeutenden Arbeitskreis der Nation eröffnet, an den ich sonst schwerlich herangekommen wäre.

Eines noch machte mich an der Vorbemerkung Erdbergs stutzig: das hohe Lob, das er der Dresden-Plauener Bibliothek erteilte. Er hatte die Bibliothek ja niemals gesehen, – wie kam der in der Öffentlichkeit seine Worte so vorsichtig abwägende Mann zu einem derart gewagten Urteil? Er hat es mir später erklärt: Er hatte in der Zwischenzeit, als ich mich von ihm schon für vergessen wähnte, nach literarischen Zeugnissen über mich gesucht und war dabei auf Franz Diederichs' Aufsatz in den „Blättern für Volksbibliotheken“⁴³ gestoßen. Dazu hatte er jene Dürerbundflugschrift in die Hände bekommen. Und diese Dokumente, in Verbindung mit den Grundsätzen, die ich ihm bei unserer ersten Begegnung entwickelt habe, seien ihm ausreichender Bürge gewesen. Und es habe ihm auch daran liegen müssen, den Mitarbeitern und Lesern der Concordia diesen in weitesten Kreisen zunächst noch unbekanntem Streiter gegen die Großmacht Scherl als fachliche Autorität vorzustellen. „Sie wissen ja, wie unsere lieben Deutschen sind“, schloß er diese Unterredung. Das mußte ich schließlich gelten lassen, aber ich war dann doch froh, als sich Erdberg bald darauf unsere Bibliothek an Ort und Stelle ansah.

Blicke ich heute auf diese ganze Entwicklung zurück, bin ich versucht, zu fragen, ob nicht auch hierbei so etwas wie die oft beschworene „List der Geschichte“ am Werke gewesen ist. Scherl hatte den Volksbildungsdilettantismus auf die Spitze getrieben, hatte verstanden, glänzendste Vertreter des geistigen Deutschland vor diesen Wagen ohne Räder zu spannen, und zuletzt hatte er damit erreicht, daß sich die wichtigsten sozial- und kulturpolitischen Organe der Zeit seiner entschiedensten Gegenkraft öffneten. August Scherl hat mich recht eigentlich erst richtig in den Sattel gesetzt. Im Grunde hätte ich ihm und seinen propagandistischen Helfershelfern also dankbar sein müssen. Doch war ich damals von einer solchen Betrachtungsweise noch weit entfernt.

Die Bibliothek Scherl brachte dann noch eine zweite Serie im Umfang von fünfzig Bänden heraus. Aber dieser war nun schon das „pädagogische Herzstück“ des ganzen Unternehmens, die zwangsweise Stufenfolge in der Absolvierung der Bände, herausgebrochen. Und nicht nur das: auch die erste Serie konnte fortan frei, also ohne Bindung an die aufsteigende Stufenfolge, benutzt werden. Ja, mehr noch: auch auf die Zubringung der Bücher ins Haus mußte Scherl fortan verzichten. Und gerade hierin hatten die Scherlenthusiasten, Avenarius eingeschlossen, den feinsten Trick, die wirksamste Waffe im Kampfe gegen die Schundkolportage erblickt. Mit alledem aber war die Bibliothek Scherl zu einer ganz gewöhnlichen Leihbibliothek herabgesunken. Nur, daß selbst die kleinste gewerbliche Leihbibliothek der Scherlbibliothek im Blick auf Mannigfaltigkeit der Bestände weit überlegen war. Auch die „Geschäftsstellen“, in denen der Scherlabonnet seine Bücher nunmehr zu entnehmen hatte, waren diesem „Ausbau“ der Scherlbibliothek würdig: Papierlädchen, Postkarten-, Seifen- und Buchbinderkrämchen dritter, vierter und fünfter Sorte! Und die Inhaber und Inhaberinnen dieser Musentempel waren es nun, die „die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes von unten auf“ betrieben. Und noch einige Zeit hin, und die Bibliothek Scherl stellte ihren Betrieb ganz ein. Sang- und klanglos versank das Unternehmen, in dessen Dienst sich die erlauchtesten Namen des deutschen Geisteslebens kompromittiert hatten, in den Abgrund der Nichtigkeit.

1.3 Der große Auftrag¹

1.

Der Umschwung im Scherlkampf, mein glückhaftes Vorwärtsdrängen, hatte mich zuletzt in einen wahrhaften Rausch versetzt. David hatte Goliath erschlagen! Ich fühlte zum ersten Male ganz meine kämpferisch-politischen Kräfte, und ich ahnte, daß mir noch ganz anderes möglich sein würde.

Doch dann kam auch hier der mir so wohlbekanntere Rückschlag. So hoch ich auch das Erreichte veranschlagen mochte, – in der maßlosen Anspannung meiner Kräfte hatte ich mich schließlich an dieser Speise übersättigt. Ein Umstand besonderer Art kam hinzu, mir das Leben in der literarpädagogischen Provinz zu verleiden. Die Stadt Dresden hatte ihr Volksbüchereiwesen lange Zeit hindurch arg vernachlässigt, die moderne Bücherhallenbewegung war an ihr spurlos vorübergegangen. Durch unsere Büchereigründung war nun aber der Stein doch auch in Dresden ins Rollen gekommen. Aber er drohte auf der schiefen Bahn des Dilettantismus in den Abgrund zu rollen. Ein autokratischer Oberbürgermeister, ein betriebsamer Stadtschulrat, ein ehrgeiziger Mundwasserfabrikant (damals so etwas wie der ungekrönte König von Dresden) hatten ein Projekt zusammengebraut,² das unter dem Anschein großzügiger Reform Verewigung der Mißstände bringen mußte, an denen die Dresdner Volksbüchereien krankten. Während ich noch den Scherlkampf führte, hatte ich mich dem drohenden Unheil entgegengeworfen und versucht, das Steuer im letzten Augenblick herumzureißen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo ich meine schöne Vaterstadt von der unerfreulichsten Seite kennen lernte. Es lag den guten Dresdnern tief im Blute, sich vor den Mächtigen dieser Erde zu bücken, auch wenn es nur ein Mächtiger des Geldsackes war. Verständnis für das Bessere war durchaus vorhanden oder wenigstens, wo es zunächst nicht vorhanden war, leicht zu wecken. Aber der Mut, es gegen die Wünsche „von oben“ anzuerkennen oder gar durchzusetzen – an dieser berühmten Bismarckschen „Civilcourage“ fehlte es nur allzusehr. So konnte dieser ungekrönte König im Bunde mit dem Oberbürgermeister ohne große Anstrengung alles nach seiner Pfeife tanzen lassen. Besonders der sehr kluge Stadtschulrat, der in der pädagogischen Welt einen guten Namen hatte, erwies sich bei dieser Gelegenheit als schwankes Rohr im Winde. Gewiß war der Dresdner Servilismus nur ein örtlicher Sonderfall der allgemeinen moralischen Knochenerweichung des deutschen Bürgertums jener Jahre, ohne die ja auch der Scherlkskandal gar nicht möglich gewesen wäre. Indessen hatte der Bazillus der Charakterlosigkeit in dem seit Jahrhunderten höfisch verseuchten Dresden doch einen ganz besonders günstigen Boden gefunden. Als ich fünf Jahre später mit Angehörigen des Leipziger Großbürgertums in Büchereisachen zu verhandeln hatte,³ konnte ich feststellen, wie sehr sich im Blick auf dieses moralische Klima zwei deutsche Städte unterscheiden konnten, die nicht viel mehr als eine Bahnstunde von einander entfernt waren. In Dresden aber versagte damals sogar Franz Diederich, der Vertreter der kulturellen Interessen der Arbeiterschaft. Hier waren es Rücksichten auf bestimmte Personen des Avenariuskreises (welche Personen ihrerseits wieder in Abhängigkeit vom Dresdner Oberbürgermei-

ster standen), die dem Manne die Hände banden. Auf jeden Fall: auf diesem Boden skrupelloser kommunaler Taktik holte ich mir eine regelrechte Niederlage, die meine Depression in eine Stimmung des Ekels verwandelte. Selbst der stille Garten unserer Dresden-Plauener Bibliothekarbeit hatte in diesem Augenblick allen Reiz für mich verloren.

In dieser Stimmung tauchte verlockend wieder der Gedanke an die „große Reise“ auf:⁴ Paris, Florenz, Rom, mit all den Heiligtümern der großen Kunst, den goldenen Gestirnen am Trauhimmel meiner Jugend! Und dazu das andere Land, das andere Volk! Schönheit, Weite und Freiheit!

Zwar mußte ich mir sogleich eingestehen: Zu den ursprünglichen Absichten, die diesen Plänen zugrundelagen, konnte ich jetzt nicht mehr zurück. Die einjährige Studienreise, so großen Gewinn sie mir auch bringen mochte, konnte das nicht mehr leisten, was sie nach Ida Bienerts und nach meinen eigenen Wünschen hätte leisten sollen: sie konnte nicht die ausreichende Grundlage schaffen, auf der sich das „große Werk“ hatte erheben sollen. Ja dieses Werk selbst erschien mir nicht mehr als lockende Aufgabe. Noch zwar lebte ich mit Kunst und Künstlern, noch hatte ich hier meine eigentliche geistige Heimat, noch kehrte ich jedesmal gleichsam zu mir selbst zurück, wenn ich die Luft des Ateliers atmen, das Entstehen eines neuen Werkes begleiten durfte, – aber die Leidenschaft, die Kunst zum Gegenstand der Erkenntnis zu machen, war gänzlich verfliegen. Ja, dieses Bemühen erschien mir jetzt sogar als Verirrung, als Abwendung von dem, was mir die Kunst war und was sie dem Menschen sein sollte. Wenn es für mich doch noch das große Werk geben sollte, dann eben doch nur auf dem kargen Boden, auf den mich merkwürdiges Schicksal, auf den mich die Laune einer Frau gestellt hatte. – Das alles aber hinderte mich nicht, mich jetzt mit aller Inbrunst dem Gedanken an die große Reise hinzugeben. Ein Jahr der Freiheit in Weite und Schönheit, wie es mir noch nie beschieden gewesen war! Dann mochte ich, selbst weiter, freier und größer geworden, in meine Werkstatt zurückkehren, und aus dem geläuterten Wesen mochte dann doch auch noch, wenn vielleicht auch nicht ein großes, so doch ein wesentliches Werk hervorgehen.

2.

So fiel denn die Entscheidung: im Frühjahr 1909, zwischen Ostern und Pfingsten, würde ich die Reise nach Paris antreten! Unverzüglich nahm ich die französischen Sprachstudien wieder auf, die ich vor acht Jahren, in meiner Avenariuszeit, unter Leitung der trefflichen Lena Brunnemann, begonnen, aber nur zu bald wieder abgebrochen hatte. Ich versuchte es jetzt auf mannigfache Weise: ich nahm Unterricht bei einer bestens empfohlenen französischen Sprachlehrerin, die im streng grammatikalischen Gleichschritt vorging; ich vertraute mich der Berlitz School an, von der ich mir gleichsam eine Überlistung meines Mangels an schulmäßiger Lernfähigkeit versprach; ich übte mit Elise Bosse, die zu eben dieser Zeit sich in einem französischen Sprachzirkel bemühte, ihre eigenen Sprachkenntnisse aufzufrischen. Die letzte mir mögliche Steigerung aber sollte ein etwa fünfwöchiger Aufenthalt in Neuchâtel bringen. Dort

lebte jetzt in angenehmer Stellung jener Onkel Alfred, der ehemalige Buchbindergehilfe, dessen sich die Leser meiner Jugenderinnerungen wohl entsinnen werden.⁵ Er hatte von meinen Pariser Absichten und zugleich von meinen Sprachschwierigkeiten gehört und mich eingeladen, einige Wochen bei ihm, zusammen mit seinen ausschließlich französisch sprechenden Freunden, zu verbringen. In der französischen Schweiz spreche man das beste Französisch, – so würde ich dann doch mit leidlicher Sprachsicherheit nach Paris kommen. Mit Dank hatte ich das Angebot angenommen, und die Aussicht auf einen Aufenthalt in der Schweiz, insbesondere in Neuchâtel, dessen Reize mir Onkel Alfred in den verlockendsten Farben geschildert hatte, war ganz darnach angetan, meinem Drang, einmal auszubrechen, weitere Nahrung zuführen.

Als dann aber der Zeitpunkt der Reise näher rückte, begann ich doch wieder unsicher zu werden. Es erwuchsen mir Hemmungen von verschiedenen Seiten. In jener Zeit zählte zu dem buntgemischten Freundeskreis Ida Bienerts ein gewisser Hermann Beck⁶, seines Zeichens Ingenieur, seiner Herkunft nach Sachse, seinem jetzigen Wirkungsort nach Berliner, seinen Tendenzen nach Reformator, wenn nicht gar Revolutionär. Ästhetische, hygienisch-diätetische, technische, soziale und wissenschaftsorganisatorische Umsturzpläne beschäftigten ihn, der etwa in meinem Alter stand, in gleichem Maße. Sein Kampf galt vor allem den „Bonzen“ aller Fakultäten. Die heillose Verfahrenheit der deutschen – und nicht nur der deutschen – Dinge rühre daher, daß wir von einer Generation von Greisen regiert würden. Wenn nicht eine schöpferische junge Generation das Steuer ergriffe, würde es mit Deutschland und mit Europa unweigerlich in den Abgrund gehen. Dabei war Beck kein verbissener Doktrinär und selbst alles andere als ein Bonze. Revolutionärer Schwung verband sich bei ihm mit einer manchmal fast jugenhaften Ausgelassenheit, verwegenste Utopie mit nüchternem Kalkül und diplomatisch-schlauer Berechnung.

Von einer Idee vor allem war Beck wie besessen. In den Fachzeitschriften der ganzen Welt sei ein ungeheures Wissen aufgestapelt, aber dieses Wissen werde nicht ausgewertet, in den zum Teil schwer zugänglichen Zeitschriften sei es gleichsam eingesargt. Könnte es aktualisiert werden, würden Leistungsmöglichkeit und Leistungsstand der menschlichen Gesellschaft mit einem Schlage eine wesentliche Steigerung erfahren. Vor allem gelte das für die lebenspraktischen Gebiete der Sozialwissenschaft, der Rechtswissenschaft, der Technik und der Medizin. Die Aktualisierung aber müsse durch eine neue Art von Bibliographie erfolgen. Man sieht: Beck nahm die Ideen vorweg, die sich dann in der großen und erfolgreichen Bewegung der „Dokumentation“ durchsetzten. Um seine Absichten verwirklichen zu können, hatte er ein „Internationales Institut für Bibliographie“ gegründet, das sich staatlicher Unterstützung erfreute und dem Reichsamt des Inneren unterstellt war. Für dieses Institut (das nicht mit dem Brüsseler Institut gleichen Namens verwechselt werden darf) wurden nicht weniger als 4000 deutsche und außerdeutsche Fachzeitschriften der genannten Fächer regelmäßig durchgesehen und exzerpiert. Das Ergebnis dieser Riesenarbeit wurde in den von Beck herausgegebenen „Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften“ niedergelegt. Ein Seitenstück zu den „Blättern“ waren die „Dokumente des Fortschrittes“, eine in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache erscheinende „Internationale Revue“, deren deutsche Ausgabe von Professor Broda – Paris und Hermann Beck

herausgegeben wurde. Die „Dokumente“ dienten nicht rein bibliographischen Zwecken, sondern brachten auch Eigenberichte über bedeutende neue Ergebnisse auf den Gebieten des praktischen Wissens und über wegweisende Einrichtungen und Maßnahmen des sozialen Lebens.

Also nicht Neues zu produzieren oder die Produktion des Neuen unmittelbar zu unterstützen, war Becks Anliegen, sondern das Vorhandene und täglich in reicher Fülle neu Entstehende sollte erschlossen werden. Die weitere Entwicklung hat gezeigt, daß Einrichtungen dieser Art in der Tat zu der Spätzeit der technisierten Zivilisation gehören.

Eine ganze Reihe von Jahren ging Becks Bahn steil aufwärts. Als er dann aber mit den Mammutmächten des deutschen Verlagskapitalismus, vor allem mit dem Hause Ullstein in Konflikt geriet, mußte er nach erbittert geführtem Kampfe von dem Schauplatz seines bisherigen Wirkens abtreten. Es war doch auch bei diesem hochbefähigten und gutmeinenden Manne zu wenig gestaltende Idee, zu viel organisatorischer Umtrieb und finanztechnische Spekulation, und auf diesem Felde waren ihm die kapitalistischen Großraubtiere doch weit überlegen. In seinen besten Jahren aber, eben damals, als er im Kreise Ida Bienerts auftauchte, gingen von seiner energiegeladenen, universal interessierten und menschlich freien Persönlichkeit starke Strahlungen aus, deren Bannkreis auch ich mich eine Zeitlang nicht entziehen konnte.

Ida Bienert hatte Beck nachdrücklich auf mich aufmerksam gemacht. Er hatte mich in der Bibliothek aufgesucht, hatte sich meine Ideen entwickeln und unsere Einrichtungen erklären lassen. Er war von allem sehr angetan; in unseren Methoden: aus der unübersehbaren Fülle des Gedruckten das dem einzelnen Leser Gemäße herauszufinden, glaubte er Verwandtschaft mit seinen eigenen Bestrebungen erblicken zu können. Von dieser gemeinsamen Position aus bejahte er auch meinen Kampf gegen die Bibliothek Scherl rückhaltlos. Es konnte nicht ausbleiben, daß ich ihn auch von den üblen Vorgängen bei der Dresdner Bibliothekreform unterrichtete. Sie erschienen ihm als ein schöner Beleg für seine These von der verderblichen Herrschaft der „Bonzen“. Ich hatte, um dem Unheil zu steuern, eine Denkschrift ausgearbeitet und den in Betracht kommenden Dresdner Instanzen und Personen zugehen lassen.⁷ Eine Zeitlang hatte es geschienen, als ob die Vernunft siegen würde, bis dann doch die unsachlichen Interessen die Oberhand gewannen. Diese Denkschrift nun hatte Beck bei mir entdeckt, und sie hatte sein hellstes Entzücken erregt. Er war damals eben dabei, eine „Gesellschaft zur Organisation des Bibliographie- und Bibliothekswesens“ zu gründen, und sogleich erklärte er, die „Denkschrift“ müsse der „Abteilung für Volksbibliothekswesen“ der neuen Gesellschaft zugrunde gelegt werden. Zugleich bat er mich, die Denkschrift in vollem Umfange als Spitzenartikel in den „Blättern“ und im Auszug in den „Dokumenten“ veröffentlichen zu dürfen. Nichts konnte mir lieber sein. Die Denkschrift ist dann auch an beiden Stellen so erschienen, wie Beck es vorgeschlagen hatte.⁸ In den „Blättern“ aber hatte er der Angelegenheit eigenmächtig eine kühne Wendung gegeben. Er brachte das Opus gleichsam als Programmschrift, gab ihr den Titel „Zur Reform des Volksbibliothekswesens“ und stellte ihr eine „Vorbemerkung“ voran, in der er sich zu folgenden Behauptungen verstieg: „... Ihr Verfasser, Walter Hofmann, entwickelt hier auf Grund seiner Erfahrungen als Organisator und Leiter der Freien öffentlichen Biblio-

thek Dresden-Plauen Grundsätze und Gedanken über die Einrichtung und den Ausbau moderner Volksbibliotheken, die weit über das Weichbild der Stadt Dresden hinaus die größte Beachtung verdienen, ja geradezu berufen sind, vorbildlich für die Entwicklung des gesamten Volksbibliothekwesens in Deutschland zu wirken.“

Hieran schloß sich anderes. Rob. v. Erdberg beglückwünschte mich zu der Denkschrift, meinte aber, daß dieser in der Concordia wohl eine weitere Auswirkung beschieden gewesen wäre.⁹ Zugleich bat er mich, nun auch in seiner Zeitschrift das Wort zur Volksbüchereisache zu ergreifen. Mit den Vorbereitungen auf die große Reise beschäftigt und auch jetzt noch von den depressiven Nachwirkungen des Scherlkampfes nicht gänzlich befreit, konnte ich Erdberg nicht ohne weiteres zu Willen sein. Aber schon vor längerer Zeit hatte ich auf Wunsch Ida Bienerts mit der Niederschrift eines ausführlichen Berichtes über unsere Bibliothek begonnen, den ich vor Antritt der Reise auf jeden Fall abzuschließen gedachte. Er sollte für mich zugleich so etwas wie der Abschluß der ersten Periode meines Schaffens als Volksbibliothekar sein. Ich machte Erdberg den Vorschlag, den Bericht in der Concordia zu bringen und schickte ihm auch gleich den fertigen Teil des Manuskriptes zur Prüfung zu. Er griff mit beiden Händen zu, und der Bericht ist dann auch im Laufe des Jahres 1909, unter dem Titel „Die Organisation der freien öffentlichen Bibliothek Dresden-Plaueus“ in zwei aufeinanderfolgenden Nummern der Concordia erschienen.¹⁰

Kunstwart und Dürerbund (der mich keineswegs als seinen Sachberater für Büchereifragen fallen gelassen hatte), „Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften“ und „Dokumente des Fortschrittes“, die Zentralstelle für Volkswohlfahrt mit Rob. v. Erdberg und der „Concordia“, – war ich nicht in diesem einen Jahr 1908 aus dem Dunkel meiner Existenz als kleiner Vorstadtbibliothekar herausgehoben? Ein Kreis begann sich zu bilden; die in ihrem Ausmaß so bescheidene Dresden-Plaueuer Bibliothek erhob sich zu überörtlicher, ja, wenn ich an Arne Arnesens Aufsatz dachte, zu internationaler Bedeutung; ohne Überheblichkeit durfte ich mich nun als kommenden Machtfaktor der deutschen Volksbildungs- und Volksbüchereisache empfinden.

Konnte ich es unter diesen Umständen verantworten, der Berufsarbeit ein volles Jahr den Rücken zu kehren? Zwar würde die große Reise, mit der geistigen Auslüftung und Ausweitung, die ich von ihr erhoffte, ohne Zweifel auch den künftigen großen Aufgaben, die ich auf mich zukommen sah, zugute kommen, – aber war dieses eine Jahr, während dessen ich die schöne Welt durchstreifen wollte, für die deutsche Volksbüchereisache nicht vielleicht das Jahr der Entscheidung? Ließ ich nicht, wenn ich mich jetzt noch einmal der Kunst, wenn auch nur als Betrachtender und Genießender, in die Arme warf, meine Sternenstunde vorübergehen? Mußte ich nicht gerade jetzt auf dem Platze bleiben und die gewonnene Position ausbauen? Auch Hermann Beck, der damals oft in Dresden war und mich bei diesen Gelegenheiten stets aufsuchte, verhehlte mir nicht, wie bedenklich es ihm erscheine, wenn ich in einem solchen Augenblicke dem begonnenen Werk für ein volles Jahr den Rücken kehren wolle.

Aber nun war es für solche Erwägungen schon zu spät! Alle Vorbereitungen zur Reise, die innerlichsten wie die äußerlichsten, waren schon so weit gediehen, daß ich ohne gewaltsamen Anstoß von außen nicht mehr zurückkonnte. Insbesondere war auch mit Ida Bienert schon alles abgemacht: Elise Bosse sollte während meiner Abwesenheit die

Leitung der Bibliothek übernehmen; die Existenz meiner Familie¹¹ war sichergestellt; der Zahlungsmodus meines Stipendiums geregelt. Auch war die Reiseausstattung schon beschafft, und schon hatte ich auch in der Brieftasche einige gewichtige Empfehlungsschreiben von der Hand Max Lehrs', des Direktors des Königlichen Kupferstichkabinetts¹², gerichtet an führende Persönlichkeiten des Pariser Kunstlebens. Desgleichen wußten auch alle meine näheren Bekannten und meine Freunde schon, daß ich Ende April, spätestens Anfang Mai den Zug besteigen würde, der mich zunächst nach Neuchâtel bringen sollte. Nur den zweiten Teil des Bibliotheksberichtes mußte ich noch abschließen. War das getan, blieb mir lediglich noch übrig, Elise Bosse die Leitung der Bibliothek zu übergeben.

Nein, es war nicht möglich, jetzt noch umzukehren! Doch ich kam mir vor wie der Heiratskandidat, dem im steigendem Maße bewußt wird, nicht die richtige Wahl getroffen zu haben, der aus eigener Kraft die getroffene Entscheidung nicht rückgängig machen kann, aber noch auf dem Weg zum Standesamt auf das unvorhergesehene Ereignis hofft, das ihm die Freiheit der Entschließung wiedergeben könnte.

3.

Es war an einem Nachmittag der Charwoche des Jahres 1909. Ich wohnte damals hoch oben in Dresden-Plauen, in einem der letzten Häuser der Bernhardstraße, dem Bienertpark mit dem Bismarckturm gegenüber. Wenige Schritte weiter hinauf begannen schon die Wiesen und Felder. Die Wohnung lag zu ebener Erde; vom großen Wohnzimmer aus, das schon fast ein kleiner Saal war, konnte man unmittelbar in den Vorgarten auf eine Art Altan treten. Obwohl das Quartier manche Mängel hatte und der Hauswirt ein Greuel war, war es doch ein schönes freies Wohnen hier oben.

Der Frühling war in diesem Jahr zeitig gekommen. Ein in jungem Blättergrün prangendes Ostern. Die Sonne schon fast sommerlich heiß. Frau und Kind drüben im Bienertpark an einem lieblichen Plätzchen, von dem aus man den Blick über die ganze Stadt und darüberhinaus auf die gesegneten Höhenzüge jenseits der Elbe hatte. In der Wohnung tiefe Stille.

Ich hatte mir einen Arbeitstisch ins Freie auf den Altan gerückt. Vor mir ein Stoß Akten und Papiere; mir gegenüber, mit dem Rücken gegen die Sonne, Elise Bosse. Noch einmal wollten wir besprechen, was während meiner Abwesenheit geschehen sollte, die letzten Rückstände sollten vor der Abreise aufgearbeitet werden. Die Sonne durchdrang uns mit wohliger Wärme; der Frühlingswind trieb in kurzen Stößen den Staub der nach der Stadt steil abfallenden Straße zu uns herüber und die Blätter auseinander, die wir vor uns ausgebreitet hatten. Das stumpfblonde Haar Elise Bosses war vom Winde zerzaust und von Sonnenblitzen durchspielt. In ihrer klugen umsichtigen Art trug die Gefährtin vor, was noch zu klären war und machte wohldurchdachte Vorschläge. Es war das Kind unseres gemeinsamen Wollens, es war das gemeinsame Werk, von dem sie sprach. Und es durchfuhr mich schneidend: in wenigen Tagen schon die Trennung! Und mit größerer Gewißheit denn je wußte ich: es ist der falsche Weg, den Du gehst. Aber es war zu spät! Es schien mir unmöglich, noch zurückzukönnen.

Da erschien an der Gartentür der Briefträger mit der Nachmittagspost. Er rief mir zu, es sei etwas für mich dabei. Elise Bosse sprang rasch hinüber, kam zurück und reichte mir einen Brief. Sofort erkannte ich am Umschlag: er kam von der Zentralstelle, also von Dr. von Erdberg. Wahrscheinlich noch eine Mitteilung in der Angelegenheit des Bibliothekberichtes für die Concordia. Uneröffnet wollte ich den Brief beiseite legen, um zunächst unsere Besprechung zum Abschluß zu bringen. Aber in plötzlicher ahnungsvoller Unruhe griff ich doch zum Papiermesser und schnitt den Umschlag auf.

Es war nur ein kurzes Schreiben.¹³ Aber folgenswerer als irgendein anderes, das ich jemals in meinem Leben erhalten habe. Dieses in den Hauptzügen sein Inhalt: Er, Erdberg plane die Gründung einer neuen Zeitschrift für das Volksbildungswesen. Sie solle, verglichen mit den bestehenden zahllosen deutschen Volksbildungsblättern und -Blättchen, etwas wesenhaft Neues bringen. Insofern nämlich, als sie sich „strenge Wissenschaftlichkeit“ zum Prinzip machen werde. Ob ich bereit sei, mich an dem Unternehmen zu beteiligen. Und zwar erwarte er von mir sowohl grundlegende Aufsätze, wie auch Beiträge zu den Materialien, soweit sie das Volksbüchereiwesen betrafen. Schon für das erste Heft, das im Oktober erscheinen solle, würde er gern von mir einen Aufsatz bringen, der eine prinzipielle Frage des Volksbüchereiwesens behandeln solle. – Es folgten noch Mitteilungen zur Honorarfrage und die Bitte um vorläufige vertrauliche Behandlung ...

Wie vom jähem Licht des Blitzes erhellt, sah ich die deutsche Volksbildungslandschaft und das, was die neue Zeitschrift darin bedeuten würde, vor mir. Erdberg hatte schon in jener nächtlichen Unterredung in „Café König“ davon gesprochen, daß die deutsche Volksbildungssache nur vorankommen könne, wenn ein neuer Ausgangspunkt, ein geistiges Zentrum gleichsam, geschaffen würde, in dem sich die Wenigen, die was davon erkannt, sammeln, klären und gegenseitig fördern könnten. Er wisse, daß in den Kreisen der Wissenschaft ein paar Menschen von hohem geistigen Rang – er hatte die Namen Rudolf Eucken und Paul Natorp genannt – nur auf einen solchen Ruf warteten, und aus der praktischen Volksbildungsarbeit würden sich doch wohl auch ein paar Köpfe finden, die da mittun könnten. Es käme bei einem solchen Versuch ja nicht auf die Menge, sondern auf die geistige Stoßkraft einer Elite an. – Auch diese Gedanken, die ganz meiner eigenen Denkweise entsprachen, hatten zu der Hochstimmung beigetragen, die mich erfüllte, als ich nach Abschluß des Gespräches in später Nachtstunde nach meiner Wohnung in Dresden-Plauen gepilgert war. Mit der Ernüchterung des folgenden Tages war mir dann auch die Idee des geistigen Zentrums als romantisch-utopisch erschienen, – wie sollte denn der reale Ansatzpunkt für eine solche Zentrumsbildung gewonnen werden? In welchen Formen könnte sie vor sich gehen? – In der Erregung des Scherlkampfes war schließlich wie die Erinnerung an jenes Nachtgespräch, so auch die Erinnerung an diesen seinen bedeutenden Inhalt verblaßt. Jetzt aber, da ich den Brief Erdbergs in den Händen hielt, ging es durch mich wie eine Erschütterung: die neue Zeitschrift, – d a s w a r d a s Z e n t r u m ! Von hier aus würde die Wende im deutschen Volksbildungswesen und damit dann auch im Volksbüchereiwesen kommen! Selbst wenn meine Person dabei ganz außer dem Spiel geblieben wäre, würde allein die Tatsache, daß die Gründung e i n e r s o l c h e n Zeitschrift bevorstand, geeignet gewesen sei, mich auf das tiefste zu erregen. Nun aber erging an mich der Ruf,

bei diesem Werk geistiger Grundlegung und Neugestaltung an entscheidender Stelle mitzuwirken. Denn nach Anlage des Briefes, in Verbindung mit dem Grundklang unseres Nachtgespräches, wußte ich mit untrüglicher Sicherheit: nicht ein Mitarbeiter neben anderen volksbibliothekarischen Mitarbeitern sollte ich werden, sondern Führung und Gestaltung des volksbibliothekarischen Teiles dieser Zeitschrift sollte in meine Hände gelegt werden. In m e i n e Hände, – nicht in die eines der bisherigen Führer der deutschen Volksbüchereisache! Unerhörte Auszeichnung! Aber mehr als das: Unermeßliche Möglichkeit des Wirkens! In mir ein einziges Sausen, Brausen und Jubeln! Wie im Sturm fühlte ich mich hochgerissen, weit über den kümmerlichen Erdentag hinaus. In Sekunden sah ich vor mir, was dann durch die Mühen der Jahrzehnte Wirklichkeit werden sollte: den mächtigen, weit ausgreifenden Baum, zu dem wir jetzt den Keim in die Erde senken würden ...

Und dann sprang ich auf, reichte den Schicksalsbrief Elise Bosse, die gespannt zu mir herüberblickte, schob meine Papiere zusammen, warf sie auf den nächsten Tisch im Wohnzimmer, schloß das Haus ab, faßte die Gefährtin bei der Hand und, vom Frühlingswind getragen, flogen wir fast mehr als wir gingen über die an Plauen angrenzenden Höhenzüge. Sonst in ununterbrochenem Strom Gedanken austauschend, sprachen wir heute kaum ein Wort. Aber durch uns pulste die eine gemeinsame hohe Erregung und Bewegung. Da plötzlich blieb Elise Bosse stehen, sah mich fast erschrocken an und sagte: Paris! Mit einer einzigen Handbewegung wischte ich jeden Gedanken an dieses Phantom aus. Und wir stürmten weiter, nicht nur berauscht von dem Gedanken an die große Aufgabe, sondern nun auch beglückt-erschüttert von dem Bewußtsein: Wir bleiben zusammen.

Und ich wußte es: bis zu dem Ende meiner Tage würde ich diesen Nachmittag der Charwoche des Jahres 1909 nicht vergessen.

4.

Der Briefwechsel, den ich in den folgenden Wochen mit Dr. v. Erdberg führte, brachte volle Klarheit über die mir zuge dachte Aufgabe. Meine kühne Annahme wurde in vollem Umfange bestätigt: es ging nicht darum, daß ich mehr oder weniger regelmäßig einzelne Beiträge für die neue Zeitschrift liefern sollte, sondern Erdberg wollte die Gestaltung der gesamten, der Volksbüchereisache gewidmeten Abteilung in meine Hände legen. Wobei es freilich sein Wunsch war, daß ich selbst so oft als möglich das Wort ergreifen möchte. „Zwei Aufsätze von Ihnen sind mir lieber als einer“ schrieb er mir zurück, als ich einmal selbst Bedenken geäußert hatte, ob das Schifflin der neuen Zeitschrift mit Erzeugnissen meiner Feder nicht allzusehr belastet werde. oeder neue Brief Erdbergs war ein neuer Beweis des fast übermäßigen Vertrauens, das er, der Spröde, der angeblich Kalte und Hochmütige, in mich setzte. Wie steigt heute noch aus den alten Blättern, die sich fast lückenlos erhalten haben, der Zauber dieses einzigartigen Erlebens vor mir auf. Wie aber werden auch die schier unlöslichen Schwierigkeiten wieder vor mir lebendig, vor die ich mich nun mit dem großen Auftrag gestellt sah.

Erdberg hatte es vermieden, mir besondere Arbeitsanweisungen zu geben. Nur hatte er mir inzwischen mitgeteilt, daß die neue Zeitschrift den Titel „Volksbildungsarchiv“ tragen solle, mit dem Untertitel: „Beiträge zur wissenschaftlichen Vertiefung der Volksbildungsbestrebungen“. Schon im Haupttitel, und zwar in dem Wörtchen „Archiv“, lag für mich so etwas wie eine Arbeitsrichtlinie. Ich hatte vor kurzem das von Max Weber und Ernst Jaffé geleitete „Archiv für Sozialwissenschaften“¹⁴ kennen gelernt. Der Eindruck, den es auf mich gemacht hatte, war außerordentlich. Unterschied es sich doch grundlegend von allen Zeitschriften, die mir bis dahin bekannt geworden waren. Im Hauptteil die großen Abhandlungen, in denen nicht subjektive Meinungen, ethische oder ästhetische Werturteile, mehr oder weniger geistreich vorgetragen wurden, sondern wo es um die genaue objektive Analyse der sozialen Wirklichkeit ging und wo in streng logischen Untersuchungen das begriffliche Werkzeug solcher Analysen gewonnen wurde. Nicht minder eindrucksvoll die „Materialien“, vor allem die „Literaturübersicht“ in jedem Hefte des Archives. Umfassend, wohlgegliedert, jede einzelne Veröffentlichung, sei es eine selbständige Schrift, sei es ein Zeitschriftenaufsatz, prägnant exzerpiert und charakterisiert. Mit eindringlicher Klarheit enthüllte sich so der Stand der sozialwissenschaftlichen Forschung und Diskussion der Zeit.

Das also war ein „Archiv“. Nur mit Schaudern konnte ich von hier aus auf das richtungslose Gewurstel in unseren Volksbildungs- und Volksbüchereizeitschriften zurückblicken. Und nun sollte ich selbst ein „Archiv“ mit aufbauen helfen! Sogleich stand für mich fest: Das „Volksbildungsarchiv“ konnte nach Aufbau, Geist und Methode nur ein Archiv im Sinne des Weber-Jafféschen sein! Wenigstens galt das für die mir anvertraute Abteilung. Und auch in diesem neuen Archiv würde den „Materialien“ die gleiche Sorgfalt gewidmet werden müssen wie der „Grundlagenforschung“, den Abhandlungen des Hauptteiles. Im Ganzen, von allen Fragen des Erfolges und der Wirkung abgesehen, eine mich unwiderstehlich lockende Aufgabe.

Indem ich sie aber näher ins Auge faßte, konnte ich mich nicht darüber täuschen, daß ihre Verwirklichung im äußersten Mißverhältnis zu meinen Arbeitsmöglichkeiten stand. In den Monaten des Scherlkampfes und meiner Bemühungen um die Dresdner Büchereireform hatte ich, um die Hände frei zu bekommen, unerhörte Lasten auf die Schultern Elise Bosses legen müssen; dieses unnormale Verhältnis war im Laufe des Winters einigermaßen wieder zurechtgerückt worden, – keineswegs zu einer normalen Regelung, aber doch so, daß ich nicht mehr jeden Tag den Zusammenbruch meiner Mitarbeiterin befürchten mußte. Wollte ich jetzt für den Hauptteil des Archives regelmäßig grundlegende Aufsätze über Volksbüchereifragen schreiben, würde das nur möglich sein bei einer erneuten Belastung der Gefährtin. Sie war bereit, das auf sich zu nehmen. Aber damit war noch kein Federstrich für die andere Abteilung, eben für die „Materialien“, gewährleistet. Und der zeitlichen Beanspruchung nach würden die Materialien mich mindestens in gleichem Maße in Anspruch nehmen wie die Grundlagenforschung. Selbst wenn ich mich – was sowohl die Sache wie auch meine wirtschaftliche Lage verbot – gänzlich von der Bücherei hätte zurückziehen wollen, hätte ich beides zusammen, also Grundlagenforschung und Bearbeitung der Materialien, nicht leisten können. Es blieb also gar nichts anderes übrig, als die Redaktion dieses Teiles des Archives anderen Händen zu übergeben. Gab es denn aber im deutschen Volksbüchereiwesen

einen Mann, dem man dieses Geschäft, bei Wahrung höchster Ansprüche, anvertrauen konnte? Einen glaubte ich zu kennen, auf den ich mich würde verlassen können. Es war Dr. Arthur Heidenhain, der Leiter der Öffentlichen Lesehalle in Bremen.¹⁵ Im achten Buche meiner Berufserinnerungen habe ich schon von jenem Aufsatz gesprochen, in dem Heidenhain in den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen“ zur Frage der volksbibliothekarischen Berufsausbildung Stellung genommen hatte.¹⁶ Ich habe dort auch schon ausgesprochen, was mir der Aufsatz bedeutete. Zum anderen hatte auch Heidenhain schon zu mir Vertrauen gefaßt. Er hatte meine Denkschrift in der Beck-schen Zeitschrift aufgestöbert, hatte mir zustimmend dazu geschrieben, und es begann sich ein schönes, auf verwandter geistiger Einstellung beruhendes Vertrauensverhältnis zwischen uns anzubahnen. Mit ihm nun am Archiv zusammenzuarbeiten, mußte ein Vergnügen sein und dem Archiv den Anspruch sichern, der im Titel der Zeitschrift erhoben war.

Das alles legte ich Erdberg dar, der auch unverzüglich an Heidenhain mit der Bitte herantrat, die regelmäßige Bearbeitung der „Materialien“ zu übernehmen. Aber wir hatten kein Glück! Heidenhain lehnte in einem sehr verbindlichen, aber sehr entschiedenen Briefe ab. Mit großer Sachkenntnis legte er dar, welch umfängliche und mühevoll-e Arbeit hier zu leisten wäre, wenn etwas Richtiges zustande kommen sollte, und daß sich ein derartiges Geschäft nicht mit seinen Verpflichtungen gegenüber der von ihm geleiteten Bibliothek vertrüge.¹⁷ Im Grund eine sehr eindrucksvolle Bestätigung meiner eigenen Auffassung, daß ich, der ja auch die Abhandlungen zu liefern hatte, nicht daran denken konnte, mich auch noch mit den Materialien zu belasten.

Nun war guter Rat teuer!

Erdberg, der schon im Herbst mit dem ersten Heft herauskommen wollte, drängte. Ich konnte ihm keinen sachdienlichen Vorschlag machen, und schon sah ich Gefahr, daß sich damit der ganze Plan, wenigstens so weit es sich um meine Mitwirkung handelte, in Rauch auflösen könnte. Das konnte nicht sein, das durfte nicht sein!

So blieb mir denn nichts anderes übrig, als mich zu einer grundlegenden Operation, gleichsam zu einer „strategischen Umgruppierung“, innerhalb meines gesamten Arbeitsgebietes zu entschließen. Es war die erste dieser Art und dieses Umfanges, es sollte, bei den immer neu an mich heranretenden Aufgaben, nicht die letzte sein. Im Frühsommer 1909 waren es freilich nicht nur die äußeren Umstände, sondern auch aus dem Wesen der neuen Aufgaben hervorgehende Einsichten, die mir den Gedanken an eine solche Umgruppierung nahelegten. Tag und Nacht mit dem Archivgedanken beschäftigt, wurde mir immer mehr zur Gewißheit: Das Archiv, die mir anvertraute Abteilung, konnte bezwingende Leistung nur werden, wenn Abhandlungen und Materialien a u s e i n e m G e i s t e heraus gestaltet wurden. Die geforderte Einheit aber war an bestimmte Voraussetzungen gebunden. Wo eine Wissenschaft eine große geistige Tradition besitzt oder wo innerhalb einer Wissenschaft eine geschlossene Schule gegeben ist, dort können ohne Gefährdung der Einheit verschiedene Aufgaben verschiedenen Händen anvertraut werden, – es wird dann doch alles „aus einem Gusse“ sein. Wo aber diese Voraussetzungen fehlen, kann die Einheit in der Sache nur durch Einheit in der Person erzielt werden. Das aber war der in meiner Lage gegebene Fall. Wir Volksbibliothekare hatten – Heidenhain hatte es in jenem Aufsatz zwingend ausgeführt – weder eine

gemeinsame fachlich-geistige Tradition, noch irgend so etwas wie klar umrissene Schulen. Alles war Subjektivismus und persönliches Ermessen, vielfach nur persönlicher Einfall, persönliche Laune. Selbstverständlich, daß diese Willkür aus dem Hauptteil des Archives, aus den Abhandlungen verbannt sein mußte. Mit dieser Willkür konnten aber auch die „Materialien“ nicht gestaltet werden. In seinem instruktiven Brief an Erdberg hatte Heidenhain hervorgehoben, daß die neue Zeitschrift auch in ihren Materialien „doch wohl keine oberflächliche oder eklektische Orientierung“ geben dürfe. Damit war der Zustand charakterisiert, in dem sich die Materialsammlungen sämtlicher Volksbildungs- und Volksbüchereizeitschriften jener Jahre befanden. Schere und Kleistertopf waren hier die gestaltenden Kräfte. Eine fade Kontur- und Farblosigkeit war das Ergebnis. Wie aber konnte dieser klägliche Zustand überwunden werden? Nur, indem klare Grundbegriffe, eine unmißverständliche Terminologie, verpflichtende Normen erarbeitet wurden. An ihnen fehlte es; sie zu gewinnen, mußte das vorzüglichste Geschäft der Abhandlungen sein, – an den Materialien aber mußten sie angewandt und erprobt werden! Umgekehrt würde die intensive Beschäftigung mit den Materialien immer neue Anregungen und Anstöße für die Grundlagenforschung der Abhandlungen geben. Also zwingendes Gebot: Die Arbeit für beide Abteilungen mußte in einer Hand liegen. Also doch in meiner Hand! Aber das war ja eben, auf den Umfang der Arbeitsbeanspruchung gesehen, das Unmögliche! Und doch gab es auch hier einen Ausweg. Ich hatte an ihn von Anfang an gedacht, ihn aber wegen der Folgen, die er nach sich ziehen mußte, sogleich weit zurückgewiesen. Jetzt blieb er die letzte Möglichkeit. Wenn ich die Aufgabe, wie ich sie nun sah, lösen sollte, bedurfte ich auch hier, wie in der Bibliothek, eines zweiten Ich, das von meinem gestaltenden Willen genau so durchpulst war, wie ich selbst, und von dem mein eigener gestaltender Wille belebt und befruchtet wurde. Dieses „zweite Ich“ konnte aber auch hier nur ein einziger Mensch sein, – eben doch Elise Bosse, mit der ich gemeinsam das Werk der Dresden-Plauener Bücherei aufbaute. Ein wahres Glück, daß ich niemanden gefunden hatte, der sich zur Bearbeitung der Materialien bereit gefunden hätte; selbst mit dem hervorragenden Heidenhain hätte die Einheit, so wie sie mir nun vorschwebte, wohl kaum erzielt werden können.

Nun aber kamen erst die eigentlichen Schwierigkeiten, kam die Notwendigkeit gewagter Entschlüsse. Sollte Elise Bosse auch beim Archiv mein zweites Ich sein, mußte sie für wenigstens fünf Stunden täglich aus der Bibliothek zurückgezogen werden, und an ihre Stelle mußte eine Ersatzkraft treten. Das war zunächst einmal eine Geldfrage, und zwar, gemessen an unseren damaligen Verhältnissen, eine Geldfrage von Gewicht. Mußte auch die Gefährtin, wenn das Fundament unserer Arbeit, die Bibliothek, nicht zerstört werden sollte, ihre leitenden Funktionen beibehalten, und mußte auch, aus gleichen Gründen, die tägliche Führung der Ausleihe in ihrer Hand verbleiben, so konnte doch an den jetzt freiwerdenden Teil ihres Arbeitsplatzes nun eine vollere, zu selbständiger Arbeit befähigte Kraft treten. Und das, was Elise Bosse in fünf Stunden leistete, würde auch bei einer tüchtigen Kraft die Leistung eines vollen Arbeitstages sein. Und wir mußten uns darauf gefaßt machen, hierfür wenigstens einen Jahresbetrag von achtzehnhundert Mark aufwenden zu müssen. (Elise Bosses Gehalt war, bei sehr viel umfassender und sehr viel schwieriger und verantwortlicherer Arbeitsleistung,

wesentlich geringer; ihr genügte es, existieren und mir dabei mein Werk ermöglichen zu können.) Dazu kam ein Betrag von fünf bis sechshundert Mark für eine Schreibhilfe und Sekretärin, die wir wenigstens für vier bis fünf Stunden täglich benötigen würden. Also ein Jahresaufwand von zweitausendvierhundert Mark, – genau so viel, wie mein Grundgehalt bei der Bibliothek betrug. Diese zweitausendvierhundert Mark aufzubringen, darauf kam jetzt alles an!

Ich verhandelte mit Erdberg. Er kam mir so weit entgegen, als es ohne Gefährdung des Archives möglich war. Zuletzt bewilligte er – neben dem Bogenhonorar für meine Beiträge – ein Redaktionshonorar von fünfhundert Mark (viele Jahre später erfuhr ich, daß er diesen wie auch andere Zuschüsse für das Archiv aus seiner eigenen Tasche bestritten hatte). Ich selbst konnte meine Bogenhonore mit in die Wagschale werfen; doch konnte ich damals mit nicht mehr als mit sechs bis siebenhundert Mark im Jahre rechnen. Blieb also noch ein Betrag von rund zwölfhundert Mark ungedeckt. Das also war die Summe, um die es zuletzt ging. Und wenn es meine Seligkeit kosten sollte, – sie mußte beschafft werden. Nun, es bedurfte dessen nicht. Zur rechten Zeit kam mir der rettende Gedanke: Das Stipendium!

Ja, das Stipendium! Für einen Augenblick fühlte ich mich noch einmal vor die Frage gestellt: die große Reise oder das Verharren in der heimatlichen Enge? Aber eben nur für einen Augenblick! Die heimatliche Enge war nun, nachdem mir Erdberg die Hand gereicht hatte, nun, da die einzigartige Aufgabe vor mir lag, keine Enge mehr. Die „große Reise“ aber wäre demgegenüber nur noch eine schöngeistige Spielerei gewesen. Aber Verzicht auf die große Reise brauchte ja keineswegs Verzicht auf das Stipendium zu bedeuten! Im Gegenteil: das Stipendium mußte nun der großen Aufgabe dienen! Für ein Jahr wenigstens müßten jene fehlenden zwölfhundert Mark von dem Stipendium genommen werden; stand das Archiv dann einmal erst, würden sich ohne Zweifel auch die Mittel für seine Weiterführung finden. Der größere Teil des Stipendiums aber sollte zu Studienreisen durch das deutsche Volksbüchereiwesen verwendet werden. Daran sollte sich wenn irgend möglich auch eine Studienreise nach USA anschließen, damit endlich einmal Klarheit geschaffen werden konnte, welche Musik in der amerikanischen Public Library denn eigentlich gespielt wurde und was die deutsche Volksbücherei davon zu erwarten hatte. Die deutschen Studienreisen habe ich dann auch wirklich ausgeführt – nach Wien zu Reyer's berühmter Zentralbibliothek, nach dem deutschen Westen zu Krupp in Essen und zu Jäschke in Elberfeld und nach den mächtigen Büchereistädten an der Wasserkante, vor allem zu Heidenhain in Bremen.¹⁸ Zur Reise nach USA ist es leider nicht gekommen: das Archiv verschlang nicht nur meine Zeit und Kraft, sondern im zweiten Jahre seines Bestehens auch den Rest des Stipendiums. Jetzt aber, in dem für mich so bedeutungsvollen Frühjahr 1909, sah ich mit reinstem Hochgefühl die große freie Bahn vor mir: das Archiv, meine und Elise Bosses Mitwirkung im vollen Umfang des Sachlich-Notwendigen, waren gesichert. Es kam nun nur noch darauf an, das Ehepaar Bienert für diese andere Verwendung des Stipendiums zu gewinnen. Erwin Bienert stimmte sofort zu. Ida Bienert freilich, die mich fünf Jahre vorher auf die Bahn des Volksbibliothekars gelockt hatte, war nun bedrückt, mich von dem Moloch der Volksbüchereisache ganz verschlungen zu sehen. Auch hatte sie gehofft, mit mir einige Wochen in Paris zusammenzusein und gemeinsam mit mir die

dort aufgespeicherten Schätze von Kunst und Altertum genießen zu können. Und doch war es auch für sie kein Geringes, die von ihr gestiftete Bibliothek nunmehr zum Vorort einer Bewegung aufsteigen zu sehen, vor deren Bedeutung sie die Augen nicht verschließen konnte. So gab auch sie, wenn auch unter dem Ausdruck des Bedauerns, ihre Zustimmung.

Nun konnte ich Erdberg mitteilen, daß ich bereit und in der Lage sei, auch die Abteilung „Materialien“ des Archives zu bearbeiten. Mit tiefer Befriedigung nahm er davon Kenntnis.

5.

Nun kam es nur noch darauf an, für den neu geschaffenen Platz die geeignete Mitarbeiterin zu finden. Das konnte mir nicht allzu schwierig erscheinen. Blieben doch alle leitenden Funktionen in Elise Bosses und in meinen Händen; auch am Ausleihetisch sollte die neue Kraft nur im Notfalle eingesetzt werden. So waren es vor allem die Aufgaben der inneren Verwaltung, die ihr zufallen sollten. Hier mußte es einem intelligenten Außenseiter, der nicht durch unsere Schule gegangen war, doch wohl möglich sein, sich rasch einzuarbeiten. Zudem hatten wir Glück: in einer der großen Büchereien des Westens war gerade eine Bibliothekarin frei geworden, der ein sehr guter Ruf voranging und die durch meine Beiträge im Kunstwart und in den Beckschen Zeitschriften auf unsere Dresden-Plauener Versuche aufmerksam geworden war. Nach einem kurzen Briefwechsel fand sie sich bereit, bei uns mitzutun, und schon am 1. August 1909 trat Fräulein J. Canivé, eine geistig bewegliche Halbfranzösin, ihren Dienst bei uns an. Nun glaubten wir, soweit es sich um die „strategische Umgruppierung“ handelte, über den Berg zu sein und uns ganz, neben der Führung der Bibliothek, den großen Aufgaben widmen zu können, die uns mit dem Archiv gestellt waren. Niemals hatten wir uns einer größeren Täuschung hingegeben.

Es würde wenig sinnvoll sein, hier die Geschichte eines persönlichen Versagens erzählen zu wollen. Aber es ging gar nicht um ein persönliches Versagen. Das aber, worum es ging, war ein so eindringliches Beispiel für unsere Stellung im Volksbüchereiwesen der Zeit, daß die Episode mit J. Canivé in meiner Erzählung nicht fehlen darf, wenn sie auch an dieser Stelle zunächst einmal den Bericht über den „großen Auftrag“ unterbricht.

Um verständlich zu machen, was sich damals in unserer kleinen Bibliothek ereignete, komme ich nunmehr auf den Heidenhainschen Aufsatz zurück, dessen ich schon im vorangehenden Kapitel gedachte. Den Anlaß zu Heidenhains Darlegungen hatte eine Proklamation gegeben, die Clara Anspach, Leiterin der Danziger Volksbücherei, in den „Blättern für Volksbibliotheken“ veröffentlicht und in der sie eine regelrechte Schule für die künftigen Volksbibliothekarinnen gefordert hatte.¹⁹ Dem war Heidenhain entgegengetreten. In zwingender Klarheit zeigte er alle Gründe auf, die zu jenem Zeitpunkt gegen ein derartiges Unternehmen sprachen. Das Kernstück der umfangreichen Betrachtung aber – sie trug den Titel: „Über die Ausbildung für den Dienst an öffentlichen Bibliotheken“²⁰ – bildeten die folgenden Sätze: „Wir haben für populäre oder schlicht-

weg ‚öffentliche‘ Bibliotheken noch keine schulreife Technik und Verwaltungsart, keine vorbildlichen Arbeitsmethoden, keine ausgesprochenen Richtungen in der Lösung unserer Probleme. Ja unsere Probleme und Aufgaben harren noch klarer Bestimmung. Was wir in der Tätigkeit anwenden, wird bei der Errichtung der Bibliotheken noch von Fall zu Fall eilends kombiniert aus Elementen der Methoden unserer wissenschaftlichen Bibliotheken, aus solchen, die uns Literatur und Hörensagen über den Kanal und Ozean zugetragen haben (selten hat einer von uns amerikanische und englische Methoden aus der Anschauung kennen gelernt) und aus dem, was das autodidaktische Experimentieren in den kurzen Jahren unserer Praxis zutage gefördert hat: wir arbeiten an jeder Stelle anders, wir haben primitive Methoden, die uns beim Wachstum der Bibliotheken im Stich lassen müssen, und Pedanterien, die wir mit der Zeit abstreifen müssen; wir sind noch nicht klar darüber, wie wir unsere Zeit und Arbeitskraft am besten anwenden, wie wir einen Betrieb ökonomisch organisieren, wie wir die Arbeit unter unsere Betriebskräfte verteilen sollen, und so fort.“

Ein Guß eisigkalten Wassers für alle die geborenen Dilettanten, die von den gewaltigen Fortschritten der „modernen“ öffentlichen Bibliothek zu schwärmen pflegten.

Die Kritik Heidenhains galt sämtlichen Gebieten der volksbibliothekarischen Berufsarbeit. Nicht zuletzt aber galt sie auch dem eigentümlichen Gebiet der inneren Verwaltung, – jenem Gebiet also, das zwar nicht Herz und Hirn der Bücherei darstellt, wohl aber als deren Verdauungsapparat betrachtet werden darf, wobei auch hier gilt, daß Herz und Hirn in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn die Verdauung nicht in Ordnung ist. Daß es in unseren modernen Volksbüchereien mit der inneren Verwaltung nicht stimmte, war mir schon aufgegangen, als ich im Jahre 1905 die Dresden-Plauener Bibliothek einrichtete. Doch damals, bedrängt von der Fülle ungewohnter Aufgaben, zuletzt ganz und gar in Anspruch genommen durch den Neubau der Organisation der Ausleihe, hatte ich es doch bei den Verwaltungsformen bewenden lassen müssen, wie ich sie in Jena vorgefunden hatte. Sobald mir aber die Hände durch andere Geschäfte nicht mehr allzusehr gebunden waren, hatte ich versucht, das während der Einrichtungszeit Versäumte nachzuholen. Auch hier war es mir darum gegangen, die „klassische“ Lösung zu finden. Zweckmäßigkeit, Klarheit und Durchsichtigkeit, leichtes aber sicheres Zusammenspiel aller Teile, zugleich aber auch ein Höchstmaß an Ökonomie, das war es, was mir hier vorschwebte. Ich erinnere mich heute noch des großen Vergnügens, mit dem ich bei der Sache war. Hier gab es zwar Probleme, aber es gab keine quälende Problematik, keinen fragwürdigen Volksbildungsnebel. Und bei der Lösung dieser Probleme konnte ich meinen rational-konstruktiven Fähigkeiten, deren ich mir vorher gar nicht recht bewußt geworden war, unbedenklich freien Lauf lassen. So ist es mir heute noch eine Genugtuung, daß ich damals schon für gewisse regelmäßige wiederkehrende mechanische Geschäfte genaue Zeitstudien machte, den Fehlerquellen, von denen Schnelligkeit und Sicherheit der Arbeitsvorgänge beeinflusst wurden, nachspürte und zuletzt das festsetzte, was man heute wohl „Leistungsnormen“ zu nennen pflegt.

So hatten wir uns also in den vergangenen vier, fünf Jahren auch auf diesem Arbeitsgebiet nicht nur von dem Vorbild der berühmten Musterbibliothek, sondern auch von dem allgemeinen Leistungsstand der deutschen öffentlichen Büchereien weit entfernt. Den-

noch war ich 1909 noch des Glaubens, daß es auf dem engeren Gebiet innerer bibliothekarischer Verwaltung noch am ehesten möglich sein müsse, eine in anderer Praxis groß gewordene Kraft in unseren Betrieb zu verpflanzen. Aber damit hatte ich mich doch über mich selbst getäuscht. Das, wodurch wir Dresden-Plauener uns von der damals herrschenden bibliothekarischen Praxis unterschieden, lag in erster Linie ja nicht in unseren Einrichtungen und Maßnahmen (die sich hier und da sogar mit denen anderer Bibliotheken berühren konnten), sondern es lag in einer bestimmten Form beruflichen Auffassens, Denkens und Handelns. Wenn aus Heidenhains Charakteristik etwas zwingend hervorgeht, so doch wohl dieses: die deutsche öffentliche Bibliothek jener Jahre war ein aus verschiedenartigsten Stücken verschiedenartigster Herkunft notdürftig Zusammengeleimtes. Aber eben das Zusammenleimen des nicht Zusammengehörenden, wo immer es mir auch begegnet sein mochte, war mir von jeher das schlechthin Widerwärtige gewesen. Mein Streben ging nach Sinn, Zusammenhang und Folge; aus e i n e r Wurzel sollte der geistige Strom aufsteigen und das Ganze, bis zur letzten Blattspitze hinein, durchbluten. Auch in der scheinbar so trockenen und spröden inneren Verwaltung. Und mit diesem Antrieb verband sich nun jener andere, dessen sich die Leser meiner Jugenderinnerungen entsinnen werden: der fast fanatische Wille zum Vollkommenen, zur endgültigen Lösung. Ich lasse heute ganz dahingestellt sein, ob die von mir gefundenen Lösungen tatsächlich endgültige Lösungen waren, wie ich auch dahingestellt sein lasse, ob dort, wo ich in meinem Schaffen Zusammenhang und Folge sah, nicht doch manchmal gewaltsame Konstruktion war. Heute kann es mir nur darauf ankommen, einsichtig zu machen, daß mit „Dresden-Plauen“ etwas wesenhaft Anderes in die Welt der deutschen Volksbücherei gekommen war und daß hieran der Versuch mit der neuen Mitarbeiterin aus innerer Notwendigkeit scheitern mußte. Sie konnte alles Einzelne neu lernen, und sie brachte hierfür auch den reinsten Willen mit. Aber es war diesem klugen Menschen nur gegeben, das Ganze als ein Nebeneinander von Stücken zu begreifen, und selbst das Einzelne sah sie nur in der Zerstückelung. Das „geistige Band“ zu erfassen, eine Form aus ihren Voraussetzungen zu entwickeln, dazu war sie nicht erzogen worden.

Dieses Mißverhältnis zu unserer Denk- und Arbeitsweise wurde durch einen besonderen Umstand sehr schnell eindringlich klar. An früherer Stelle habe ich erzählt, wie wir auf dem Gebiet der inneren Verwaltung die für uns endgültigen Lösungen nur stufenweise, auf dem Wege immer neuer Anläufe, immer neuer Umbildungen fanden.²¹ In eben einem solchen Umbildungsprozeß traf uns Fr. Canivé an. Hier, wo nichts Fertiges und Abgeschlossenes vorlag, was zur Not hätte übernommen werden können, sondern wo eben jene Kräfte sinnvoll-zusammenhängender Gestaltung in Anspruch genommen werden mußten, mußte sich das „in-Stücken-Denken“ unserer neuen Mitarbeiterin als besonders verhängnisvoll erweisen.

In diesem Unglück war es ein großer Glücksfall, daß die von dem Mißverhältnis zweier Arbeitsstile am unmittelbarsten Betroffene, nämlich eben Fr. Canivé, nicht nur in geistiger, sondern auch in charakterlicher Hinsicht entschieden über dem Durchschnitt stand. Wie viele andere hätten in solcher Lage Verstimmungen kultiviert und entweder auf geistiges Versagen oder gar auf Böswilligkeit des Vorgesetzten geschlossen. Ich habe in dieser Hinsicht in meinem Berufsleben nur allzuvieler Erfahrungen – bei Frauen

wie bei Männern – gemacht. Nichts davon bei Frl. Canivé. Nachdem sie sich einige Monate bei uns abgemüht hatte, bat sie mich um eine Unterredung. Daß es dazu kommen mußte, hatte ich längst schon eingesehen. Aber als junger, in der Personalführung unerfahrener Chef, der selbst niemals in einem ähnlichen Dienstverhältnis gestanden hatte, hatte ich den Mut zu einer klärenden Aussprache nicht gefunden und die Unterredung immer wieder hinausgeschoben, – eine Schwäche, die ich in meinem ganzen Berufsleben nicht los geworden bin. Auch jetzt war mir nicht wohl im Blick auf den vorauszusehenden Zusammenstoß, und ich ging – wie oft hat sich diese Situation dann später wiederholt – vor der Zusammenkunft lange Zeit in meinem Dienstzimmer auf und ab, grübelnd, wie ich die bittere Wahrheit aussprechen sollte, ohne Bitternis zu erregen. Aber in diesem Falle – im Gegensatz zu vielen, äußerlich ähnlichen späteren Fällen – war meine Besorgnis unbegründet. Mit einem vorbildlichen Freimut, ohne jedes Ressentiment, legte mir Frl. Canivé dar, daß und warum sie nicht bei uns weitermachen könne. Es sei gleichsam eine ganz andere Welt, auf die sie bei uns gestoßen sei. Wolle sie da mitarbeiten, müsse sie noch einmal als Lernende ganz von vorn anfangen. Sie könne uns aber nicht zumuten, daß das auf Kosten der Dresden-Plauener Bibliothek geschähe. Ein Praktikum indessen noch einmal auf eigene Kosten zu absolvieren, verböten ihr ihre Verhältnisse. So bliebe ihr denn nichts anderes übrig, als ihren Stab weiterzusetzen; es werde sich für sie im deutschen Volksbüchereiwesen ja wohl irgend ein Plätzchen finden, wo sie mit der ihr nun einmal geläufigen Routine noch mit arbeiten könne.

Mir fiel ein Stein vom Herzen! Und wenn sich irgend eine Möglichkeit gezeigt hätte, würde ich Frl. Canivé sofort zu einem ausgiebigen Studienaufenthalt in unserer Bücherei verholpen haben. Aber es gab keine solche Möglichkeit. So konnte ich nichts anderes tun, als der trefflichen Kollegin für ihre Offenherzigkeit und Loyalität zu danken, ihr Glück für ihre ferne Berufslaufbahn zu wünschen und ihr für die Übergangszeit jede Erleichterung zu schaffen, die mit ihrem Dienstverhältnis zu vereinbaren war. Als es dann soweit war, schieden wir als beste Freunde, und als ich im Jahre 1917 in Leipzig den 1. deutschen Volksbüchereitag²² veranstaltete, ließ sie, die damals in Süddeutschland arbeitete, es sich nicht nehmen, unter den Tagungsteilnehmern zu sein und uns zu den Fortschritten zu beglückwünschen, die unsere Sache inzwischen gemacht hatte.

So erfreulich damals, im Jahre 1909, auch die gute Form war, in der sich Frl. Canivé von uns gelöst hatte, so stürzte uns doch das Faktum selbst, der Ausfall der erhofften Arbeitskraft, in einen wahren Abgrund von Schwierigkeiten. Wie wir sie schließlich bewältigt haben, ist mir heute noch ein Rätsel. Wohl aber kenne ich den Preis, den ich habe zahlen müssen, um das Unmögliche möglich zu machen: Anfang 1910 mußte ich mich in nervenärztliche Behandlung geben, und im Sommer 1910 lange Wochen hindurch mit jeder Arbeit aussetzen. Und seitdem bin ich ein, wenn auch ständig rebellierender Sklave der Äskulapjünger geblieben. Elise Bosse, deren Großeltern noch den Pflug des Kleinbauern geführt hatten, hat die ungeheuerliche Belastung besser überstanden. Doch würden wir wohl beide zuletzt Schiffbruch erlitten haben, wenn uns nicht einige Zeit nach Frl. Canivés Ausscheiden eine wesentliche Hilfe in der Person des Dr. Karl Poelchau²³ erstanden wäre. Poelchau, gebürtiger Deutsch-Balte, war schon seit Jahren im Dienste großer öffentlicher Bibliotheken, zuletzt an der Kaiserin-Augu-

sta-Viktoria-Bibliothek in Dortmund tätig gewesen, hatte aber nirgends in der bibliothekarischen Arbeit rechte Befriedigung finden können. Da war er durch einige meiner Veröffentlichungen und durch die ersten Archivhefte mit unseren Bestrebungen bekannt geworden und glaubte nun hier etwas von dem gefunden zu haben, was er bis dahin halb unbewußt gesucht hatte. Poelchau konnte sich das leisten, was FrI. Canivé nicht möglich gewesen war: für ein halbes Jahr auf eigene Kosten bei uns zu praktizieren und noch einmal von Grund auf zu lernen. Da er von vornherein als ein Suchender zu uns kam und nicht in irgend einer Routine festgefahren war, gelang das Experiment, und der kleine, zarte, durch manche Hemmungen behinderte und nicht immer leicht zu behandelnde Mann (dem ein mächtiger, liebevoll gepflegter Vollbart eine eigene Würde gab) wurde einer unserer frühesten und überzeugtesten Anhänger. Bald war er soweit, nicht nur in der Bibliothek mittun, sondern auch in die Archivarbeit mit einspringen zu können, und die große, in Band III des Archives unter dem Titel „Buch und Bildung“ veröffentlichte Literaturübersicht für das Jahr 1910 trug als Verfasserangabe: „Unter Mitwirkung von Elise Bosse bearbeitet von Dr. Karl Poelchau“.²⁴ Hier also war uns eine wirkliche Hilfe und mir eine fühlbare Entlastung geworden.

Poelchau ist dann auch in der „Concordia“ und in der „Sozialen Praxis“ mit einigen schönen Arbeiten über die Dresden-Plauener Bestrebungen hervorgetreten.²⁵ Sein Wort mußte unsomewhat ins Gewicht fallen, als er ja mit der bisherigen deutschen Volksbücherei-Praxis aus eigenem jahrelangen Mittun vertraut war. 1917 wurde er, körperlich wie geistig das Urbild des nichtsoldatischen Menschen, zum Heeresdienst eingezogen und schon bei seinem ersten Einsatz an der Westfront vom Moloch des Weltkrieges zerstampft. Ein bescheidener aber ehrenvoller Platz in der Geschichte des deutschen Volksbüchereiwesens ist ihm sicher.

6.

Zwei Bogen, hatte mir Erdberg geschrieben, dürfe der Aufsatz ausmachen, den er für das erste Heft des Archives von mir erwarte. Das war mir als ein sehr reichliches Maß erschienen: Wie sollte ich zweiunddreißig Druckseiten mit grundsätzlichen Betrachtungen zur Büchereifrage füllen können? Um es gleich vorwegzunehmen: aus den zweiunddreißig Seiten wurden nahezu dreihundert, und der für das erste Heft des ersten Bandes bestimmte Aufsatz – auf den dann freilich die Bezeichnung „Aufsatz“ in keiner Weise mehr zutraf – zog sich durch drei Archivbände hin. Das Schlußstück erschien erst im Jahre 1913, als meine berufliche Laufbahn noch einmal eine steil nach oben führende Wendung genommen hatte. Wenn immer und in jedem Falle die Würze in der Kürze liegt, hätte also meine Untersuchung, wie ich die Arbeit nunmehr besser benenne, jeder Würze entbehren müssen.

Diese phantastische Entwicklung, neben der eine nicht weniger phantastische Entwicklung meiner „Materialien“ einherging, die Nöte, die sich daraus für Redaktion und Verlag ergaben, hat Robert v. Erdberg ernst-launig in der schönen Ansprache geschildert, mit der er mich im Jahre 1929, kurz vor seinem Tode, in den „Heften für Büchereiwesen“ zu meinem fünfzigsten Geburtstage begrüßte.²⁶ Er sprach da von

wahrhaft „gigantischer Rücksichtslosigkeit“, aber er war froh und stolz darauf, daß wir den Mut zu dieser Rücksichtslosigkeit (an der er sich selbst, wenn auch in anderer Weise, kräftig beteiligt hatte) gefunden hatten. Hier will ich nur davon berichten, wie es bei mir zu diesem Umsturz aller ursprünglichen Pläne gekommen war.

Als ich in meinen Anfangsnöten, wie ich sie in Kapitel 4 geschildert habe, mit Robert v. Erdberg verhandelte, wollte er mir wenigstens für das erste Heft eine Erleichterung schaffen. Jener Bericht über die Dresden-Plauener Bibliothek lag nun endlich vor. Bestimmt war er für die „Concordia“. Als es dann aber schien, als ob ich es mit dem Archiv doch nicht würde schaffen können, schlug Erdberg vor, den Bericht, der ja „eine solche Fülle allgemeiner Gesichtspunkte“ enthalte, im ersten Hefte des Archives zu bringen.²⁷ „Für den Fall selbst“, fuhr Erdberg fort; „daß der Aufsatz den Umfang von zwei Bogen überschreiten würde, hätte ich kein Bedenken, ihn anzunehmen. Im Gegenteil, wir würden damit auf dem wichtigen Gebiete der Volksbibliotheken gleich mit einem Artikel von programmatischer Bedeutung hervortreten“. Ich würde mir eine unendliche Last, die jahrelang wie ein schwerer Druck auf mir lag, erspart haben, wenn ich Erdbergs ehrenvollem Vorschlag gefolgt wäre. Und die „gigantische Rücksichtslosigkeit“ würde vielleicht doch etwas weniger gigantisch geworden sein.

Aber eben Erdberg war schuld, wenn ich seinem wohlgemeinten Vorschlag nicht folgte. In jenem ersten Brief, in dem er mich zur Mitarbeit aufforderte, hatte er als Leitlinie des Archives „strenge Wissenschaftlichkeit“ proklamiert. Darnach und wohl auch unter dem Einfluß des Weber-Jafféschen Archives hatte ich mir eine Vorstellung von Wissenschaft gebildet, an der gemessen mir Erdbergs Vorschlag verwunderlich erscheinen mußte. War doch jener Bericht die Beschreibung eines einzelnen Institutes. Aber jetzt schien es mir nicht auf das Einzelne und Besondere, sondern auf das Allgemeine und Allgemein-Gültige anzukommen. Nur so konnte der Forderung „strenger Wissenschaftlichkeit“ Genüge geleistet werden. Zugleich aber war ich tief davon durchdrungen, daß ohne jene gültigen Einsichten die Institution Volksbibliothek niemals zu einem Faktor von geistigem Range im Leben der Nation würde werden können. Und schließlich war ich auch des Glaubens, solche Einsichten zum Teil schon gewonnen zu haben und befähigt zu sein, weitere Einsichten dieser Art zu gewinnen. Wer aber im Besitz solcher Erkenntnis war, war auch verpflichtet, sie auszusprechen. Zu der tiefen Lust, das einmalige, von meinem Lebensodem bewegte Werk zu schaffen, gesellte sich die schier unbändige Leidenschaft, in immer neu ansetzender Denkarbeit das Allgemein-Gültige zu suchen und zu finden und zugleich das Gefundene zu verkünden und damit zum allgemeinen Besitz zu machen.

Nun war freilich, was Erdberg ja auch bestätigt hatte, jener Bericht über die Dresden-Plauener Bibliothek mit einer Fülle von Aussagen allgemeinen Charakters durchsetzt. Jedoch konnte das für die jetzt gestellte Aufgabe keinesfalls genügen. Von allem anderen abgesehen: die allgemeinen Einsichten waren hier, wie es in einem solchen Bericht gar nicht anders sein kann, einfach hingestellt, nicht aber entwickelt, begründet, auf ihre Stichhaltigkeit hin geprüft worden. Aber eben darauf mußte es mir jetzt vor allem ankommen. Es mußte mir darauf ankommen, wenn ich „strenge Wissenschaft“ geben wollte, es mußte mir aber auch darauf ankommen, wenn der Fels gefunden werden sollte, auf den von nun an der Bau der deutschen Volksbücherei gegründet werden konnte.

So war es mir also gänzlich unmöglich, Erdbergs Vorschlag anzunehmen. Aber ich konnte auch nicht voraussehen, wohin mich mein Unternehmen führen würde: in erkenntnismäßige Schwierigkeiten größter Art und eben in die schier grenzenlose Ausdehnung der ganzen Arbeit. Es würde zu weit führen, wollte ich von alledem hier im Einzelnen berichten und ein Gesamtbild meiner Abhandlung geben. Für den, dessen Interesse so weit geht, liegt die Arbeit ja heute noch vor, und jeder einigermaßen kundige Leser wird unschwer ermessen können, was ich, der wissenschaftliche Autodidakt, mir damit aufgeladen hatte. Aber im Gesamtzusammenhang meiner Erinnerungen dürfte vielleicht doch der nachfolgende Bericht über die schwierigsten geistigen Verstrickungen, in die ich nunmehr geriet, nicht fehl am Platze sein.

Begreiflicherweise konnte ich nicht daran denken, das Ganze der Volksbücherei zum Gegenstand meiner Untersuchung zu machen. Ich mußte aus der Fülle der Probleme ein einzelnes, wohlbegrenztes auswählen. Es mußte eines sein, das zu den volkspädagogischen Kernproblemen der Volksbücherei gehörte, zugleich eines, über das ich in praktischen Versuchen und immer erneuten Überlegungen schon ein hohes Maß von Klarheit gewonnen zu haben glaubte. Das konnte nur das Problem der organisatorischen Gestaltung der Vermittlungsarbeit in der Ausleihe sein: „Die Organisation des Ausleihdienstes“ war also der Titel meines Beitrages.²⁸ Und hierauf, auf das geistige Abenteuer, in das ich mich damit eingelassen hatte, bezieht sich auch der folgende Bericht.

„Wie stiften wir eine lebendige, vertretbare Verbindung zwischen Buch und Volk? Was kann der Bibliothekar, in dem Augenblick, da er am Auslehtisch seinen Lesern gegenübersteht, dazu beitragen?“ Dieses ist das Grundproblem der öffentlichen, der im echten Sinn volkstümlichen Bücherei. Zu welchen Lösungen ich hier gekommen war, habe ich schon im ersten Buch dieses Erinnerungsbandes berichtet.²⁹ Dort sind indessen die Probleme hineinverflochten in die Erzählung von der stufenweisen Auseinandersetzung mit dem entgegenstehenden Falschen und seinen liebenswürdigen Vertreterinnen, – den Jenaer Bibliothekarinnen. An dem Punkt indessen, an dem meine Erzählung jetzt angelangt ist, erscheint es mir angebracht, die „Problematik der Ausleihe“ noch einmal, nunmehr aber losgelöst von jener besonderen historischen Situation, also rein an sich, darzustellen. Dem Leser wird es so leichter fallen, die Schwierigkeiten zu begreifen, in die ich mit meiner Organisationsstudie gekommen war.

Grundaxiom und Grundpostulat der Ausleihe waren äußerst einfach und mußten jedem mit geistigen Prozessen Vertrauten ohne weiteres einleuchtend sein. Das für mich unantastbare Grundaxiom: Fruchtbar werden kann nur das geistige Gut, das dem geistig suchenden, hoffenden, wünschenden Menschen gemäß ist. Hier war ich (und bin ich auch heute noch) unverbrüchlicher Jünger des Weisen von Weimar, für den das „Gemäße“ ja so etwas wie ein Zentralbegriff seines pädagogischen Denkens war. Dementsprechend mein Grundpostulat: es galt an den Menschen nur solche geistige Güter (in unserem Falle also Bücher) heranzubringen, die diesen gemäß waren. (Wobei ich mich sehr wohl jenes bedeutenden Ausspruches erinnerte, den derselbe hohe Geist, der die Forderung des Gemäßen aufgestellt hatte, gegenüber Eckermann tat: es müsse in einem Buche, das uns fördern solle, immer noch ein dunkler, von uns nicht ganz bewältigter Rest bleiben; ein Autor, den wir vollkommen überblicken können, könnte eher von uns als wir von ihm lernen. – Es kam also bei der Suche nach dem Gemäßen vor allem

darauf an, die dem Leser gemäße literarisch-geistige Sphäre zu treffen. Wobei aber auch dann noch der Begriff des Gemäßen nicht eng und statisch gefaßt werden durfte, sondern durch die Leitgedanken der Befestigung, der Vertiefung und der Erweiterung in weiten und elastischen Grenzen zu fassen war).

So leicht für jeden geistig Gesunden diese Axiome und Postulate auch einzusehen waren, so schwer war es doch, nach ihnen zu handeln. Welches Einfühlungsvermögen wurde vorausgesetzt, um die geistig-seelische Landschaft des Lesers zu erfassen, und welche intime, weit über die Begriffe der landläufigen Kritik und der schulmäßigen Ästhetik hinausgehende Vertrautheit mit der Bücherwelt wurde gefordert, um dort nun das jeder einzelnen geistig-seelischen Landschaft Gemäße ausfindig zu machen. Und welcher Takt gehörte dazu, diese subtilen geistigen Aktionen nicht zu öder, den Leser zurückstoßender Schulmeisterei werden zu lassen. Fürwahr: das Ganze ein fast unmögliches Unterfangen. Und doch hing die geistige Existenz der Volksbücherei, es hing ihre Daseinsberechtigung davon ab, daß sie jenen Axiomen und Postulaten gerecht wurde. So wird der Leser begreifen, daß mich oft schwärzeste Verzweiflung packte, wenn ich an mein Tun als Volksbibliothekar dachte. Er wird vielleicht aber auch begreifen, daß ich den letzten Hauch meines geistigen Wesens daran setzte, um das fast Unmögliche doch möglich zu machen. Und schließlich wird er dann auch nachsichtiger beurteilen, wenn ich mit Erbitterung gegen die aufstand, die aus der Bücherei des Volkes einen frisch-fröhlichen Betrieb machten, bei dem alle Besinnung auf das Grundaxiom und das Grundpostulat untergegangen war.

Das pädagogische Grundschema, das ich hier gezeichnet habe, galt für jeden einzelnen Leser. Nun hat es aber die vollentfaltete Bücherei nicht mit einem oder einigen Lesern zu tun, sondern mit vielen Hunderten, ja mit Tausenden. Also Verbindung einer jederzeit problematischen geistigen Situation und einer äußerst subtilen Operation mit dem modernen Massenproblem! Eine wahrhaft faszinierende Aufgabe. Aber auch eine Vervielfältigung der Schwierigkeiten ins Unendliche. Dabei war eines sicher: um von der Lawine dieser Schwierigkeiten nicht zermalmt zu werden, konnte sich der Bibliothekar nicht mehr auf seine begrenzten persönlichen Fähigkeiten verlassen, sondern es mußten ihm geistig-technische Hilfsmittel zur Verfügung gestellt werden. So war ich bei meinen Jenaer Versuchen im November 1905 auf das zweifache „künstliche Gedächtnis“ des Volksbibliothekars, den Buchkartenapparat und das Leseheft gekommen³⁰ – das Massenproblem führte zu einer eigentümlichen pädagogisch-technischen Apparatur! Aber damit nicht genug: aus dem materiellen Charakter des von uns verwalteten Kulturgutes, also des Buches, aus den Eigentümlichkeiten des Leihvorganges und aus den, wenn ich so sagen darf, rechtlichen Beziehungen zwischen Bücherei und Leserschaft ergab sich eine Reihe von technischen Manipulationen, die jene geistigen Operationen ständig zu durchkreuzen drohten, zugleich aber ihrerseits Apparate erforderten, die geneigt waren, mit der pädagogisch-technischen Apparatur in Konkurrenz zu treten und sie lahm zu legen.

Aus dem Ineinander und Gegeneinander aller jener Operationen und Manipulationen, aus der Verflechtung der ihnen zugeordneten Apparate entstand nun das, was Heidenhain einmal witzig-zutreffend als die Molekularmechanik der Volksbücherei bezeichnet hatte. Und auch für diese Molekularmechanik galt die herbe Kritik, die Heidenhain in

jenem Aufsatz an den Prinzipien und Methoden der öffentlichen Bücherei geübt hatte. Dort, wo echte, von einem obersten Zweckgedanken dirigierte Molekularmechanik hätte sein sollen, war nichts anderes als ein zusammenhangloser Haufen von Maßnahmen, „von Fall zu Fall eilends kombiniert aus Elementen der Methoden unserer wissenschaftlichen Bibliotheken, aus solchen, die uns Literatur und Hörensagen über den Kanal und Ozean zugetragen haben, und aus dem, was das autodidaktische Experimentieren in den kurzen Jahren unserer Praxis zutage gefördert hat“. Anstelle dieses zusammenhanglosen Konglomerates die wirkliche Molekularmechanik zu setzen, war schon 1905 in Jena mein Stolz gewesen, die Molekularmechanik immer vollendeter durchzubilden, den letzten Rest des Zufälligen auszuschneiden, hatte ich mich all die folgenden Jahre bemüht. Und nun kam es darauf an, dieses ganze Gebilde, seine Statik und seine Dynamik, in ein System von Begriffen und logischen Funktionen zu verwandeln. Damit erst würde der Fels gewonnen sein, auf den die moderne Volksbücherei gegründet werden konnte.

Wer jemals ähnliches unternommen hat, wird die Schwierigkeiten würdigen können, denen ich mich damit ausgeliefert hatte. Er wird sie doppelt zu würdigen wissen, wenn er sich erinnert, daß ich auf meinem autodidaktischen Bildungsweg weder jemals eine formal-logische Schulung durchlaufen, noch mich an verwandten kleinen Aufgaben hatte üben können. Immer wieder geriet ich in Sackgassen, immer wieder kam es vor, daß mein Begriffsgebilde und die von mir in der Realität aufgebaute Organisation nicht zusammenpaßten, immer wieder also mußte ich prüfen: lag der Fehler beim Denkkakt, bei falschen Prämissen oder voreiligen Schlüssen? Oder lag er bei Konstruktionsfehlern in der von mir geschaffenen Organisation? So viel Qual nun aber auch mit diesen Bemühungen verbunden war, – größer als die Qual war doch die Lust: die reine Lust am reinen Denken. Viele monatelang beherrschte sie mich ganz und gar. Dabei mag wohl auch eine Reaktion auf die unmäßige Willensanspannung und Willensentladung in den vorangegangenen Kämpfen um die Bibliothek Scherl und um die Dresdner Bibliothekreform mit im Spiele gewesen sein. „Und die heilsame Kühle wissenschaftlichen Denkens drang mir beruhigend in die erschütterte Seele“. So der Erzähler in Friedrich Theodor Vischers barock-großartigem Lebensbuch „Auch Einer“. Von diesem Segen wurde damals auch ich tief berührt. Und zuletzt glaubte ich doch zur lückenlosen Molekularmechanik gekommen zu sein und der Organisation der Ausleihe das nicht zu erschütternde Fundament gegeben zu haben. Davon will ich nun nicht weiter sprechen. Aber einer Schwierigkeit allerersten Ranges, die neben dem Kampf mit den einzelnen Erkenntnisproblemen von Anfang bis zu Ende nebenherlief und die mir zuletzt die Freude an dem mit so hohem Schwung begonnenen Unternehmen vergällte, möchte ich doch noch gedenken.

Wenn ich in meiner bisherigen geistigen Entwicklung auf etwas stolz gewesen war, so war es meine Sprache. Ihr ein Höchstmaß nicht nur von Klarheit und Bestimmtheit, sondern auch von Anschaulichkeit und gefühlsgenährter Lebendigkeit zu geben, war in allen Bezirken meines geistigen Bemühens – in der Dichtung, in der Kunstkritik, in der Fachschriftstellerei – mein dringendstes Anliegen gewesen, und die Menschen, die an meinen Bestrebungen Anteil nahmen, hatten mir auch immer wieder versichert, daß hier meine Stärke liege. Nun aber versagte mir die Sprache ihren Dienst. Das logische

Begriffsgebäude, wie es zu errichten mir vorschwebte, verlangte in seiner sprachlichen Fixierung nur eines: glashelle, glasdurchsichtige Klarheit. Anschaulichkeit und emotionale Lebendigkeit waren hier nur störende Elemente. Also mußte ich meinen sprachlichen Stil umbilden. Dabei erfuhr ich aber, daß es gänzlich unmöglich war, die anschaulichen und die emotionalen Elemente gänzlich aus der Sprache zu verbannen. Es gab überhaupt kein Wort, das lediglich Zeichen für einen Begriff gewesen wäre: sinnliche Bezüge, Nebenbedeutungen, Gefühlsschwingungen, – alles das war mit dem Begriffszeichen verbunden. Ein alogisches Instrument also für eine rein logische Aufgabe.

Es wäre freilich nicht ganz richtig, wenn ich sagen wollte, daß ich von diesem Sachverhalt jetzt zum ersten Male erfuhr. Die Leser meiner Jugenderinnerungen werden sich entsinnen, welch bedeutenden Eindruck ich, als ich mich noch als Graveur abmühte, von dem Dresdner kritisch-skeptischen Denker Karl Otto Erdmann und seinem ausgezeichneten Essayband „Alltägliches und Neues“ erhalten hatte.³¹ Einige Jahre später, es war in meiner kunstschriftstellerischen Periode, gab derselbe Erdmann ein nicht sehr umfangreiches, aber sehr gewichtiges Buch heraus: „Die Bedeutung des Wortes“, das mich wiederum, wie alles, was von ihm kam, in hohem Maße fesselte und förderte. Und hier stand freilich alles schon, was ich nun am eigenen Leibe erfahren sollte. Aber eines ist die Übernahme einer entscheidenden Erkenntnis aus der geistigen Werkstatt eines anderen, ein anderes ist die Gewinnung derselben Erkenntnis in eigenen geistigen Operationen. Man „wußte“ wohl etwas, aber man hatte es eben nicht eigentlich „am eigenen Leibe“ erfahren. Und zu solch echter Erfahrung kommt man nur unter inneren Widerständen und Kämpfen. So auch ich damals. Obwohl ich in Erinnerung an Erdmann wußte, daß die rein logische Sprache gar nicht möglich war, wollte ich mich hier, angesichts der mir gestellten Aufgabe, lange nicht geschlagen geben. In schier verzweifeltem Ringen mit dem unlösbaren Problem kam ich schließlich auf den Gedanken, den Denker ganz anderen geistigen Wuchses schon lange vor mir gehabt hatten: es müßte für wissenschaftliche Zwecke eine reine Formelsprache erfunden werden, aus der alle anschaulichen und emotionalen Elemente restlos verbannt wären, – eine Zeichensprache, in der das einzelne Zeichen nichts ausdrückt als den logischen Gehalt eines einzelnen bestimmten Begriffes, wobei dann alle Zeichen ohne Gefahr und Verdunkelungen und Fehlverbindungen in rein logische Verknüpfungen gebracht werden könnten. Also fast so etwas wie eine mathematische Sprache.

Selbstverständlich konnte ich im Ernst nicht daran denken, diese Bahn zu beschreiten. Aber einmal in den Bann solcher Erwägungen geraten, habe ich doch in meiner Organisationsabhandlung, vor allem in dem zentralen Kapitel „Grunderkenntnisse“, die Sprachabstraktion bis zur äußersten Grenze getrieben. Da wurde die Leserschaft, in dem Reichtum ihrer Interessen und Bedürfnisse, in der Verteilung dieses Reichtums auf die Leserindividualitäten, zu einem „Mannigfaltigkeitssystem“. Diesem ersten stand das „zweite Mannigfaltigkeitssystem“, nämlich der Bücherschatz gegenüber. Von diesen beiden Systemen wurde nun gesagt, daß (entsprechend dem Postulat der Gemäßheit) „in der Idee jeder bestimmte Punkt des einen Mannigfaltigkeitssystems sein Korrelat in einem bestimmten Punkt des anderen hat“. Und daran schloß sich die weitere Feststellung: Bei dieser Sachlage kann dann aber „logischerweise bei der Bewegung von Buch zu Leser nicht jeder beliebige Punkt des einen Mannigfaltigkeits-

systems zu jedem beliebigen Punkt des anderen bewegt werden, sondern diese Bewegung wird nur darin sinnvoll und zweckentsprechend sein, wenn die korrespondierenden Punkte beider Systeme einander zubewegt werden“. In dieser Tonart ging es dann durch alle Stufen und Verästelungen des organisatorischen Aufbaues hindurch. Zuletzt hatte ich mich von der Berufssprache des Alltages, wie ich sie selbst bis dahin gesprochen hatte, außerordentlich weit, ja vielleicht allzu weit entfernt. Als ich dann wieder vom Wirbel der praktisch-aufbauenden Berufsarbeit erfaßt wurde und als ich Veranlassung hatte, in Berichten, Denkschriften und Manifesten mich wieder einer natürlicheren und mir im Grund gemäßerer Sprache zu befeißigen, war mir die in der Organisationsstudie entwickelte Sprache so verleidet, daß ich lange Jahre hindurch nicht imstande war, die Arbeit, das Ergebnis so unendlicher Mühen, auch nur in die Hand zu nehmen.

Heute glaube ich, mir damit selbst Unrecht getan zu haben. Wenn auch die Sprache nicht zu loben war, – die in ihr eingehüllte sachliche Leistung: die exakte Analyse der mit jeder Ausleihe gegebenen Sachverhalte, ihre präzise Verknüpfung untereinander, ihre saubere Unterscheidung von den sozialpädagogischen Postulaten der Büchereiarbeit und ihre Verbindung mit diesen: alles das mußte einmal geleistet werden, wenn die moderne Volksbücherei aus dem Stande dilettantischen Wurstelns, ahnungslosen Tastens und Experimentierens herauskommen wollte. Diese sichere Grundlage glaube ich damals geschaffen zu haben. Für meine eigene praktisch-konstruktive Tätigkeit aber war sie gleichsam das gute Gewissen. Auf ihr beruhte auch die Ausbildung in der späteren Deutschen Volksbüchereischule in Leipzig und in deren Tochteranstalten, und ohne diese Grundlage wären auch meine zehn Jahre später erschienenen praktischen Lehrbücher – so die „Praxis der Volksbücherei“³² – gar nicht möglich gewesen. Auch ist, soweit ich sehe, die „Organisation des Ausleihdienstes“ durch keine ähnliche Arbeit überholt oder auch nur ersetzt worden. Ob freilich die Arbeit auch in Zukunft noch eine Bedeutung haben wird, ist eine Frage, die zu beantworten ich mich nicht zuständig fühle.

7.

Nicht größeren Gewichtes, aber ganz anderer Art war die zweite Schwierigkeit, die mir unendlich zu schaffen machte.

Wie sich aus dem Vorhergesagten ergibt, spielte in der Organisationsstudie der Begriff des „ersten Mannigfaltigkeitssystems“ eine entscheidende Rolle. Gab es denn nun aber in der Wirklichkeit dieses Mannigfaltigkeitssystem? Das heißt: gab es in der Leserschaft wirklich den Reichtum der Interessen und Bedürfnisse? Und war dieser Reichtum wirklich in unendlichen Kombinationen auf die Leserschaft, auf die einzelnen Leserindividuen verteilt?

Im Blick auf den bürgerlichen Teil der Leserschaft war das damals freilich kaum eine Frage. Auch der strengste Beurteiler würde mich kaum einer wissenschaftlichen Leichtfertigkeit haben zeihen können, wenn ich dieser Bevölkerungsgruppe, soweit sie sich überhaupt einer öffentlichen Bibliothek zuwandte, unterstellt haben würde, ein solches

Mannigfaltigkeitssystem zu bilden. Aber die moderne Volksbücherei sollte ja keineswegs eine Bürgerbücherei sein. Die Gewinnung des Arbeiters hatte bei den ersten großen Werbefeldzügen für die deutsche öffentliche Bibliothek sogar eine beträchtliche Rolle gespielt. Freilich war es der neuen Bibliothek nicht gelungen, den Arbeiter wirklich zu gewinnen, und schon begann man sich hie und da mit dieser Tatsache abzufinden, – für mein Empfinden eine Entwicklung, die früher oder später zu einem Zusammenbruch der neuen Institution führen mußte. Und wenn die Frage überhaupt so gestellt worden wäre, würde ich mich eher für die reine Arbeiter- als für die reine Bürgerbibliothek entschieden haben. Es war gut, daß sie so nicht gestellt wurde.

Wenn aber eine bedeutende, ja vielleicht die bedeutendste Aufgabe der neuen Volksbibliothek beim Arbeiter lag, galt dann auch für ihn der grundlegende Satz meiner Abhandlung, daß die Leserschaft der Volksbücherei ein „Mannigfaltigkeitssystem“ bilde? Für mich freilich war auch diese Frage keine Frage. Zwar setzte sich hier das Mannigfaltigkeitssystem zum Teil aus anderen sachlichen Einheiten – aus anderen Interessen, anderen Bedürfnissen, anderen Überzeugungen – zusammen, und so mußte denn auch das „zweite Mannigfaltigkeitssystem“ – der Bücherschatz – für die Arbeiterbücherei zum Teil aus anderen Büchern zusammengesetzt werden als in der Bürgerbücherei. Und soweit es hier wie dort dieselben Bücher waren, traten sie vielfach in anderen Mischungsverhältnissen und in anderer Rangordnung auf. Also in mehr als einer Hinsicht ein *a n d e r e s* Mannigfaltigkeitssystem, – aber eben doch: *e i n* *M a n n i g f a l t i g k e i t s s y s t e m*. Und für die Organisation der Ausleihe war – und ist auch heute noch – nicht die Art der Mannigfaltigkeit, sondern eben nur das Faktum Mannigfaltigkeit (oder Nichtmannigfaltigkeit) das Entscheidende.

So weit also war alles ganz gut, und ich hätte mich ruhig unmittelbar meiner kniffligen Organisationsabhandlung zuwenden können. Aber ich schrieb die Abhandlung ja nicht für mich, sondern für ein Publikum von Volksbibliothekaren, Volksbildungsleuten und Sozialpolitikern. Durfte ich damit rechnen, daß diese das, was mir sichere Voraussetzung war, mit mir teilten? Keineswegs! Wenn damals vom Arbeiter als dem bevorzugten Objekt der Volksbildung gesprochen wurde, tauchten sofort die verschiedenartigsten, mit größter Bestimmtheit vorgetragenen, aber sich schroff gegenüberstehenden Behauptungen auf. Dem einen war der Arbeiter vornehmster Träger geistigen Fortschrittes, berufener Erbe der geistigen Hinterlassenschaft aus der großen Zeit deutscher Dichtung und Philosophie. Dem andern war der Arbeiter ein fast infantiles Wesen, das mit harmloser Volks- und Jugendliteratur, wenn es hoch kam mit handfesten Reisebeschreibungen gefüttert werden konnte. Wieder ein anderer (und das konnte ein berühmter Soziologe sein) sah im Arbeiter lediglich ein dürres, den Kräften des Gemütes und der Phantasie verschlossenes Verstandeswesen, auf das nicht einmal Heimat, Nation und Sprache einen formenden Einfluß habe. – So sehr sich diese (und noch manche andere) Behauptungen nun auch untereinander widersprachen, – in einem stimmten sie doch überein: alle sprachen sie von „dem“ Arbeiter; anstelle unerschöpflicher Mannigfaltigkeit geistig-seelischer Existenzen trat ein durchgehender Typus – ein „Kulturklischee“, wie der Soziologe gesagt hatte -, in dem das Individuelle bis zur Belanglosigkeit ausgelöscht war. Den Gipfel dieser Verhaltensweise aber hatte ja in jüngster Zeit jener August Scherl erklimmt, der im Menschen der breiten Maße das geistige

Sumpfhuhn erkannt hatte, ein Sumpfhuhn aber, das mit Hilfe einundderselben Reichsbücherliste in kürzester Zeit zum stolz und frei in den höchsten Regionen des Geistes schwebenden Adler verwandelt werden konnte. Und glänzendste Repräsentanten der deutschen Bildungsschicht hatten August Scherl bezeugt, daß sein plump-schematisches Vorgehen „dem glücklichsten Verständnis der Volksseele“ entspränge.

Ich konnte mich nicht darüber täuschen: ich stand mit meinem „Mannigfaltigkeitssystem“, soweit es sich auf den Arbeiter bezog, allein auf weiter Flur. Auch das Publikum, an das ich mich mit meiner Abhandlung wandte, würde zunächst mehr an die tiefe Kenntnis der Volksseele Herrn Scherls und an ähnlichen Unsinn glauben als an Fülle und Differenziertheit des geistig-seelischen Lebens in der Arbeiterwelt. Entsprach einem solchen schematisierenden Denken doch auch weithin die Praxis der deutschen öffentlichen Büchereien. Wenn dem aber so war, dann hing auch meine ganze Organisationsstudie in der Luft. Alles erhielt einen hypothetischen Charakter. Mir aber ging es nicht um eine mehr oder weniger geistreiche Hypothese, sondern um zwingende Wahrheit.

Damit war mir, bevor ich an die im vorangehenden Kapitel geschilderte Arbeit ging, eine weitere große Aufgabe gestellt. Ich mußte zunächst einmal das „Mannigfaltigkeitssystem“, soweit es sich auf den Arbeiter bezog, glaubhaft machen: die Wirklichkeit des geistig-seelischen Volkslebens, wie ich sie erfahren hatte, mußte wie ein mächtiges Massiv aufgetürmt werden, das keiner würde überspringen oder umgehen können. Nicht nur für die eigentliche Zielsetzung meiner Abhandlung war das zu leisten, – nein, die gesamte Volksbildung und Sozialpolitik mußte diese Wirklichkeit sehen. Das erst würde der richtige, der positive Abschluß des Scherlkampfes sein. Wenn das Volksbildungsarchiv nichts weiter leisten würde, als einen solchen Wandel der Anschauungen herbeizuführen, würde es damit schon seine Daseinsberechtigung erweisen.

In der Tat: eine wundervolle Aufgabe, – viel großartiger als die spezielle Organisationsstudie selbst. Aber, wie es mir zunächst schien, eine schier unlösbare Aufgabe. Von einem großen deutschen Chemiker wird berichtet, daß er an einer bestimmten Wegbiegung seiner Forschung ausgerufen habe: Meine Resultate habe ich schon, ich weiß nur nicht, wie ich zu ihnen gelangen soll. Ähnliches konnte ich jetzt von mir sagen. Manchem Leser wird das geradezu unsinnig erscheinen. Und in gewissem Sinne ist es auch, wenigstens in meinem Falle, unsinnig. Denn selbstverständlich war mir meine Erkenntnis von der geistig-seelischen Mannigfaltigkeit in der deutschen Arbeiterwelt nicht vom Himmel in den Schoß gefallen, sondern auf einem echten Erkenntnisweg erworben. Und zwar, wie ich auch heute noch glaube, auf dem denkbar günstigsten Erkenntnisweg. Unsere Dresden-Plauener Bibliothek konnte ja als eine einzige Stätte der Beobachtung und planmäßigen sozialpsychologischen Experimentierens betrachtet werden: Wir individualisierten in der Ausleihe, weil wir persönliches geistiges Leben immer wieder aufbrechen sahen, und persönliches Leben wurde immer wieder ans Licht gelockt, weil wir sorgfältig individualisierten. Und wir wußten sehr genau, daß gerade hierauf unser Erfolg bei den Arbeiterlesern beruhte. Wohl machte die „Atmosphäre“ der Bibliothek den Arbeiter bereitwillig, sich mit seinen geistigen Beschwerden und seelischen Nöten uns anzuvertrauen, aber wenn in der Arbeiterschaft individuelles geistig-seelisches Leben nicht gewesen wäre, hätten wir es auch bei dem

innigsten Vertrauensverhältnis nicht hervorlocken und nicht erblicken können. Hier war, wenigstens für die damalige Epoche deutschen Arbeiterlebens, unbedingte Sicherheit sozialpsychologischer Erkenntnis. Diese wohl fundierte Sicherheit war es ja auch gewesen, die mir den Mut gegeben hatte, August Scherl und seiner glänzenden geistigen Leibgarde entgegenzutreten und den unvermeidlichen Untergang seines Bibliothekunternehmens vorauszusagen.

Insofern also war jenes Bonmot vom unbekanntem Weg zu schon gewonnenen Ergebnissen auf meinen Fall nicht anwendbar. Aber es ging ja eben nicht um *m e i n e* Gewißheit und Sicherheit, sondern um zwingende Beweisführung für die anderen, für die Leser des Archives. Wie konnte ich *f ü r d i e s e* den sicheren, den ohne peinlichen Rest überzeugenden Weg zu meinen Ergebnissen finden? Das war die Frage! Und an ihr drohte ich zu scheitern. Wohl konnte ich meine Überzeugung von dem Mannigfaltigkeitscharakter geistig-seelischen Arbeiterlebens mit Nachdruck aussprechen, und wohl konnte ich mich darauf berufen, daß diese Überzeugung auf der Erfahrung einer reichen Praxis beruhe und in der Praxis immer wieder bestätigt werde. So hatte ich es ja auch bei meinen bisherigen Veröffentlichungen, auch bei meiner Bekämpfung des Scherlwahnsinns, gehalten, und so bin ich vielfach auch späterhin vorgegangen. Jetzt aber, wo es galt im Archiv einen Grundstein zu legen, konnte ich mich damit unmöglich begnügen. Würde ich damit in methodischer Hinsicht doch nichts anderes tun, als eine neue Behauptung neben jene anderen Behauptungen zu setzen. Auch wenn ich mich darauf berufen würde, daß hinter *m e i n e r* Aussage die Erfahrung im Verkehr mit Tausenden von Arbeiterlesern stünde, so war doch auch das wieder nur eine Behauptung, deren Wahrheitsgehalt niemand nachprüfen konnte. Und warum sollte die Behauptung des gerade erst aus dem Dunkel hervortretenden Vorstandsbibliothekars glaubwürdiger sein, als die eines Mannes wie Werner Sombart, der es gewesen war, der in seiner Broschüre „Das Proletariat“ mit allen Mitteln seiner glänzenden Darstellungskunst den Arbeiter als das hoffnungslose Kulturklischee vorgestellt hatte.

Nein, auf diesem Weg konnte es zu dem „Massiv“, das keiner würde übersehen können, niemals kommen. Aber so sehr ich auch suchte und grübelte, es wollte mir nicht gelingen, den anderen Weg zu meinen Resultaten zu finden. Wenn es aber dabei blieb, wurde mein ganzes Unternehmen fragwürdig. Heute sehe ich ein, daß das eine Überspannung war, – auch wenn ich das „Mannigfaltigkeitssystem“ nur als durch persönliche Erfahrung gestützte Hypothese gebracht haben würde, würde die Organisationsstudie doch reiche sachliche Aufklärung enthalten haben und der formalen Schulung meiner Leser haben dienen können. Aber damals hatte ich mich in den Gedanken des „Massivs“ so verbissen, die Vorstellung, damit, weit über die Volksbücherei hinaus, einen entscheidenden Schlag im Dienste der gesamten Volksarbeit führen zu können, beherrschte mich so, daß ich wieder einmal der Parole: Alles oder Nichts huldigte. Und schon sah ich ein, daß ich den Auftrag in Erdbergs Hände würde zurücklegen müssen, und ich verwünschte die Vermessenheit, den Auftrag, an der „wissenschaftlichen Vertiefung“ der Volksbildung mitzuarbeiten, angenommen zu haben.

So vergingen Wochen, vergingen Monate. Schon nahte der Zeitpunkt, zu dem Erdberg meinen Beitrag für das erste Heft des Archives erbeten hatte. Gänzlich durcheinander-

gebracht hatte ich mich für einige Tage nach einem der schönen östlichen Elbvororte zurückgezogen. Hier hatte ich im Dachgeschoß eines halbverfallenen Landhauses ein primitives Absteigequartier, wo ich mich wiederherzustellen pflegte, wenn von irgend-einer Seite her wieder einmal eine Wirrnis in mein Leben eingebrochen war. Diesmal versagte das Heilmittel seinen Dienst. Gequält ging ich am geliebten Strom auf und ab; gequält und zergrübelt lag ich auch den Tag über lange Stunden auf meiner Liegestatt unter der Dachschräge meiner idyllischen Mansardenstube. Ununterbrochen drehte ich mich in demselben Kreise, und immer wieder kam ich zu dem Ergebnis: man müßte die Leser meiner Abhandlung – von der ja aber noch keine Zeile vorlag – auffordern, sich einmal einige Tage, besser einige Wochen in unserer Bibliothek aufzuhalten, um dort die Leser, insbesondere die Arbeiterleser, zu beobachten. Auch dem verstocktesten Schematikus würde es dann wie Schuppen von den Augen fallen... Ein vortrefflicher, leider nur ein nicht durchführbarer Gedanke. Ein bescheidener Ersatz eines solchen unmittelbaren Erlebens der Wirklichkeit war möglich: ein Bericht über dieses Erleben, eine Erzählung von unseren Begegnungen mit unseren Lesern. So sind ja später auch einzelne, keineswegs verächtliche leserkundliche Studien durchgeführt worden. Mir konnte das damals nicht genügen: Die „Erzählung“ schien mir im Widerspruch zur Forderung „strenger Wissenschaftlichkeit“ zu stehen, – jede Beschreibung und Erzählung unterlag der Gefahr subjektiver (wenn auch unwillentlicher) Verfälschung. Die Leser aber mußten das Erzählte auf Treu und Glauben hinnehmen, jedem aber war es unbenommen, den Wahrheitsgehalt des Erzählten anzuzweifeln. Nein, – auch das war nicht das unbezwingliche „Massiv“...

Ein gluthießer Sommertag. Meine Mansarde wie ein Backofen. Durch das weit geöffnete Fenster das leise Glucksen des unmittelbar vor dem Hause vorbeiziehenden Stromes. Aufgelöst von der Hitze lag ich in einer Art Dämmerzustand. Aber das Bohren und Grübeln setzte auch jetzt nicht aus. Zum soundsovielten Male war ich wieder an dem toten Punkt angelangt. Da plötzlich durchfuhr es mich mit der Gewalt eines elektrischen Schlages, es warf mich buchstäblich von meiner Liegestatt herunter, und taumelnd stand ich inmitten der Dachstube: – d a s war es! Das, was ich suchte, was ich brauchte, war das „Dokument“, war eine Fülle von Dokumenten, war, anstelle von Behauptungen und Meinungen, von Beschreibungen und Schilderungen, die Selbstdarstellung des Lebens in solchen Dokumenten. Und war ich denn gänzlich blind gewesen: diese Dokumente hielt ich ja in Händen! Im ersten Buch dieser Erinnerungen habe ich davon berichtet, wie ich bei meinem zweiten Jenaer Aufenthalt das „Leseheft“ entwickelt hatte. Was ich von ihm erwartet hatte, hatte es ganz und gar erfüllt. Es war für uns zwar nicht das einzige, wohl aber ein uns gänzlich unentbehrliches Hilfsmittel zur Erfassung der einzelnen Leserpersönlichkeit. Und längst hatten wir uns schon daran gewöhnt, es scherzhafterweise als den „psychologischen Personalbogen“ zu bezeichnen. Enthielt doch jedes Heft – in Verfassernamen und Büchertiteln – nicht mehr und nicht weniger als die Geschichte der Bibliothekbenutzung durch einen bestimmten Leser... Die Dokumente! Die Dokumente!! Eines neben das andere gestellt, mußten sie in unvergleichlicher Weise Zeugnis ablegen von der geistig-seelischen Beschaffenheit der Leserschaft, also auch der Arbeiterleser. Mächtig sah ich nun vor meinen Augen das über jede Anzweiflung und Bagatellisierung erhabene Massiv sich türmen.

Ich war innerlich durch und durch geschüttelt. Kein Raum mehr für einen anderen Gedanken, für eine andere Empfindung. Kein Blick mehr für Strom, Berge und Sonnenglanz. In wenigen Minuten war mein kleiner Stadtkoffer gepackt, saß ich schon in der elektrischen Bahn, und kaum eine Stunde später platzte ich in Dresden-Plauen in die Bibliothek hinein. Die Ausleihe war in vollem Gange. Elise Bosse verhandelte gerade mit Albert Goldammer, unser Arbeiterleser, von dem ich in Buch IV erzählt habe.³³ Sie hatte mich so schnell nicht zurückerwartet, mochte mir aber wohl gleich ansehen, daß mir Entscheidendes widerfahren war. Ich gab ihr ein Zeichen, sie übergab die Ausleihführung ihrer Vertreterin, und dann saßen wir uns in meinem Arbeitszimmer gegenüber. Es bedurfte keiner langen Erklärungen, sie begriff sofort die Tragweite der Angelegenheit und war mit mir beglückt, daß nun auch dieser Knoten sich gelöst hatte. Doch auch hier war von der Idee, besser gesagt: vom glücklichen Einfall bis zur Verwirklichung ein weiter Weg. Ich will ihn hier im einzelnen nicht beschreiben. Nur soviel sei gesagt, daß, um das dokumentarische Material gebrauchsfähig zu machen, eine ungeahnte Fülle technischer und bibliographischer Hilfsarbeiten erforderlich war, – Hilfsarbeiten, die nur bewältigt werden konnten, indem sämtliche Kräfte der Dresden-Plauener Bibliothek herangezogen wurden. Monatelang bebte und ächzte die kleine Bibliothek wie ein mit Fracht überladener und vom Sturm jetzt vorwärtsgepeitschter, jetzt hin und her geschleuderter Segler, – eine Situation, die sich für die von mir geleiteten Büchereien immer wieder, lange Jahre hindurch, ergeben sollte, bis endlich im Jahre 1926, durch die Gründung des vorher erwähnten „Instituts für Leser- und Schrifttumskunde“³⁴, ausreichende zusätzliche Arbeitskraft für Durchführung solcher und ähnlicher Forschungsaufgaben gewonnen wurde. Mir selbst lag damals die Auswahl, Präparierung und Ordnung der Dokumente ob, – ein Geschäft, bei dem freilich doch auch die Gefahr subjektiv-verfälschender Redaktionen gegeben war. Und ich wage nicht, zu behaupten, daß ich, in dem Verlangen, dem „Massiv“ höchste Eindruckskraft zu geben, dieser Gefahr hier und da nicht doch unterlegen sei.

8.

Das also war die Voruntersuchung. Ich gab ihr den Titel „Zur Psychologie des Proletariats“. Keine ganz glückliche Formulierung, aber doch geeignet, den relativ selbständigen Charakter der Untersuchung anzudeuten.

Mit der „Psychologie des Proletariats“ nun verschob sich der ganze Aufbau meiner Arbeit, und mit ihr schon begann jene „gigantische Rücksichtslosigkeit“, die für meine Beteiligung am Archiv charakteristisch war. Der Umfang der Voruntersuchung betrug allein siebeneinhalb Bogen, also nahezu das Vierfache von dem, was mir Erdberg ursprünglich für die gesamte Abhandlung zugestanden hatte. Innerhalb der Voruntersuchung beanspruchten die Tabellen, in denen die Dokumente ausgebreitet wurden, nicht weniger als vierundfünfzig Druckseiten. Das „Massiv“ war also auch in bibliographischer Hinsicht wirklich ein Massiv geworden! Und ich wußte auch, daß das Massiv kein tönerner Koloß war, den etwa Herr Werner Sombart oder einer der Scherltribanten würde umstoßen können. Was aber würde Herr Erdberg zu dieser unerhörten Belastung des Archives sagen?

Jedoch nicht nur in räumlicher, sondern auch in zeitlicher Hinsicht wurde nun alles geradezu auf den Kopf gestellt. Ich sprach schon von der monatelangen Arbeit, die von den Bibliothekangestellten geleistet werden mußte, um überhaupt zu einem verwendungsfähigen Material zu gelangen. Noch ausgedehnter aber war meine eigene Arbeit. Glaubte ich doch, mich nicht mit dem Präparieren, Ordnen und Kommentieren der Dokumente begnügen zu dürfen, sondern die Frage: geistige Persönlichkeit oder Fabrikware der Natur, Individuum oder Typus, Mannigfaltigkeit oder Kulturklichee in ihrer ganzen Tragweite aufrollen und mich dabei kritisch mit den voreiligen Typisierern auseinandersetzen zu müssen. Wobei ja doch jedes Wort auf das Sorgfältigste erwogen sein wollte.

So verging das Jahr 1909, es vergingen die ersten Monate von 1910, und erst am 14. März 1910 konnte ich Erdberg schreiben: „Sie erhalten heute, in zwei Sendungen, das große Manuskript. Ersrecken Sie nicht über den Umfang...“³⁵ Erdberg kam nun in eine richtige Zwickmühle. Er war über den Umfang eben doch heftig erschrocken. Und da zugleich auch meine „Materialien“ weit über das festgesetzte Maß hinaus angewachsen waren, so sah er alle seine Dispositionen gänzlich über den Haufen geworfen. Auch in finanzieller Hinsicht. Schon in einem früheren Brief hatte er mir angedeutet, daß er die Überschreitungen der mit dem Verlag vereinbarten Bogenzahl aus seiner eigenen Tasche werde decken müssen,³⁶ und in einem besorgten Schreiben vom 23. März³⁷ stand der vielsagende Satz: „Jedenfalls müssen wir in Zukunft genau auf Grund der vorliegenden Erfahrungen vorher disponieren, sonst mache ich am Archiv meinen Bankrott.“ Zugleich aber hatte „Die Psychologie des Proletariats“ bei ihm den Erfolg, den ich mir wenigstens bei Erdberg von ihr erhofft hatte. Er beglückwünschte mich immer wieder – so auch in jenem Angstschreiben vom 23. März – zu der Arbeit und erkannte an, daß ich mit ihr „neue Grundlagen für die Volksbildungsarbeit“ gelegt habe. So dachte er auch nicht daran, mir etwa irgendwelche Kürzungen vorzuschlagen. Und als er mir bald darauf zu meinem Geburtstag gratulierte,³⁸ schrieb er, es sei unter seinen vielen Wünschen, mit denen er an diesem Tage meiner gedenke, auch „ein egoistischer darunter“ nämlich: „Wir möchten auch in Ihrem neuen Lebensjahr so einhellig miteinander weiterarbeiten wie bisher.“ Der schönste Lohn für alle meine Mühen.

Was war nun aber inzwischen aus dem Archiv geworden? Wir waren, als die „Voruntersuchung“ herauskam, tief im Mai des Jahres 1910. Das Archiv hatte aber im November 1909 herauskommen sollen, und es war da auch mit seinem ersten Hefte erschienen. Aber eben ohne die Voruntersuchung. Da aber Erdberg das erste Heft keinesfalls ohne einen Aufsatz von mir herausbringen wollte, hatte ich mich entschließen müssen, die „Einleitung“, die meine Abhandlung eröffnen sollte, so abzurunden, daß sie zur Not neben den anderen großen Beiträgen des ersten Heftes bestehen konnte.

Bei der Einleitung ging es mir darum, nachzuweisen, wie sehr notwendig eine genaueste Untersuchung des Problems der Ausleihe sei. Sprach man in jener Zeit mit Volksbibliothekaren über Grundfragen des Berufes, versuchte man, sie für bestimmte Lösungen fachlicher Probleme zu gewinnen, stieß man immer wieder auf den einen Einwand: Was sie da sagen, ist ganz gut und schön, es mag auch für Ihre Verhältnisse zutreffen. Aber u n s e r e „örtlichen Verhältnisse“ verbieten uns, so zu arbeiten. Hinter diesen „örtlichen Verhältnissen“ verschanzten sich die guten Leuten wie hinter einem unein-

nehmbaren Wall. Und da jeder es mit anderen örtlichen Verhältnissen zu tun hatte, drohte das dilettantische Gewurstel, das Heidenhain so treffend charakterisiert hatte, zum Lebensgesetz der deutschen Volksbücherei zu werden. Hieran aber mußte die Institution Volksbücherei schließlich zu Grunde gehen. Nun gab es – und gibt es auch heute noch – ohne Zweifel örtliche Bedingungen, die tief auf Gestalt und Betrieb der Volksbücherei einwirken: der Bücherbestand etwa einer Volksbücherei in Ostpreußen mußte sich weitgehend von dem einer solchen Bibliothek im Rheinland unterscheiden, und volkstümliche Büchereien an der Wasserkante und solche in München werden nicht nur in Bezug auf ihre Bücherbestände, sondern auch im Blick auf Temperament und Umgangsformen ihrer Leserschaft charakteristisch von einander abweichen. Und wie hätte es mir beikommen können, Tatsachen dieser Art und die Bedeutung, die sie für die Büchereiführung haben, leugnen zu wollen? Hatte ich doch August Scherls geistige Reichsuniformierung wahrhaftig nicht aus Laune bekämpft. Ja, ich ging noch weiter: auch die Individualität des Leiters einer Volksbücherei mußte sich, wenn anders diese ein Lebendiges sein wollte, in ihrer geistigen und sinnlichen Gestalt ausprägen. Genormte Bibliotheken und genormte Bibliothekare, auch wenn ich sie aus eigener Fabrik hätte liefern sollen, wären mir ein Greuel gewesen, und ein gütiges Schicksal möge die deutsche Volksbücherei für alle Zeiten vor solcher Normierung bewahren. Aber es ist eine alte Wahrheit: von Millionen Blättern eines Baumes – einer Eiche, einer Buche, einer Birke – gleicht kein einziges dem anderen, und doch ist jedes Blatt der Eiche, der Buche, der Birke eben als Blatt der Eiche, der Birke, der Buche erkennbar. In dem Besonderen, dem Individuellen, dem Einmaligen, mit ihm auf unerklärliche Weise verwoben, gibt es die Grundform, die Grundstruktur, das Allgemeine. So im ganzen Bereich des Lebendigen, so auch im Bereiche sozialer Institutionen. Ohne die orts-, zeit- und personenbedingte Individualität sind sie tot, fürchterliche, das Leben mordende Maschinen, ohne Grundform und Grundstruktur lösen sie sich im Chaos auf, geben sie sich selbst preis.

Und das war nun einer der bezeichnenden Züge des damaligen Volksbüchereiwesens: hinter dem Gerede von den örtlichen Bedingtheiten verbarg sich die Unlust gegenüber der Grundform, dem Gesetz, den die Volksbücherei als Volksbücherei konstituierender Momenten, verbarg sich das Behagen am Schlendrian, am gemütlichen Weiterwursteln im eingefahrenen Gleise. Vielleicht kommt der objektive Geschichtsschreiber der deutschen Volksbücherei zu einem anderen Ergebnis. Ich auf jeden Fall stand damals ganz unter diesem Eindruck, und es ist mir auch heute nicht möglich, mein Urteil zu revidieren.

Die Unlust gegenüber der Grundform bestand nun auch in ausgesprochenem Maße im Blick auf die Organisation der Ausleihe. Hier hatte ich das Wort von den „örtlichen Verhältnissen“ zuerst gehört, und hier hörte ich es immer wieder. Mußte ich da nicht damit rechnen, daß der gleiche Einwand auch gegen meinen Versuch, zu gültigen Lösungen vorzustoßen, vorgebracht werden und daß meine Abhandlung das Schicksal erfahren würde, ungelesen aus der Hand gelegt zu werden? Dem sollte meine „Einleitung“ begegnen. Unabhängig von der Frage, ob es mir gelingen würde, wirklich gültige Lösungen zu finden, sollte dem Gerede von den „örtlichen Bedingungen“ der Boden entzogen, sollte erhärtet werden, daß es auch in der Volksbücherei, im besonderen bei

der Organisation der Ausleihe darauf ankomme, das Gesetz, die gültige Grundform zu finden. Gelang mir in der Einleitung dieser Nachweis, dann durfte ich auch hoffen, daß der Abhandlung selbst die notwendige Aufmerksamkeit geschenkt werden würde.

Nun war mir freilich im persönlichen Gespräch bisher noch nicht geglückt, was ich jetzt mit der „Einleitung“ vorhatte. Ich hatte alle Waffen der Logik spielen lassen, ich hatte mit Analogien aus anderen Bezirken des sozialen Lebens gearbeitet. Alles vergebens. Inzwischen hatte ich aber eine größere Übersicht über das deutsche Volksbüchereiwesen erlangt und zu meiner Überraschung feststellen können, daß meine Opponenten durch die tatsächlichen Verhältnisse in einer fast humoristischen Weise Lügen gestraft wurden. Es kam vor, daß in derselben Stadt, dicht nebeneinander, zwei öffentliche Bibliotheken arbeiteten, die in Bezug auf die Organisation der Ausleihe die äußersten Extreme darstellten, wie es umgekehrt vorkam, daß zwei Städte, die zehn Eisenbahnstunden weit von einander entfernt lagen und die hinsichtlich des Genius loci fast zwei verschiedene Welten bildeten, im organisatorischen Aufbau ihrer öffentlichen Bibliotheken, vor allem aber der Ausleihe weitestgehende Übereinstimmung zeigten. Das war das durchschlagende Beweismittel, dessen ich bedurfte, und ich zögerte nicht, es mit einem gewissen Aplomb in meiner „Einleitung“ anzuwenden. Und ich hatte im Laufe der Zeit vielfach Gelegenheit, festzustellen, daß damit der uneinnehmbare Wall der „örtlichen Bedingungen“ durchstoßen war.

So also begann es. Und dann kamen Lust und Qual einer vierjährigen Arbeit, mit all den Ausweitungen und Unterbrechungen, Überraschungen und Terminverschiebungen, die das Archiv mehr als einmal an den Rand des Abgrundes führten, Erdberg aber immer neue Kümernisse brachten. Aber nicht einmal ist es darüber zu einem Zerwürfnis gekommen, selbst dann nicht, wenn ich ihm nicht zu Willen sein konnte. 1910, bei meinem gesundheitlichen Zusammenbruch, entstand eine besonders gefährliche Situation: mein für das dritte Heft bestimmter Beitrag, mit dem nun endlich die eigentliche Abhandlung beginnen sollte, mußte im letzten Augenblick ausfallen, und da Erdberg keinen Ersatz bereit liegen hatte, blieb ihm nichts anderes übrig, als einen Lückenbüßer einzuschieben: eine als Hauptaufsatz frisierte Sammelbesprechung neuer staatsbürgerlicher Literatur.³⁹ Das war ein arger, von Erdberg (wie auch von mir), bitter empfundener und der neuen stolzen Zeitschrift durchaus abträglicher Schönheitsfehler. Als ich nun aber Erdberg schrieb: ich fürchte sehr, daß er diese, durch mich entstandene Verzögerung mir verargen würde, kam umgehend die Antwort: „daß unser gutes Einvernehmen durch die unvermeidlichen Folgen Ihrer Erkrankung leiden sollten, dürften Sie doch wohl nicht annehmen, ohne bei mir ein gerüttelt Maß Gefühlsroheit vorauszusetzen. Ich nehme also diesen Passus Ihres Briefes nur als Lapsus linguae hin“⁴⁰. Und als ich ein halbes Jahr später schon wieder eine neue Hiobsbotschaft schicken mußte, nämlich die Mitteilung, daß auch die eigentliche Abhandlung weit über den nunmehr vorgesehenen Umfang von fünf Bogen hinauswachsen würde und daher wohl oder übel über mehrere Hefte verteilt werden mußte, akzeptierte er auch diesen Vorschlag und begleitete sein Einverständnis mit den Worten: „Sie sehen also, daß wir wieder einmal übereingekommen sind. Ich bitte Sie auch überzeugt zu sein, daß hierzu bei mir immer der beste Wille vorliegt, und daß das Bewußtsein des großen Wertes Ihrer Mitarbeit Empfindlichkeiten über die Störung des äußeren Betriebes nicht aufkommen läßt“⁴¹.

In den Wochen, in denen ich dieses Kapitel meiner Erinnerungen niederschreibe, lese ich erneut in den so reichen und reizvollen Briefen Theodor Fontanes. Darunter auch Briefe an und über die, von denen er als Mann der Feder unmittelbar abhängig war. Wie hat dieser exzellente Geist unter der Schofeligkeit deutschen Verlagsbetriebes gelitten und wie hebt sich davon die geistige und menschliche Noblesse ab, die ich, der ewige Störfried im Betrieb des Archives, im Verkehr mit Robert von Erdberg erfuhr.

So beglückend das nun auch alles war, so konnte es doch nicht hindern, daß mir die sich durch die Jahre hinschleppende Arbeit – nicht die Mitarbeit am Archiv, sondern die nicht endenwollende Abhandlung – zuletzt geradezu verhaßt wurde. Den Schlußaufsatz konnte ich nur unter Aufgebot äußerster Willenskraft zu Ende führen. Und als ich endlich den letzten Punkt gesetzt hatte, schwor ich Elise Bosse zu, mich niemals wieder zu einer großen fachwissenschaftlichen Arbeit verleiten zu lassen. Ich habe den Schwur auch durch fünfzehn Jahre hindurch gehalten, bis mir meine letzte Gründung, das oben genannte „Institut für Leser und Schrifttumskunde“, die Verpflichtung auferlegte, noch einmal mit einer Arbeit ähnlichen Ausmaßes und ähnlichen Anspruches – mit meiner leserkundlichen Untersuchung „Die Lektüre der Frau“⁴² – hervorzutreten.

9.

Es ist etwas viel, was ich in den vorstehenden Kapiteln von meiner Mitarbeit am Archiv erzählt habe. Aber es war eben doch der „große Auftrag“, der wie kein anderes Ereignis meines Berufslebens in mir Epoche gemacht hat. Alles, was nachher kam, auch die Berufung nach Leipzig, wäre ohne meine Beteiligung am Archiv gar nicht möglich gewesen.

Doch das Archiv bestand ja nicht nur aus mir! Es war eine Schöpfung Erdbergs. Es war ein Sammelpunkt derer, die noch in den alten großen geistigen Traditionen Deutschlands lebten, aber von hier aus, in einer gänzlich verwandelten Welt, zu neuen Ufern strebten. Von diesem „anderen Archiv“ nun noch einiges zu berichten, ist mir Gewissenspflicht und Herzensangelegenheit zugleich. Freilich kann ich auch hierbei nicht in der Toga des objektiven Historikers auftreten, sondern spreche als ein Hauptbeteiligter, dessen berufliches Schicksal auf Gedeih und Verderb mit dem Archiv verbunden war und in dem das Erleben jener Jahre jetzt noch nachzittert. Dabei beschränke ich mich auf die „große Zeit des Archives“, auf die fünf Jahre von 1909 bis 1913, in denen die ersten drei Bände des Archives im Umfange von nahezu zweitausend Druckseiten erschienen.

Ich kann mir denken, daß in gar nicht so ferner Zeit einmal eine (hoffentlich recht gescheite) Doktorarbeit über das Archiv und seine großen Anfänge erscheint, in der alles, was damals an dieser Stelle geleistet wurde, gewissenhaft rubriziert wird. Meine Absicht kann dahin nicht gehen. Man erwarte von mir also keinen Katalog der Themen und der Mitarbeiter. Es genüge, zu sagen, daß in den „Abhandlungen“ die großen Grundfragen der Volksbildung – Idee und Begriff der Volksbildung, Soziale Gemeinschaft und Volksbildung, Philosophie und Religion und Volksbildung, Kunst und Wissenschaft und Volksbildung – abgehandelt wurden; daß neben die grundsätzliche Aus-

einandersetzung so weit als möglich auch stets die Darlegung praktischer Versuche und Erfahrungen trat – so, wenn die Abhandlung über „Volksbildung und Kunst“ durch einen instruktiven Bericht über „Museumsführungen“ ergänzt wurde⁴³ -, und daß sich erste Kräfte der noch intakt gebliebenen deutschen geistigen Welt an dem großen Werk beteiligten – so Paul Natorp-Marburg, der führende Neukantianer und Begründer der wissenschaftlichen Sozialpädagogik, oder Rudolf Eucken-Jena, der spätere Nobelpreisträger und Haupt einer bis weit in das Ausland wirkenden lebensphilosophischen Bewegung, oder Wolfgang von Oettingen, der Leiter des Goethe-Schiller-Archives in Weimar. Daß Erdberg selbst mit gewichtigen grundsätzlichen Beiträgen nicht fehlte, war ebenso selbstverständlich, wie, bei der Geistesart Erdbergs, daß neben den Männern großen Namens auch tüchtige jüngere Kräfte herangezogen wurden, von denen manch einer – ich nenne nur Max Frischeisen-Köhler – später selbst zu hohem Ansehen gelangte.⁴⁴

Dieser ganze erlauchte Kreis, dem nun auch ich angehören durfte, war nicht auf ein Dogma eingeschworen. Aber eine, wenn ich so sagen darf, immanente Tendenz hielt sie doch alle zusammen und stiftete so etwas wie eine geistige Gemeinschaft. Ich deutete es oben schon an: Wurzeln in der Tradition und das Bewußtsein, in einer neuen Zeit neu erwerben zu müssen, was wir von unseren Vätern ererbt hatten. Negativ läßt sich das Gemeinsame vielleicht noch schärfer ausdrücken: das Bewußtsein, in einer tiefen Krise unserer Kultur zu stehen; das Bewußtsein, daß sich hieraus für die geistige, vor allem auch für die akademische Welt höchste Verpflichtungen ergaben. Dazu das Bewußtsein, daß gerade auf dem Gebiete der Volksbildung, und zwar vor allem dort, wo sie sich am rührigsten gebärdete, vieles faul im Staate Dänemark war, daß hier also vielfach noch einmal ganz von vorn begonnen werden müsse.

Diese Grundhaltung, die man wohl mit Recht als eine kritisch-revolutionäre hätte bezeichnen dürfen, kam schon in der Abhandlung zum wuchtigen Ausdruck, die Erdberg, mit vollem Bewußtsein der Tragweite seines Schrittes, an die Spitze des ersten Heftes des Archives gestellt hatte. Sie stammte von Paul Natorp und trug den Titel „Soziale Erziehung“.⁴⁵ Für mein Gefühl eine etwas farblose Formulierung. Aber vielleicht war es Absicht, einen bestimmten Lesertyp nicht gleich schon in der Überschrift durch eine Fanfare abzuschrecken. Manch einem wird der Schreck dann hinterher bei der Lektüre doch noch in die Glieder gefahren sein. Denn worum ging es Natorp? Um nichts anderes als um eine neue Lebensordnung. Mensch kann der Mensch nur werden in echter Gemeinschaft, aber jedwede Gemeinschaft ist durch die auflösenden Mächte des 19. Jahrhunderts von Grund aus zerstört, Wiedergewinnung echter Gemeinschaft daher die große Aufgabe. Der Kundige sieht: im Ansatz eine Vorwegnahme der Einsichten, Forderungen und Hoffnungen der revolutionären Volksbildungsbewegung, wie sie unter stärkster Beteiligung Robert von Erdbergs nach dem deutschen Zusammenbruch von 1918 einsetzte und dann freilich weit über Natorps Positionen hinausführte. Für das Jahr 1909 aber, als sich das deutsche Bürgertum, weithin auch in den Spitzen seiner Bildungswelt, noch in dem Glauben wiegte, es herrlich weit gebracht zu haben, – für diese Zeit war es etwas Außerordentliches, Volksbildungswillen und am Rand der Verzweiflung lebende Kulturkritik als ein unlösbar ineinander Verwobenes zu tätigen. Und wie wohltuend berührt auch heute noch die Distanzierung von denen, die soziale

oder pädagogische Maßnahmen als Pflasterchen auf den Wunden der Zeit betrachteten. „Wer hätte den Mut zu hoffen, daß solchen Uebeln durch kleine Mittel, etwa durch Universitätskurse für Arbeiter, gesteuert werden könnte?“ Zwischen dieser Haltung und dem bequemen Optimismus, dem damals die meisten bürgerlichen Volksbildner huldigten, lag eine ganze Welt. Für Natorp war denn auch die neue Gemeinschaft keineswegs etwas, was auf den Bezirk des reinen Geistes beschränkt bleiben sollte, während die wirtschaftliche und soziale Wirklichkeit des Lebens weiterhin ihren Gang nahm. In einer seiner späteren Schriften hat er sich ausdrücklich zum Sozialismus bekannt. In dem Archiv-Aufsatz kommt das Wort Sozialismus noch nicht vor. Wem aber Sozialismus allumfassende Lebenserneuerung im Geiste der Gemeinschaft ist, der wird jenen Aufsatz als echtes sozialistisches Dokument empfinden. Freilich, für Natorp, den Kantianer, konnte die Erneuerung doch nur vom Geiste her kommen. Und da sollte denn freilich der Volksbildung eine Aufgabe von höchster Bedeutung zufallen. So etwa wie hundert Jahre vorher, als die gleichfalls aus dem Geiste des deutschen Idealismus gespeisten großen Reformer ihr Bündnis mit Pestalozzi eingingen. Wie es auch alles andere als ein Zufall war, daß Paul Natorp in seinen Arbeiten immer wieder zu der Gestalt des großen Schweizer Volkserziehers zurückkehrte.

Ohne Übertreibung also darf gesagt werden, daß mit dem ersten Aufsatz, mit dem das Archiv auf dem Plan erschien, der Volksbildungsarbeit ihre Größe und Würde zurückgegeben wurde.

Aber eben damit war für die Volksbildungspraxis im engeren Sinne, insbesondere für die volkstümlichen Hochschulkurse, eine innere Achsendrehung von höchster Bedeutung verbunden. In einem früheren Kapitel dieser Erinnerungen habe ich von Ludo Moritz Hartmann, dem glänzenden Initiator der Universitätsausdehnung, dem Schöpfer des großartigen Wiener Volksheimes gesprochen.⁴⁶ Hartmann, so habe ich berichtet, war strenger Positivist und damit schroffster Vertreter jener Lehre, nach der von den volkstümlichen Hochschulkursen alles das fernzuhalten sei, was den Bereichen der Weltanschauung und Politik angehört. Ich habe aber auch schon davon berichtet, daß diese Haltung nicht ohne Widerspruch geblieben war. Doch war das bisher nur ein gelegentliches Aufflackern gewesen. Das änderte sich mit einem Schlage mit dem Auftreten des Archives und mit dem Spitzenaufsatz Natorps. Getreu seinen geistigen Ursprüngen hieß es bei ihm: „Mit dem ursprünglichen Sinn dieser Bestrebungen stünde es daher in geradezu diametralem Gegensatz, wollte man die Bildungsarbeit als ein „neutrales“ Gebiet ansehen, auf dem man eine Verständigung, wenn nicht Einigung über alle Klüfte wirtschaftlicher, politischer und religiöser Gegensätze hinweg gerade darum anstreben könne, weil es die Fragen der Wirtschaft, der Politik und der religiösen Weltanschauung gar nicht berühre, noch von ihnen berührt werde.“ Nein, gerade dieses „Herz des sozialen Lebens“ gelte es in der Volksbildungsarbeit zu treffen, „um von da aus den ganzen Organismus womöglich zu heilen; es ist das ideale Zentrum, zu dem zuletzt alle Radien zusammenstreben“. Auch dieses eine Vorwegnahme der späteren, nach 1918, neu durchkämpften Gedanken und Forderungen. Und nicht kann es überraschen, daß Robert von Erdberg, indem er solche Bekundungen an die Spitze der neuen Zeitschrift stellte, nach 1918 der geistige Führer der revolutionären deutschen Volksbildungsbewegung wurde. Wie es freilich auch nicht überraschen kann, daß Ludo Moritz

Hartmann und sein Wiener Kreis im Volksbildungsarchiv nunmehr ihren großen Gegenspieler erblickten. Davon bei anderer Gelegenheit vielleicht noch mehr.

Und doch, ich darf es nicht verhehlen, wurde ich damals des großen Wurfes, wie er in dem Beitrag Natorps vorlag, nicht ganz froh. So tief er auch schürfte, so rückhaltlos er auch in seiner Aufdeckung schwerster sozialer Gebrechen war, so nahe sich das alles mit manchen meiner eigenen Gedanken und Forderungen auch berührte, so enthielten die Darlegungen des verehrten Mannes doch auch Züge, auf die ich nur mit Zweifeln blicken konnte. So etwa bei folgenden Sätzen: „Wir wagen, nicht etwa zu fordern, sondern als Ergebnis sicherer wissenschaftlicher Schlüsse zu erwarten, daß die geistige Entwicklung die wirtschaftlichen, die politischen und die religiösen Parteien, wie sie heute sind, von innen her auflockern und schließlich zersprengen werde. Mehr, wir glauben zu beobachten, daß dieser innere Auflockerungsprozeß schon längst am Werke ist und seit einiger Zeit in wachsendem Tempo sich entwickelt.“ Lange dachte ich diesen Sätzen nach, immer wieder kehrte ich zweifelnd zu ihnen zurück. Wer meine Jugenderinnerungen gelesen hat, weiß, daß ich als junger Graveurhilfe mit dem Marxismus nicht fertig wurde, vor allem um dessentwillen nicht, weil er ein „Gesetz“, gültig wie ein Gesetz der Naturwissenschaft, aufstellte, das nicht weniger besagte, als daß die Entwicklung der Menschheit sich unausweichlich auf ein ganz bestimmtes, klar vorauszusehendes Ziel zu bewege.⁴⁷ Ich vermag nicht zu sagen, ob ich damit den Marxismus wirklich richtig interpretiert habe. Auf jeden Fall sah ich ihn damals so. Und über diese Schranke kam ich nicht weg. Was wurde, wenn solche Gesetze Wirklichkeit waren, aus dem Menschen? War denn nun aber in Natorps Sätzen nicht auch ein solches Gesetz statuiert? War das nicht so etwas wie ein Marxismus mit umgekehrten Vorzeichen?

Mehr aber noch als dieses beunruhigte mich hier die Art der Natorpschen Beweisführung. Ein Gesetz von schier unermeßlicher praktischer Tragweite wurde als „Ergebnis sicherer wissenschaftlicher Schlüsse“ statuiert, ohne daß dem Leser die geringste Möglichkeit gegeben wurde, diese Schlüsse selbst, ihre Voraussetzungen, ihre Denkmittel kennen zu lernen. So hatte ich mir die „wissenschaftliche Vertiefung“ der Volksbildung nicht vorgestellt. Gewiß war ich damals von dem Ideal exakter Wissenschaftlichkeit etwas zu sehr besessen, wenn ich auch keinen Augenblick das Bewußtsein davon verlor, daß auf dem Gebiet der Volksbildung fruchtbarste Erkenntnisse auch auf ganz anderen Wegen als dem strenger Begriffsbildung und logischer Beweisführung gewonnen werden konnten. Ich habe diese anderen Wege dann ja auch selbst oft genug beschritten. Aber auch heute noch erscheint es mir im höchsten Grade bedenklich, „Gesetze“ zu statuieren, und sich dabei auf „wissenschaftliche Ergebnisse“ zu berufen, die zu erkennen und nachzuprüfen dem Leser verwehrt ist.

Einmal vom Zweifel angerührt, unterlagen ihm auch jene Partien, deren sachlicher Gehalt mich zunächst so stark gepackt hatte. Eines insbesondere bereitete mir Sorge. Ich habe schon mehrfach davon gesprochen, wie sehr ich dem optimistischen Illusionismus widerstrebte, der wohl allen geistig-sozialen Bewegungen der Zeit eigen war. Jener Optimismus, der wähnte, mit diesen oder jenen Rezepten die Krankheit der Zeit heilen, ein neues, besseres Zeitalter heraufführen zu können. Selbst die schöne, von so vorzüglichen Geistern getragene Kunsterziehungsbewegung war mit einem gerüttelten

Maß dieses Illusionismus belastet gewesen, und die Polemik gegen diese Seite der Kunsterziehungsbewegung hatte zu meinen ersten Aufgaben als Kunstschriftsteller gehört. Wie anfällig die bürgerliche Bildungsschicht für diesen Illusionismus war, wie er auch den plumpsten Verlockungen erliegen konnte, hatte gerade jetzt wieder die Scherlkomödie gezeigt. Gegen den Scherlschwindel freilich war ein Mann wie Natorp gefeit, und seine von tiefstem Ernste erfüllte Abhandlung, die stellenweise den Charakter einer Bußpredigt annahm, war ganz dazu angetan, seine Leser gegen alle Scherliaden immun zu machen. Wenn aber Natorp mit seiner neuen geistigen Begründung der Volkshochschulbewegung das Herz des sozialen Lebens treffen wollte, in der Hoffnung, „von da aus den ganzen sozialen Organismus womöglich zu heilen“, war da nicht selbst ein gut Stück Illusionismus im Spiele? Ein unvergleichlich edlerer Illusionismus als in dem widerlichen Scherlrummel, ein ernsterer und tiefer schürfender Illusionismus auch als in der Kunsterziehungsbewegung oder in den Dürerbundbestrebungen. Aber doch auch ein Illusionismus. Und gerade weil er aus tieferen Quellen und mit reineren Wassern gespeist war, ein auf die Dauer umso gefährlicherer Illusionismus. Das Archiv hiervon frei zu halten, war von Anbeginn meine Sorge gewesen. Auch ich hatte es ja nicht vermeiden können, meine Abhandlung auf den Boden einer ideologischen Betrachtung zu stellen; auch ich hatte ja sagen müssen, was ich mit der öffentlichen Bücherei wollte. Wenn ich dabei auch die Schultzeschen Plattheiten vermeiden mußte, so mußte ich mich doch ebenso vor jeder volksbildnerischen Versteiegenheit hüten. Dementsprechend hatte ich die gesamte Abhandlung also schon in Heft I, wo ich neben Natorp stand, mit folgenden Sätzen eröffnet: „Die moderne wirtschaftliche und soziale Entwicklung beraubt die überwiegende Mehrheit der in unseren modernen Groß- und Industriestädten zusammengeballten Menschenmassen vieler wichtiger natürlicher Quellen seelischer Kraft und Freude und rückt uns dadurch die Gefahr seelischer Verkümmern, geistiger Erstarrung ganzer breiter Volkskreise nahe. Diese Gefahr erfordert ein sofortiges Einschreiten zum mindesten – wenn sich die Grundlagen der heutigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung nicht im Handumdrehen ändern lassen – vorläufig eine gewissermaßen künstliche Zufuhr seelischer Nahrung und dadurch Übung der Organe seelischen Erlebens. Daher gründen wir allgemeine Bildungsbibliotheken, mit dem Bemühen, alle geistig noch mehr oder weniger regen Elemente zu erfassen und in einer, wenn auch oft nur bescheidenen Übung der Kräfte zu erhalten. Die ungeheure Größe der Gefahr seelischer Verödung breiter Massen der Nation erlaubt uns das zu tun, auch ohne heute schon über die letzten Ziele der Volksbildungsbewegung Rechenschaft ablegen zu können und in dem klaren Bewußtsein, daß in der Verbreitung guten Lesestoffes möglicherweise nur eines von vielen und vielleicht nur ein bescheidenes Mittel zur seelischen Gesunderhaltung des Volkes und zur Erreichung wirklicher Volksbildung gegeben ist.“ Und nun waren alle meine Anstrengungen dahin gegangen, zu zeigen, welch geistiger Behutsamkeit es bedurfte, um wenigstens dieses bescheidene Programm zu erfüllen. Also, verglichen mit Natorps großartiger Programmatik, ein Notbau neben einem königlichen Palast, ein Notbau aber, in dem sich optimistischer Illusionismus schwerlich einnisten konnte. Zu alledem kam nun aber bei Natorp, in einer seltsamen geistigen Ehe, jener Glaube an eine Entwicklung, die fast zwangsläufig, aus sich selbst heraus, ohne das Zutun der

Volksbildner, zur Heilung des erkrankten Sozialkörpers führen sollte. Allmacht der gesetzlichen Entwicklung, Arm in Arm mit der Allmacht der Erziehung – welcher Anreiz für alle einem optimistischen Illusionismus geneigten Gemüter!

10.

So würde ich des ersten Heftes des Archives, dem ich mit so außerordentlichen Erwartungen entgegengesehen hatte, doch nicht recht froh geworden sein, wenn nicht Erdberg selbst das geleistet hätte, was ich bei Natorp vermißte. Freilich tat er es auf eine Weise, die mich zunächst verblüffte. Sein Beitrag, der letzte in der Reihe der Abhandlungen, war ein Vortrag, den er im deutschen Lyzeumsklub⁴⁸ gehalten hatte und der den Titel „Die Volkskunst auf dem Weltmarkt“ führte.⁴⁹ Beides, die Form und das Thema, mißfiel mir. Ein Vortrag, gehalten vor einem Damenpublikum, konnte doch unmöglich eine wissenschaftliche Abhandlung sein und das Thema, wenn es auch zur Volksbildung in Beziehung gesetzt werden konnte, schien mir eher in ein wirtschafts-wissenschaftliches als in ein Volksbildungsarchiv zu gehören. Ich entsann mich, von Duncker gehört zu haben, daß Erdberg Volkswirtschaft studiert habe: – da hat also der gute Erdberg aus seinem ursprünglichen Fachgebiet einen Vortrag liegen gehabt, und da er zu einer Abhandlung aus dem Gebiet der Volksbildung nicht gekommen ist, schiebt er nun gleich im ersten Heft diesen Ladenhüter ein. Wenn wir es uns alle so leicht machen wollten, würde aus der „wissenschaftlichen Vertiefung“ der Volksbildung wohl nicht viel werden. So groß war mein Unmut, daß ich es zunächst kaum über mich vermochte, den Beitrag zu lesen. Erschwerend kam hinzu, daß ich von je – auch heute noch – eine Abneigung gegen die Lektüre von Vorträgen hatte. Gesprochenes Wort – geschriebenes Wort: zwei Sprachformen mit grundverschiedenen Stilgesetzen, die man ohne Not nicht vermischen soll.

Aber es ging doch nicht an, daß ich gerade den Beitrag Erdbergs, meines großherzigen Förderers, ungelesen ließ. So machte ich mich denn, wenn auch mit ausgesprochenen Unlustgefühlen, an die Lektüre. Bald indessen schlug der Wind um. Aus Unlust wurde Interesse, aus Interesse freudige Teilnahme, aus freudiger Teilnahme zuletzt tiefe Genugtuung. An einem Gegenstand, der in der Tat nur zu den Randgebieten der Volksbildung gezählt werden konnte, entfaltete er eine Betrachtungsweise, die mir schlechthin vorbildlich erschien, die die „Archivreife“ im höchsten Maße besaß und deren Fehlen mich zu keiner reinen Freude an dem Beitrag Natorps hatte kommen lassen. Ich versuche es, im Folgenden eine Vorstellung von der Erdbergschen Leistung zu geben. Der deutsche Lyzeumsklub in Berlin, eine Vereinigung fortschrittlich gesinnter Frauenkreise, hatte eine internationale Volkskunstausstellung veranstaltet, die ob des Reichtums und der Schönheit ihrer Objekte außerordentliches Aufsehen erregt hatte. Der Lyzeumsklub verband mit dem Unternehmen große Absichten. Eine Organisation sollte geschaffen werden, bestimmt, diesen herrlichen Erzeugnissen „ein weiteres Absatzgebiet zu erschließen und damit all den Millionen Menschen, die die Träger dieser Kunst sind, wirtschaftlichen Nutzen und soziale Vorteile zu sichern.“

Bei der Volkskunst, der diese Hilfe geleistet werden sollte, handelte es sich nicht etwa um eine deutsche Angelegenheit, sondern um Erzeugnisse fremder, vor allem wohl

slawischer und skandinavischer Völker. Wer Charles Dickens' Roman Bleakhouse kennt, wird sich der trefflichen Mrs. Jelleby entsinnen, die mit heftiger Inbrunst und unwiderstehlicher Geschäftigkeit dem Wohl der Menschheit, bis zu den Negern von Borriobula-Gha in Zentralafrika, dient und darüber die eigene Familie verwahrlosen läßt, auch keinen Blick für das in nächster Nähe zum Himmel schreiende Elend in den Londoner Armenvierteln hat. Der Plan des Lyzeumsklubs läßt erkennen, daß Deutschland auch in dieser Hinsicht den Vorsprung rasch einholte, den das frühzeitig kapitalisierte und industrialisierte England zunächst vor uns voraus hatte. Auf jeden Fall war der Volkskunsthilfsplan mit großem Enthusiasmus aufgenommen worden, und auf einer vom Klub veranstalteten Tagung sollten Mittel und Wege erörtert werden. Um den einleitenden Vortrag aber war Erdberg gebeten worden. Und dieser Vortrag war es, den er jetzt einem weiteren Kreis zugänglich machte.

An der Spitze seiner Darlegungen machte der Weltmann Erdberg den Initiatoren der neuesten „Bewegung“ sein Kompliment: „Nicht oft tauchen in unserem Wirtschaftsleben Gedanken auf, die so viel Bestehendes, so viel scheinbar Überzeugendes haben, wie der Gedanke, die Frauen in aller Herren Länder, die von der Not und von der Entsagung durchs Leben geführt werden, nicht nur auf eine höhere Stufe ihrer materiellen Existenz zu heben, sondern ihr Dasein auch zu verflechten mit Dingen, die in ihren Hütten wenigstens einen Schimmer des Glanzes tragen, der ausstrahlt von dem, was uns das Leben zum Feste macht.“ Gleich darauf aber überließ der Weltmann dem unbestechlichen Kritiker das Worte. In der Form auch jetzt elegant und maßvoll, in der Sache aber von unerbittlicher Entschiedenheit zeigte er alle die Tatbestände der Wirklichkeit auf, an denen jene menscheitsbeglückenden Pläne notwendigerweise scheitern mußten! Es waren Tatsachen des industriell-kapitalistischen Lebens, es war vor allem die Tatsache „Maschine“. „Die Maschine – das Wort allein führt uns zu nüchterner Überlegung.“ Schritt für Schritt wurden nun die nüchternen Überlegungen vorgebracht und den enthusiastischen Illusionisten der Boden unter den Füßen weggezogen. Zugleich aber wurde – im echten Archivgeiste – der Begriff Volkskunst einer Untersuchung unterzogen. „Es geht diesem Wort wie seinen Geschwistern, „Volksseele“, „Volkscharakter“, „Volkstum“, die sich mit besonderer Vorliebe da einstellen, wo Begriffe fehlen“. Und nun ergab sich, daß das, was auf der Ausstellung unter der Firma „Volkskunst“ präsentiert wurde, zwei ganz verschiedenen Bereichen angehörte, verschieden in Bezug auf die Form des Wirtschaftens wie auch in Bezug auf künstlerisch geistiges Verhalten. Das aber, was – nach sorgfältigster Definition – Anspruch auf die Bezeichnung Volkskunst erheben konnte, war eben das, was durch die industriell-kapitalistische Wirtschaft vernichtet wurde; wo hingegen das, was im Rahmen dieser Wirtschaft blühen und gedeihen konnte, zwar mit dem Namen, nicht aber mit der Sache Volkskunst etwas zu tun hatte. Die Verbreitung dieser Pseudovolkskunst aber unterliege den harten Notwendigkeiten des wirtschaftlichen Lebens, an denen auch die edelsten charitativen Absichten zuschanden werden müßten.

Das also war Erdberg! Es war gar nichts Hinreißendes in seinen Darlegungen – auch später, selbst in seinen größten Momenten, war er niemals hinreißend, aber ein ruhiges klares Licht ging von seinen Sätzen aus und gab ihnen etwas von einer stillen Unwiderstehlichkeit. Man fühlte: Dieser Mann ist gegenüber auch der verlockendsten sozialen

Modeerscheinung unbestechlich, und man sah: er hatte auch den Mut, das als wahr Erkannte auszusprechen, selbst dann, wenn es seinen Hörern so unwillkommen wie nur möglich sein mußte, – auszusprechen in gelassener Ruhe, ohne die Geste des Eiferers und Verkünders. Alles in allem: ein hohes Beispiel echtster, lauterster Kritik. Und sofort war ich mir dessen gewiß: diese Kritik würde sich nicht nur nach außen, gegen die offenkundigen Verfallserscheinungen der Zeit richten – wovon ja Natorp ein so bedeutendes Beispiel geliefert hatte –, sondern sie würde auch nicht schweigen, wenn im eigenen Lager, dort, wo um Heilung der Zeitkrankheit gerungen wurde, sich das Unzulängliche zeigen sollte.

Hoch atmete ich auf! Mit Erdbergs Beitrag war die geistige Existenz des Archives gerettet, und Natorps große Abhandlung konnte alle ihre Vorzüge zur Geltung bringen, ohne zur Gefahr zu werden. In Erdbergs kühl-kritischer Besonnenheit war das Gegengift geboten. Dieser Trank immer wieder gereicht, – und die Leser des Archives mußten immun werden gegen den Bazillus des optimistischen Illusionismus. Vielleicht aber war es gut und klug gewesen, die neue kritische Betrachtungsweise (neu in der Volksbildungsbewegung) nicht sofort an einem Grundthema der Volksbildung selbst, sondern an einem Randgebiet zu üben. Die geistige Grundhaltung konnte so voll ihre Wirkung tun, ohne durch den Gegenstand, auf den sie angewandt wurde, die Gemüter zu reizen. Sehr viel also war es, was Erdberg in seiner Kritik gab. Aber der Kritiker Erdberg war noch keineswegs der ganze Erdberg. Freilich: schon eine solche Kritik über diesen Gegenstand konnte nur geben, wer neben kritischer Klarheit über weitreichende Einsicht in die wirtschaftliche Welt verfügte und wer in der Sphäre der Kunst innerlich beheimatet war. Es war, ganz abgesehen von dem kritischen Ertrag, Gewinn und Genuß, diesem ebenso unterrichteten wie kultivierten Geist zu folgen. Doch der ganze Erdberg, der Erdberg, der zehn Jahre später zum geistigen Führer einer neuen Volksbildung werden sollte, offenbarte sich erst dort, wo er, über die wirtschaftliche und über die künstlerische Sphäre hinausstoßend, der Zeit selbst ins Gesicht sah. Ich kann es mir nicht versagen, ihn noch einmal selbst sprechen zu lassen: „Das neunzehnte Jahrhundert war das größte Unglück für das geistige Leben der breiten Volksmassen. Wir sehen ja, wie es geschulten und begabten Geistern schwer wird, seine Errungenschaften auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik mit all ihren Folgen einzuformen in eine übernommene Weltanschauung; wir sehen ja, welch Fülle geistiger Güter darüber vernichtet sind, und wir wissen, daß wir eben jetzt wieder zur Besinnung kommen wollen, in der Zeit des Kampfes um Weltanschauung. Diesem neunzehnten Jahrhundert waren die unteren Schichten des Volkes nicht gewachsen. In jähem Aufeinanderprallen der alten Weltanschauung und der rapiden Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts ging die Weltanschauung in Trümmer. Mag sie in diesen Trümmern auch heute noch leben, der Boden, in dem die Volkskunst fest wurzelte, wurde im Innersten aufgewühlt, er mag fruchtbar geworden sein für mancherlei. Die Volkskunst kann auf ihm nicht mehr gedeihen“. Gewiß, das ist uns heute, nach einer beispiellosen Geschichtsstunde, die wir haben absolvieren müssen, allen geläufig. Aber man muß jene Zeit fortschrittsgläubigen Optimismus mit erlebt haben, um ermessen zu können, was damals dazu gehörte, solche Gedanken zu denken und sie dann auch vor einer, zur Weltbeglückung gerüsteten Frauenversammlung auszusprechen. Was vor allem für einen Mann der

Volkbildungsarbeit dazu gehörte. Man denke, daß fast noch ein Jahrzehnt später, im Oktober 1918, auf der Volksbildungstagung in Rothenburg o.d. Tauber, damals also, als der deutsche Bau schon in Flammen aufzugehen begann, daß damals noch der anerkannte und gefeierte Führer der deutschen praktischen Volksbildungsarbeit, Johannes Tews, die deutsche Weltüberlegenheit damit begründete, daß in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung mehr Seife und mehr Erzeugnisse der Buchdruckerpresse kamen, als bei irgend einem anderen Volk der Erde.⁵⁰

Und doch fehlt auch jetzt noch der letzte Strich an dem Bild, wie es der von Erdberg erhält, der jenen Vortrag heute, vierzig Jahre später, prüfenden Auges liest. Der zeitliche Vorsprung, den Erdberg in der Erkenntnis der Fragwürdigkeit unserer Kultur hatte, würde zwar auch den späteren Leser den geistigen Rang des Mannes ahnen lassen, heute aber grade nur noch ein bescheidenes historisches Interesse beanspruchen können. Allzuviel ist seitdem, besonders seit dem deutschen Zusammenbruch von 1918 von Berufenen und Unberufenen, über die deutsche, über die abendländische Kulturkrise besprochen und geschrieben worden. Aber Erdberg blieb auch bei der Kulturkritik nicht stehen. So sehr ihn auch Zeit und Umstände immer wieder zu kritischer Betätigung aufriefen, lebte er im Grunde doch aus ganz anderen Kräften. Ich gebe ihm noch einmal das Wort, – es sind die Sätze, mit denen er den Vortrag im Lyzeumklub geschlossen hatte. „Wenn ich mit diesen Leitsätzen schließe, würde ich vielleicht bei Ihnen allen eine Frage unbeantwortet lassen, die sich Ihnen unwillkürlich im Laufe unserer Betrachtung aufgedrängt haben wird. Ist denn das Verlorene wirklich für alle Zeiten unwiederbringlich? Nein. Wenn wir das 19. Jahrhundert überwunden haben, wenn die sozialen Kämpfe des 20. Jahrhunderts zum Austrag gekommen sind, dann wird vielleicht wieder einmal eine größere Ruhe über die Menschheit kommen, eine Ruhe über die Geister. Dann wird man die Welt und das Leben mit anderen Augen ansehen, dann wird man den Dingen außer uns weniger Wert beilegen als dem, wie es in uns aussieht, und dann wird man den Wert der Dinge auch nach dem bemessen, was sie für unser inneres Leben sind. Dann wird die Zeit da sein, in der sich die Menschen wieder selbst die Formen schaffen für ihr Leben, die Zeit einer neuen Volkskunst. Aber diese Volkskunst wird wenig gemein haben mit der, von der wir heute sprachen. Ihre Voraussetzungen werden andere sein, und diese Voraussetzungen werden ihr innerstes Wesen bedingen. Vielleicht wird es eine Zeit sein, in der die Maschine berufen ist, uns in neuen Formen wieder zu geben, was heute unrettbar verloren ist. Versuchen wir es alle, zu dieser Ruhe zu kommen, dann bahnen wir der neuen Zeit den Weg.“

Als ich diese Sätze gelesen hatte, befand ich mich in einem eigentümlichen geistigen Schwebezustand. Was da stand, war ein, durch ein wiederholtes „Vielleicht“ eingeschränkter Glaube, war eine Hoffnung, aber es war ohne Zweifel keine „Wissenschaft“. Aber es gab sich auch nicht als Wissenschaft. Mit leisen Worten, fern dem Pathos des Verkünders und Erneuerers, trat der Sprecher aus der Sphäre rationaler Erkenntnis in die höhere Sphäre der Weisheit.

Es ist mir nicht bekannt geworden, wie die Frauen des Lyzeumklubs damals seine Worte aufgenommen haben. Wahrscheinlich ist die glänzende Versammlung tief enttäuscht gewesen und wird die Schlußworte nur als unzulängliches Pflasterchen auf der Wunde getäuschter Erwartungen empfunden haben.⁵¹ Die Zeit, gut ein Jahrhundert vor

dem Ausbruch des ersten Weltkrieges, war noch nicht reif. Aber vielleicht sind unter den Zuhörerinnen doch schon einige gewesen, die sich der Ausstrahlung dieser seltenen, auf rationalem Grunde sicher fußenden, aus irrationalen Quellen gelassen schöpfenden Persönlichkeit nicht haben entziehen können, wie es zehn Jahre später, als alles im Chaos zu versinken drohte und Verzweiflung die Herzen erfüllte, eben diese Persönlichkeit war, von der eine so große heilende Kraft ausgehen sollte. Davon später mehr.

11.

Das alles waren nur die Abhandlungen. Daneben aber standen die „Materialien“. Und wie standen sie daneben! Während die Abhandlungen (im ersten Heft nämlich) auf insgesamt sechzig Druckseiten kamen, entfielen auf die Materialien rund einhundertundvierzig! Dieses Verhältnis wiederholte sich dann mit mehr oder weniger großen Schwankungen von Heft zu Heft. Und es war keineswegs nur der große Umfang, der den Materialien ihr Gewicht verlieh. Zum ersten Male in der Geschichte des deutschen Volksbildungswesens wurde eine Übersicht über den Stand der Bewegung geboten, die dem Stoffe nach erschöpfend war, die in der Darreichung der Fakten sich um strengste Objektivität und aktenmäßige Zuverlässigkeit bemühte, und die im Kritischen nicht auf subjektiven Meinungen, persönlichen Launen oder klügelhafter Voreingenommenheit, sondern auf klaren, nachprüfbaren Prinzipien beruhte. Der Zeit- und Kraftaufwand, der in die Materialien gesteckt wurde, war enorm. Oft kam es vor, daß mit einem einzelnen Magistrat oder mit einem harmlosen Volksbildungsverein, der eine Reklamenotiz in die Welt hatte gehen lassen, eine monatelange Korrespondenz geführt werden mußte, um aus einem Wust unklarer Nachrichten einen Kern herauszuschälen, der dann in der „Chronik“ des Archives in zehn Druckzeilen erledigt werden konnte.

So würde es also nicht unangemessen sein, an dieser Stelle auch von den Materialien noch eingehender zu sprechen. Doch würde damit dem Leser des Guten doch wohl etwas zu viel zugemutet werden. Nur das sei noch gesagt, daß demjenigen, der heute oder später sich ein Bild davon machen möchte, wie es in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg um das deutsche Volksbildungswesen stand, in den Materialien der ersten drei Archivbände eine unvergleichliche Quelle zur Verfügung stehen würde und daß damals der Erfolg des Archives ebenso wie auf den Abhandlungen auf seinen Materialien beruhte.

Hatte denn nun aber das Archiv überhaupt einen Erfolg? darauf läßt sich nur antworten: es hatte größten Erfolg und größten Mißerfolg zu gleicher Zeit. Das, was Erdberg vorgeschwebt hatte: ein geistiges Zentrum, einen neuen Ausgangspunkt für die Volksbildungsarbeit zu schaffen und hier alle verwandten Geister zu sammeln, – dieses war gelungen. Darüber belehrte schon der Widerhall, den das Archiv in der sozialpädagogischen und sozialpolitischen Presse – in der deutschen, wie in der des Auslandes – fand. Der schönste, mit rein geistigen Waffen erfochtene Sieg war ihm in Österreich, in Wien, der Hochburg Ludo Moritz Hartmanns, beschieden. Hartmanns engster Freund und Mitkämpfer war der schon vorerwähnte Anton Lampa, damals noch außerordentlicher

Professor an der Wiener Universität, später Ordinarius für Physik an der deutschen Karlsuniversität in Prag. Lampa hatte, gemeinsam mit seiner Frau, der Botanikerin Emma Lampa, die großartigen naturwissenschaftlichen Abteilungen des Wiener Volksheimes aufgebaut, und auf allen Volksbildungstagungen, wo Hartmann die Wiener Ideen verfocht, stand Anton Lampa neben ihm.⁵² So auch auf dem dritten Volkshochschultag in Dresden, wo ich den feingliedrigen und weit unter Militärmaß bleibenden Mann mit dem klugen, vom Sonnenschein menschlicher Güte überspielten Antlitz zum ersten Male zu Gesicht bekommen hatte, ohne zu ahnen, daß er später mein entschiedenster Wortführer in Österreich und, insbesondere nach Erdbergs Tod, der liebevollste und treueste meiner Freunde werden sollte. – 1909 nahm Lampa im Kreise der deutschen und der österreichischen Volksbildungsleute noch insofern eine besondere Stellung ein, als er Herausgeber des publizistischen Organs des Wiener Lagers, des bei Kohlhammer in Stuttgart erscheinenden „Zentralblattes für Volksbildung“ war. Lampa stand also nicht nur ideologisch auf der anderen Seite, sondern mußte zugleich das Archiv als Rivalen seiner eigenen Zeitschrift empfinden. Für uns doppelter Grund, uns von Lampa und dem Zentralblatt nur eines geringen Verständnisses zu versehen. Aber wir wußten damals noch nicht, wer Lampa, den Männer wie Ernst Mach und Max Planck ihrer Freundschaft würdigten, war, – neben Erdberg der geistig freieste, umfassendst gebildete, persönlich aber bis zur Selbstpreisgabe anspruchloseste aller deutschen Volksbildungsmänner jener wie auch der folgenden Zeiten. Dementsprechend die Reaktion Lampas auf das Archiv im Zentralblatt. Den Abhandlungen des ersten Heftes gegenüber verhielt er sich zunächst freilich noch abwartend. Den Materialien aber gab er seine volle Zustimmung, – sie ergäben „ein höchst lebendiges Bild unseres Kulturzustandes“, und, so schloß er seine Besprechung: „Wir sehen mit Spannung der Weiterentwicklung des Archives entgegen“⁵³. Die Anteilnahme Lampas steigerte sich von Jahr zu Jahr, und etwa um 1916 herum geschah das Außerordentliche: Lampa gab die Weiterführung des Zentralblattes auf und trat in die Schriftleitung des Archivs ein! Und als dann Lampa nach dem Zusammenbruch von 1918 zur Leitung der Volksbildungsabteilung des österreichischen Unterrichtsministeriums berufen wurde, war sein Erstes, in Wien eine Schulungswoche für die österreichischen Volksbibliothekare zu veranstalten und die Fachvorträge mir und Elise Hofmann-Bosse zu übertragen.⁵⁴ Als wir nach Schluß der Tagung, die heute noch als eines der strahlendsten beruflichen Erlebnisse in unserer Erinnerung steht, im engsten Kreis zu einer Abschiedsstunde beisammensaßen, bekannte Lampa, daß der Grund zu der nun sich anbahnenden deutsch-österreichischen Arbeitsgemeinschaft zehn Jahre früher mit dem Volksbildungsarchiv gelegt worden sei. Ähnliches wiederholte sich bei Anderen, die später gleichfalls bestimmend in das Schicksal der deutschen Volksbildungssache eingreifen sollten. Ich gedenke dabei insbesondere des fünften deutschen Volkshochschultages in Frankfurt a.M., wo Ludo Moritz Hartmann zum ersten Male öffentlich gegen die „Metaphysiker“ der Volksbildung, nämlich gegen Erdberg und seinen Kreis zu Felde zog. Nicht in der öffentlichen Debatte, wohl aber in persönlicher Aussprache unter vier Augen, fiel Erdberg und mir ein jüngerer Teilnehmer auf, der dem bewegten Auf und Ab der Tagung mit ungewöhnlicher Leidenschaft folgte und der sich bei näherer Bekanntschaft als württembergischer Volksschullehrer entpuppte, dem es dank seiner ungewöhnlichen Begabung ver-

gönnt war, mit Hilfe eines vom Frankfurter „Institut für Gemeinwohl“ bewilligten Stipendiums an der Frankfurter „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ (der späteren Universität) seiner weiteren sozialwissenschaftlichen Ausbildung zu leben. Er trug den echt schwäbischen Namen Bäuerle – Theodor Bäuerle⁵⁵. Auch er bekannte sich als eifriger Leser des Archives, dem es insbesondere meine „Psychologie des Proletariats“ angetan hatte. Lebhaft entsinne ich mich noch der gemeinsamen Fahrt der Tagungsteilnehmer nach dem Taunus, zur Besichtigung der Limes-Ausgrabungen. Ich hatte Sorge getragen, mit dem volksbildnerischen Heißsporn, der etwa fünf Jahre jünger sein mochte als ich, im Zuge zusammensitzten, und hier war es, wo ich in einer bewegten Aussprache mit ihm erneut die Überzeugung gewann, daß der enorme Kraftaufwand, den wir in das Archiv gesteckt hatten, doch nicht vertan sei. Und als sechs Jahre später die deutsche Volksbildung zu einem ganz neuen Anlauf ansetzte, fanden sich Robert von Erdberg und Theodor Bäuerle auf der Volksbildungstagung in Weinheim a.d.Bergstraße zu gemeinsamer aufbauender Arbeit zusammen,⁵⁶ während das von weittragenden Folgen begleitete Bündnis zwischen Bäuerle und mir, also zwischen der südwestdeutschen Büchereiarbeit und dem Leipziger Zentrum, auf jener unvergeßlichen Arbeitswoche begründet wurde, die ein halbes Jahr nach der Wiener Tagung in Darmstadt stattfand.⁵⁷

So könnte ich noch von mancher fruchtbaren geistigen und praktischen Verbindung berichten, die in der Vorarbeit wurzelte, die vom Archiv geleistet worden war. Besonders müßte ich dabei der Zusammenarbeit und Freundschaft mit den großen Führern der katholischen Volksbildungsarbeit, August Pieper und Anton Heinen,⁵⁸ gedenken. Aber das würde an dieser Stelle doch wohl zu weit führen. So seien zum Abschluß dieser positiven Seite meines Berichtes nur noch zwei interessante Stimmen des Auslandes erwähnt. Die norwegische Zeitschrift „For Folke og Barneboksamlige“ schrieb: das Hauptziel des Archives sei, „wissenschaftliche Klarheit über die grundlegenden Prinzipien der Volksbildungsarbeit zu schaffen. Da eine solche Klarheit in der Tat in keinem Lande existierte, ist die Aufgabe gewiß von außerordentlicher Bedeutung, falls sie in irgend einem Grade gelöst werden kann“. Auf die Materialien des Archivs aber übergehend schrieb die Zeitschrift: „Hierdurch hat das Volksbildungsarchiv eine orientierende und sammelnde Bedeutung in ganz anderer Weise als irgend eine der anderen deutschen Zeitschriften dieses Gebietes erhalten“. – In der ungarischen Volksbildungszeitschrift „Némüvelés“ aber glaubte Dr. Friedr. Ozorai die Behauptung wagen zu dürfen: „Die bisher erschienenen Nummern beweisen unstreitig, daß diese Zeitschrift auf dem Gebiete des Volksbildungswesens das hervorragendste Organ nicht nur der deutschen, sondern der ganzen Weltliteratur ist“. Und als um diese Zeit der ausgezeichnete Budapester Stadtbibliothekar Dr. Erwin Szabó dazu übergang, das Budapester Volksbüchereiwesen neu aufzubauen, legte er meine Archiv-Aufsätze, vertieft durch Studienaufenthalte in der Dresden-Plauener Bibliothek, zugrunde.⁵⁹

Dieser und mancher ähnlichen Erfolge also durften wir uns wohl freuen. Eben das aber, was dem Archiv bei einer kleinen Elite die vorzügliche Aufnahme verschaffte, versperrte ihm den Zugang zu der großen Maße der Arbeiter im Weinberg der Volksbildung. Der Abstand zu dem Niveau der bisherigen volksbibliothekarischen Publizistik war zu groß; die Anforderungen, die hier an eine, bis dahin an bescheidenste geistige Kost

gewöhnte Leserschaft gestellt wurden, kamen zu unvermittelt. So glich das Archiv dem Feldherrn, der über ein kleines hochstehendes Offizierskorps, nicht aber über Soldaten verfügt. Und es war nun die Frage, ob es mit Hilfe des Offizierskorps gelingen würde, wirklich eine Armee von Volksbildungsleuten neuen Schlages heranzubilden. Bis zum Jahre 1914 durften sich Erdberg und seine nächsten Freunde solchen Erwartungen hingeben. Der Krieg und später der deutsche Zusammenbruch zerstörten diese Hoffnung, wie so viele andere auch. Wohl scharte sich nach 1918 um Robert von Erdberg ein neues, in dem Weltensturm geistig erwachtes Geschlecht von Volksbildnern, wohl konnte ich selbst das im Archiv Begonnene sichern, fortsetzen und ausbauen, wohl konnte ein kleiner Stamm der ehemaligen Archivgarde die im Archiv gewonnene Substanz in der neuen revolutionären Bewegung fruchtbar werden lassen, das Archiv selbst aber war daran nicht mehr beteiligt. Die neuen Aufgaben und der veränderte Rhythmus des Lebens erforderten neue Zeitschriften mit einem neuen Stil der Betrachtung und Diskussion. Ich selbst schied – im ungetrübten Einverständnis mit Robert v. Erdberg – aus dem Archiv aus, um meine Kraft, soweit sie überhaupt für Publizistik frei war, dem Ausbau der inzwischen von mir gegründeten Fachzeitschrift, den „Heften für Büchereiwesen“ widmen zu können.⁶⁰ Einige Jahre siechte das Archiv noch hin, zu einer neuen bedeutenden Wirkung ist es nicht mehr gekommen. Seine große Zeit blieb eben doch auf die fünf Jahre vor dem Weltkrieg beschränkt.⁶¹ Und doch hatte Erdbergs Schöpfung eine weit über jene „heroische Epoche“ hinausragende moralische Bedeutung. Sie hat sie auch heute noch und wird sie solange haben, so lange es eine deutsche Volksbildungsarbeit gibt. Mit der geistigen Höhenlage des Archivs, mit der Strenge, mit der es seinen Verpflichtungen gegen Volk und Geist nachkam, war ein für allemal ein Maß geschaffen worden. Niemals wird in Deutschland eine den großen und ernstesten Fragen der Volksbildung gewidmete Zeitschrift behaupten dürfen, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, die entschieden unter dem Niveau bleibt, das im Volksbildungsarchiv in den Jahren zwischen 1909 und 1914 erreicht wurde.

1.4 Freundschaft¹

1.

Es muß Ende 1909 gewesen sein, als ich Erdberg zum ersten Male in Berlin aufsuchte. Auf jeden Fall lag das Heft, mit dem das Archiv eröffnet wurde, schon vor. Es war nun allerlei zu besprechen, auch wollte mich Erdberg mit der Zentralstelle und mit dem ersten Vorsitzenden, Prof. Albrecht², bekannt machen.

Seit ich Ostern 1898 Berlin verlassen hatte,³ hatte ich die Reichshauptstadt nicht wiedergesehen. Es waren eigentümliche Gefühle, mit denen ich auf dem Anhalter Bahnhof aus dem Zuge stieg. Damals ein junger Graveurhilfe, die Brust von vagen Hoffnungen auf eine große dichterische Laufbahn geschwellt, in Wirklichkeit aber nicht wissend, wie ich den Weg aus der Enge des Handwerkerdaseins finden sollte, heute berufen, gemeinsam mit Männern hohen Ansehens und hoher geistiger Kraft den Grund für einen neuer Bau der deutschen Volksbildung zu legen. Wie in einem leichten Rausch schritt ich dahin, zugleich gespannt, was mir dieser Tag auf Berliner Boden bringen würde.

Ich hatte nicht weit zu gehen; das Büro der Zentralstelle befand sich damals noch in der Dessauerstraße, in dem weitläufigen Gebäude der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. In einer Art Ehrenhof, den man zu passieren hatte, stand auf hohem Sockel die Büste Max Eyths, Schöpfer der eben genannten mächtigen Gesellschaft. Wenige Zeit vorher hatte ich Eyths kraftvoll-frisches Erinnerungsbuch „Im Strom der Zeit“ gelesen und war besonders von dem dritten Bande gepackt worden, in dem Eyth von der an wechselnden Geschicken reichen Gründung der Landwirtschaftsgesellschaft berichtet. Nichts konnte mir ferner liegen als die Landwirtschaft und eine Organisation zum Zwecke ihres rationellen Betriebes. Aber der unerhört schwere Kampf, den Eyth hatte führen müssen, die berghohen Widerstände, die sich ihm entgegenstellten, die seelischen Zusammenbrüche, durch die der schon lebenserfahrene und kampferprobte Mann hatte hindurchgehen müssen, das immer erneute Sich-auffaffen und dann der endliche große Sieg, – das alles hatte auf mich wie ein modernes Heldengedicht gewirkt, und der Gedanke war mir gekommen: könntest du vielleicht für die deutsche Volksbücherei das werden, was Eyth für die deutsche Landwirtschaft geworden war?⁴ Und nun grüßte mich in so bedeutungsvollem Augenblick das Standbild des tapfer-tüchtigen Mannes! Ich faßte es als ein gutes Vorzeichen auf, und von diesem Gefühl getragen, stieg ich die Treppe zu den Geschäftsräumen der Zentralstelle empor.

Erdberg konnte mich nicht gleich empfangen. Er hatte aber seine Sekretärin, das ausgezeichnete Fräulein Blocksdorf, angewiesen, mir inzwischen etwas von den Einrichtungen der Zentralstelle zu zeigen. Das war nun freilich etwas anderes als unsere anderthalb kümmerlichen Wohnzimmer, die uns in Dresden-Plauen als Büro dienten. An einem langen breiten Gang reihte sich Raum an Raum, sei es für die wissenschaftlichen, sei es für die technischen Mitarbeiter. Jeder Raum groß und licht, und mit den erforderlichen Arbeitsbehelfen sachgemäß ausgestattet. Ein stattlicher Konferenzsaal mit der unvermeidlichen grünen Tafel. Im Ganzen: ein sorgfältig durchgebildeter Ar-

beitsapparat, wohl geeignet, in den Dienst umfassender Aufgaben gestellt zu werden. Über allem ein Hauch altpreußischer Schlichtheit und Zurückhaltung. So später auch in Erdbergs Arbeitsraum selbst. Noch nichts von dem generaldirektorialen Klubsesselprotzentum, dem ich nachmals an vielen Stellen, auch dort, wo man es am wenigsten hätte vermuten sollen, begegnete.

Endlich ließ Erdberg mich bitten. Ich sah der ersten Wiederbegegnung doch mit einigem Herzklopfen entgegen. Seit unserem Zusammentreffen Ostern 1908 in „Café König“ hatte sich ja ohne Zweifel Ungewöhnliches zwischen uns ereignet. Ich war Erdberg in einer tiefen Schicht meines Wesens verpflichtet, und daß auch ich ihm nicht gleichgültig war, dafür hatte er mir im nun ablaufenden Jahr zu viele Beweise gegeben. Wenn ich aber geglaubt hatte, daß mir Erdberg diesmal aufgeschlossener, menschlich unmittelbarer entgegenkommen würde, sah ich mich alsobald enttäuscht. Er war betont höflich, aber nicht herzlich. Von jener kühlen, ja fast müden Lässigkeit, die mir schon damals in Dresden aufgefallen war, ließ er auch jetzt nicht. Wie hinter einem Schleier blieb sein Menschentum verborgen. Aber ich konnte auch feststellen, daß das keineswegs eine Maske war, die er sich für den Verkehr mit mir vorgebunden hatte. In der Art, wie er Fr. Blocksdorf verabschiedete, wie er einem Mitarbeiter, der unser Gespräch mit einer Frage unterbrach, Auskunft erteilte, wie er, als er mich Prof. Albrecht vorstellte, mit diesem sprach, – in jedem Fall die gleiche, Distanz haltende Kühle. So konnte auch ich nichts anderes tun, als Zurückhaltung üben, und ich hätte ihm doch so gern meine tiefe Dankbarkeit zum Ausdruck gebracht.

Im Sachlichen freilich war es gleichfalls so, wie damals in „Café König“: Wunderbar leicht konnten wir uns verständigen. Die zum Teil sehr heiklen praktischen Fragen des Archivs (heikel vor allem infolge meiner schon damals in voller Blüte stehenden „gigantischen Rücksichtslosigkeit“) wurden von Erdberg generös weitherzig zu meiner vollen Zufriedenheit erledigt. Darüberhinaus aber, – welch schnelles gegenseitiges Erraten, welch schnelles gegenseitiges Sichfinden, welch schnelles gegenseitiges Sichbestätigen! Dieses Gemeinsame im Geist ließ bald alles Befremdliche im Menschlich-Gemütlichen vergessen. Daran wollte ich mich bei dem merkwürdigen, mir nun schon so teuren Mann in aller Zukunft halten. Bis dann doch der Zeitpunkt kam, da in immer erneut erprobter geistiger Gemeinschaft, in immer erneut Schulter an Schulter geführten Kämpfen auch die menschliche Fremdheit dahinschmolz und nicht nur die Geister, sondern auch die Gemüter zusammenwuchsen. Wobei sich dann freilich ereignete, daß ich es war, der zu Erdbergs leisem Kummer an einer bestimmten Stelle Halt machte: Erdberg, dem ich mich in mancher Hinsicht überlegen wußte, stand als geistig-sittliche Persönlichkeit für mich so hoch, daß es für mich nicht Lebenserhöhung, sondern Lebensverarmung bedeutet haben würde, hätte ich mich frisch-fröhlich neben ihn stellen wollen.

Für den Abend lud mich Erdberg in sein Haus ein; auch seine Frau würde sich freuen, mich kennen zu lernen. Ich war auf so etwas eigentlich nicht vorbereitet, aber es reizte mich doch, den Mann, mit dem ich nun in einem schwierigen sachlichen Dienst so eng verbunden war, auch innerhalb seiner vier Wände zu sehen. Als Ehemann konnte ich mir ihn überhaupt nicht vorstellen. – Die Wohnung Erdbergs lag weitab vom Zentrum, in der Soorstraße in Charlottenburg-Westend, ein mir gänzlich unbekanntes Viertel.

Niemand konnte mir auch richtigen Bescheid geben. Zuletzt mußte ich eine Auto-droschke nehmen, um überhaupt hinzufinden und rechtzeitig einzutreffen. Ich selbst wohnte damals, wie schon berichtet, in schöner Freiheit oben im Villenviertel von Dresden-Plauen. So ähnlich, nur um einige beträchtliche Grade großartiger, „herrschafflicher“, hatte ich mir die Wohnung Erdbergs gedacht. Wie erstaunt war ich daher, als der Wagen in einen weitläufigen monotonen Siedlungsblock einlenkte und dann vor einer der vielen kleinen Haustüren, von denen jede einzelne allen anderen glich, halt machte. Ich erkundigte mich bei dem Fahrer, ob nicht ein Mißverständnis vorliege. Aber nein, – es war die Soorstraße und auch die Nummer 37. Und da stand ja auch auf dem Klingelschildchen Erdbergs Name neben vielen anderen. Aus dem Fahrer konnte ich doch herauslocken, daß es sich bei der ganzen Anlage um den Wohnblock des Berliner Spar- und Bauvereins handele⁵ und daß es fast ausschließlich besser gestellte Arbeiter, Werkmeister, kleine Beamte und Angestellte seien, die hier hausten.

Nachdenklich stieg ich die zwei Treppen zu Erdbergs Wohnung hinauf. Das Haus war solid gebaut und äußerst sauber gehalten, aber doch unverkennbar ein moderner Massenkäfig mit der undefinierbaren physischen und moralischen Atmosphäre eines solchen. Gänzlich unmöglich wäre es mir gewesen, in einem solchen Ameisenbau mich einzuordnen, und mit Genugtuung dachte ich an unser luftiges Heim in der Höhe zurück. Wie aber kam ein Dr. v. Erdberg, mein Prinz aus Exotien, der Mann an der Spitze bedeutender sozial- und kulturpolitischer Institutionen, – wie kam dieser dazu, hier unterzukriechen? Sollte er etwa von wirtschaftlichem Unglück verfolgt sein, und war hier vielleicht auch der Grund für sein im Persönlichen so seltsames Wesen zu suchen?

Sobald ich aber meinen Fuß erst in die Wohnung selbst gesetzt hatte, mußte ich das Grundlose derartigen Vermutungen einsehen. Die einzelnen Räume waren zwar nur von bescheidenem Umfange, wie es ja bei einer modernen Massensiedlung nicht anders sein konnte. Indem man aber zwei solcher Kleinwohnungen zusammengenommen hatte, war doch ein ganz ansehnliches und wohlgegliedertes Gewese entstanden. Und wie die Räume, so auch ihre Einrichtung. Ohne überladen zu sein, kein Hauch von gedrückter Dürftigkeit. Eine zurückhaltend-gediegene Wohnkultur, die lieber auf ein wünschenswertes Objekt verzichtet, als sich mit dem Ordinär-Billigen umgibt. Dazu alles aufs äußerste gepflegt, wie es bei zu schmaler Grundlage der materiellen Existenz nicht möglich gewesen wäre. Und zu alledem der Bilderschmuck an den Wänden, darunter, wie ich sogleich erkannte, graphische Kostbarkeiten und das vorzügliche Bildnis Frau von Erdbergs von der Hand von Sabine Lepsius, der bedeutenden Portraitistin jener Zeit.

Nein, das war kein Heim, in dem Frau Sorge am Herd hockte. Wozu aber, um Himmelswillen, diese fein schimmernde Perle in der stumpfgrauen Schale des halbproletarischen, halb-kleinbürgerlichen Spar- und Bauvereins?

Eines freilich bot dieses schlicht-vornehme Heim nicht: anspruchslose, ausruhsame Behaglichkeit. Ein Hauch von Kühle ging auch hier durch das Ganze. Aber gerade damit rückte es von dem Siedlungsmilieu noch weiter ab. Und wie das Heim, so die Menschen. Schon die disziplinierte Zurückhaltung des häuslichen Personals hatte etwas Leicht-Atembeklemmendes. Selbst im Hause meiner Millionärsfreunde Bienert

herrschte da denn doch ein liebenswürdig-ungezwungenerer Ton. Und Erdberg selbst? Von der mürrischen Kälte freilich, die so leicht um ihn war, war innerhalb seiner vier Wände nichts zu spüren. Aber freiströmende Herzlichkeit, anheimelnde Wärme hätte man auch jetzt bei ihm vergeblich gesucht. Das galt im Verkehr mit mir; das galt im Verkehr mit einem anderen Gast, einem ehemaligen Offizier der deutschen Kriegsmarine; es galt auch im Verkehr mit seiner Frau. Zwar entging mir die ritterlich-zarte Aufmerksamkeit nicht, die er ihr widmete, aber das war mir, hier am Familientisch, zu viel und zu wenig zugleich. Was hätte ich für ein herzhaftes Lachen, für einen harmlosen Scherz gegeben, ja sogar ein gelindes Donnerwetter hätte ich diesem wohltemperierten Lebensstil vorgezogen.

So kam ich über ein tiefes Gefühl des Fremdseins nicht weg. Daran konnte auch die Gattin Erdbergs, Frau Amy von Erdberg, nichts ändern. Seit ich aus der Enge meiner kleinbürgerlichen Handwerkerexistenz ausgebrochen war, hatte ich doch eine ganze Reihe ansehnlicher Frauenbilder der großbürgerlichen Bildungsschicht kennen gelernt, manche darunter, denen man den Lebensstil weiter und freier Verhältnisse sofort anmerkte. Aber von Ines Lier an, die meine ersten Gehversuche in der sogenannten guten Gesellschaft geleitet hatte, bis zu Ida Bienert, der Stifterin unserer Bibliothek, – alle hatten sie mir, wenn ich diesen etwas gewagten Ausdruck gebrauchen darf, ihr Herz auf offenen Händen entgegengebracht. Nun war zwar auch Frau von Erdberg offensichtlich bemüht, dem bevorzugten Mitarbeiter an dem neuen großen Werk ihres Mannes mit betonter Liebenswürdigkeit zu begegnen. Auch konnte mir nicht verborgen bleiben, daß sie die geistig ebenbürtige Gefährtin ihres Mannes sei, dabei aber auch von eigenen Interessen erfüllt. Aber anders als allen meinen anderen Freundinnen war der großen, vornehmen und gepflegten Erscheinung der Stil ausgesprochener Distinguiertheit zu eigen, der für mein Gefühl sofort eine nicht zu übersteigende Schranke errichtete. So empfand ich es damals. Aber wahrscheinlich spielte noch anderes mit hinein. Ich wurzelte stammesmäßig und sozial ja ganz und gar im mitteldeutschen Kulturkreis. Selbst mit der großen deutschen Welt außerhalb Sachsens war ich kaum noch in unmittelbare Berührung gekommen, die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle gar hatte ich mit meinen nunmehr dreißig Jahren niemals überschritten, wie ich ja auch keine einzige Fremdsprache beherrschte. Auch in den Kreisen, in denen ich verkehrte, fehlte jeder internationale Einschlag. Alles Faktoren, die zwar weiteste Ausflüge im Reiche des Geistes nicht hinderten, die aber doch für mein Lebensgefühl und meinen instinktiven Lebensstil ohne Zweifel von tiefgehendem Einfluß waren. Frau von Erdberg aber kam aus der großen Welt da draußen. Sie war, einer angesehenen deutsch-amerikanischen Familie entstammend, ihrer Nationalität nach Amerikanerin, was sowohl ihrer großzügigen Behandlung der deutschen Sprache anzumerken war, wie es auch ihren gesamten Habitus geprägt hatte. So war in das gepflegte Heim in der Soorstraße auch ein Stück Internationalität eingezogen, und auch dieses wird dazu beigetragen haben, mich, den sächsischen Autochthonen, nicht warm werden zu lassen. Später sollte ich dann noch erfahren, daß ein starkes internationales Moment auch mit Erdbergs Person selbst gegeben war, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn ich erst nach Abstreifung mancher Häute und nach immer erneuten Vertrauensbeweisen des Ehepaares Erdberg in ihrem Hause wirklich heimisch wurde.

Damals aber, als ich nach etwa dreistündigem Besuch das Haus in der Soorstraße wieder verließ, war mein Erstaunen noch größer als vorher, bei meinem Eintritt. Was konnte diese Menschen veranlaßt haben, sich in den Termitenbau des Berliner Bau- und Sparvereins einzunisten? Die Antwort, die ich später fand und die ich den Lesern dieses Berichtes nicht vorenthalten werde, offenbarte dann freilich, weit über alle gesellschaftlichen Wertbegriffe hinaus, den wahren Adel dieser Menschen.

2.

1908, auf dem Dritten Deutschen Volkshochschultag, hatten wir, Erdberg und ich, uns kennen gelernt. 1910, vom 21. bis 23. April, fand in Wien der vierte dieser Volkshochschultage statt, der uns noch näher zusammenbringen sollte. Auf der Tagesordnung standen drei große Themen: Das Ideal der Volksbildung und unsere volkstümlichen Kurse; Fiskus und Volkshochschulkurse; und endlich: Über das Zusammenwirken von Volksbibliotheken und volkstümlichen Kursen. Über die beiden ersten Gegenstände sollten die Professoren Titius-Göttingen, Hartmann-Wien und Lotz-München referieren.⁶ Wegen eines Referenten zum dritten Thema hatte mich Erdberg um Vorschläge gebeten. Ich hatte ihm Wilhelm Ostwald, den großen Chemiker genannt, der in seinem Buche „Große Männer“ (worunter er nicht große Fürsten und Feldherren, sondern große Forscher verstand) sehr ketzerisch-anziehende Bemerkungen über das Verhältnis des Buches zur Vorlesung gemacht hatte. An zweiter Stelle hatte ich auf den Jenaer Pädagogen Rein hingewiesen. Beide aber hatten abgesagt.⁷ Da teilte mir Erdberg in einem Schreiben vom 22. Januar 1910 mit,⁸ daß Ludo Moritz Hartmann bei ihm angefragt habe, ob nicht ich zu haben sein würde. „Sie sehen“, schrieb Erdberg, sich des Erfolges seines Mitarbeiters neidlos freuend, „daß Ihr Name schon über die Grenzen Deutschlands hinaus gedungen ist.“ Auch ich war gegen die Auszeichnung, die in Hartmanns Anfrage lag, nicht unempfindlich. Aber zugleich wurde ich damit in das Martyrium eines drei Monate währenden Lampenfiebers gestürzt, das zuletzt geradezu groteske Formen annahm und mich in das Ordinationszimmer des Nervenarztes führte. Ich habe von dieser Tragikomödie vorgreifend schon in meinen Jugenderinnerungen gesprochen⁹ und will mich hier in Einzelheiten nicht wiederholen. Nur soviel: nachdem mir Erdberg immer wieder moralische Ermunterungsspritzen gegeben hatte, habe ich schließlich doch in Wien gesprochen, freilich nicht einen „Vortrag“ gehalten, sondern eine bis zur letzten Silbe ausgearbeitete Darlegung vom Blatt abgelesen,¹⁰ – nicht ohne vorher das Pülverchen geschluckt zu haben, das mir mein Arzt zur Dämpfung meiner Angstzustände verschrieben hatte. Zuletzt ging zu meiner eigenen Überraschung alles gut aus, und Ida Bienert, die an der Tagung teilgenommen hatte, glaubte, mich zu diesem Erfolg beglückwünschen zu dürfen.

Das Schönste aber lag hinter der glanzvollen Tagung, bei der Wien sich nicht nur von seiner lebenswürdigsten, sondern auch von seiner geistig bedeutsamsten Seite gezeigt hatte. Erdberg fragte mich, ob ich bereit sei, ihn auf der Rückreise zu begleiten. Wir könnten dabei so manches in größerer Ruhe, als sonst möglich, besprechen; in Prag aber würden wir Station machen und gemeinsam die herrliche Stadt besichtigen, also

keineswegs nur fachsimpeln. Es versteht sich, daß ich mit großer Freude ja sagte, und die gemeinsame Rückreise vom Wiener Volkshochschultag, fast genau ein Jahr nach jenem Tag, an dem in Dresden-Plauen jener schicksalsträchtige Erdbergbrief eingelaufen war, steht heute noch in meiner Erinnerung wie eine lichte zarte Frühlingsfeier. Erdberg, durch den guten Verlauf der schönen Tagung und durch den Genius loci der Kaiserstadt an der Donau aufgelockert, gab sich leichter und unbefangener als sonst und war mir gegenüber liebenswürdiger Reisekamerad.

Wenige Zeit später wurde ich in den Beirat der Zentralstelle gewählt. Auch bereitete die Zentralstelle eine Arbeitstagung vor, auf der die Bilanz der bisherigen Entwicklung der deutschen Volksbücherei gezogen und ihre Aufgabe neu formuliert werden sollte. Das alles machte für mich notwendig, ziemlich häufig in Berlin und in der Zentralstelle zu erscheinen. Wenn es dann irgend mit der Zeit ausging, war ich abends wieder Erdbergs Gast in seiner Wohnung in der Soorstraße. Was mit der gemeinsamen Rückreise von Wien begonnen hatte, setzte sich nun fort: von Mal zu Mal wurden wir vertrauter, die Schleier, die mir den Menschen Erdberg verhüllt hatten, begannen zu sinken, und schließlich erhielt ich Einblick in ein Menschenschicksal, in dem sich eigentümliche menschliche Art und Dämonie der Zeit in wahrhaft tragischer Weise verknüpft hatten. Ich versuche, davon ein Bild zu geben. Ich stütze mich dabei fast ausschließlich auf das, was ich aus dem Munde Erdbergs und seiner Gattin selbst erfahren habe. Wer Weiteres wissen möchte, sei auf den biographischen Abriß verwiesen, den Werner Picht seinem wichtigen Buch „Das Schicksal der Volksbildung in Deutschland“¹¹ beigegeben hat.

Robert von Erdberg war Deutsch-Balte. Also auch er kam, wie seine Gattin, nicht aus dem Altreich. Aber auch als Deutsch-Balte war er nicht rein deutschen Blutes. Seine Mutter war von hugenottischer Abstammung. Er selbst führte ursprünglich den Doppelnamen von Erdberg-Krczenciewski, was darauf hindeutet (und was er mir selbst gelegentlich bekannt hat), daß auch polnisches Blut in seinen Adern floß. Blutsmäßig also Deutscher, Franzose, Pole; sozial Abkömmling einer alten Herrenkaste; kulturell wurzelnd im deutsch-baltischen Kulturkreis, – war es ein Wunder, daß er dem Dresdner Abkömmling vieler sächsischer Schuster- und Schneidergeschlechter zunächst als Prinz aus Exotien erschienen war? Ein Wunder aber fast war es zu nennen, wie aus diesem Mischling und Fremdling ein Deutscher edelsten Geblütes und aus dem baltischen Baron ein demütig um die Seele des einfachen Mannes Werbender wurde.

Das Wunder erklärt sich, wenn auch keineswegs restlos, so doch bis zu einem gewissen Grade eben durch den Umstand, daß Erdberg Deutsch-Balte war. Das Eingesprengtsein in fremdes Volkstum, viele Beispiele bezeugen es, kann sehr leicht zur Auflösung der eigenen geistigen Substanz führen, es kann aber auch genau die entgegengesetzte Wirkung haben: Besinnung auf die eigene Art, Entfachung des Willens, sich geistig selbst zu behaupten. Etwas von dieser Wirkung der „Diaspora“ mußten auch die Deutsch-Balten an sich erfahren haben. Auf jeden Fall: aus vielen Dokumenten wissen wir, und die persönliche Begegnung mit manchem geistig hochstehenden Deutsch-Balten hat es bestätigt, daß sich bei dieser von der deutschen Gesamtentwicklung abgeschnittenen Volksgruppe die alte große deutsche Kulturtradition länger und reiner erhalten hatte, als im materialistisch versunkenen Reiche selbst. So aber, wie diese Menschen abgetrennt waren vom deutschen Gesamtkörper, hatten sie auch keine klare

Vorstellung von dem, was sich dort in Wirklichkeit vollzog. Sie sahen die aufsteigende Macht des Reiches, und sie waren davon in ähnlicher Weise ergriffen wie Conrad Ferdinand Meyer, dem erst das im deutsch-französischen Krieg sich phönixgleich erhebende Reich dazu verhalf, zum deutschen Kulturkreis heimzufinden. Träumte doch damals, noch 1872, selbst ein Gottfried Keller, der „Urdemokrat“, den Traum von einer Rückkehr der deutschen Schweiz in den Verband Gesamtdeutschlands, weil er sich „doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von alledem herrscht“. Aber eben diese Menschen sahen nicht und konnten nicht sehen den tiefen geistig-sittlichen Verfall, der sich im neuen Reich der Deutschen unaufhaltsam vollzog und von dem ein anderer Geistesmächtiger jener Tage, der Schwabe Friedrich Theodor Vischer, in seinem verzweifelt-barocken Roman „Auch Einer“ in erschütternden Worten sprach. Für jene Deutsch-Balten insbesondere war das neue Reich zugleich der Hort jenes wahren Deutschtums, wie sie es in ihrem Verbundensein mit der großen deutschen Kulturtradition erlebt hatten. So kam es, daß sich vieler dieser Männer eine leidenschaftliche Sehnsucht bemächtigte: zurück ins Reich, zurück in die wahre geistige Heimat. Und so erlebte Deutschland damals fast so etwas wie eine Invasion geistig hochstehender Deutsch-Balten, die dank ihrer Vorzüge sehr bald bedeutende Positionen des deutschen kulturellen Lebens einnahmen. Ohne diese Blutzufuhr aus dem Baltikum hätte es im geistigen Deutschland jener Jahre noch wesentlich trostloser aussehen müssen, als es ohnehin schon war. Was für ein Glanz geistigen Adels ging z. B. damals in Dresden von dem deutsch-baltischen Archäologen Georg Treu aus, von dessen Wirken ich in meinen Jugenderinnerungen berichte.¹² Zu diesem Geschlecht sehnsuchtgetriebener Rückwanderer gehörte nun auch Erdberg, der 1866 in Riga Geborene, ganz und gar. Aber Erdberg war zugleich Zeuge dafür, zu welch schweren Erschütterungen es kommen mußte, wenn Menschen dieser Art sich dann jählings der deutschen Wirklichkeit gegenübergestellt sahen. Bei ihm, dem mit mancherlei seelischen Hemmungen Belasteten, drohte die Erschütterung zur tödlichen Krise zu werden. In dieser Krise aber wurde der Volksbildner Erdberg geboren. Praktisch fand er seinen ihm vorbestimmten Weg erst nach mancherlei Versuchen auf anderen Feldern, aber der Keim zum volksbildnerischen Wirken wurde damals, da in Berlin der Schleier der Täuschung von den Augen des Zweiundzwanzigjährigen zu sinken begann,¹³ gelegt, die Richtung, die er als Volksbildner einschlagen sollte, wurde damals bestimmt, das denkwürdige Schicksal, das er als Volksbildner einmal erfahren würde, wurde damals schon entschieden.

Zunächst freilich hieß dieses Schicksal: lange Jahre wider den Strom zu schwimmen und sich damit innerhalb des Volksbildungsbetriebes seiner Zeit in einer Weise zu isolieren, von der man sich heute nur schwer eine Vorstellung machen kann. Daß Erdberg, wenn auch unter schwerer seelischer Qual, diese Isolierung auf sich genommen hat, darin liegt seine Größe und das Geheimnis seines späteren – seines späten – Erfolges. Von der Art, wie Erdberg gegen den Strom schwamm, gibt jener Vortrag über die Volkskunst auf dem Weltmarkt ein eindringliches Beispiel, der Grad der Isolierung aber, in die er unter diesen Umständen geriet, wird an einem Vorfall deutlich, den ich zwar nicht mit erlebt habe, den mir aber Erdberg viele Jahre später erzählte, als wir nach einer siegreich geschlagenen Schlacht in später Nachtstunde noch bei einer Flasche

Wein zusammen saßen. Er erscheint mir für Erdberg und seine damalige volksbildnerische Umwelt so charakteristisch, daß ich glaube, ihn meinen Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Allerdings muß ich auch hierzu erst ziemlich umständlich den „historischen Ort“ abstecken, in dem der Vorfall sich abspielte. Ohne dieses würde die symbolische Aussagekraft der sonderbaren Geschichte kaum recht deutlich werden.

3.

In den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts – und noch lange nachher – bestand in Deutschland auf Erdbergs Arbeitsgebiet eine Organisation, die in Bezug auf Verbreitung, Ansehen und Einfluß alle ähnlichen Einrichtungen weit hinter sich ließ. Es war die „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung“¹⁴. Ihr Sitz war Berlin, aber in zahllosen Städten, in sämtlichen preußischen Provinzen und wohl in allen deutschen Ländern hatte sie ihre lokalen Gruppen. Selbst das in solchen Dingen sonst so spröde Bayern hatte sich dem Einfluß der „Gesellschaft“, wie die mächtige Organisation hier kurzweg fürderhin genannt sei, nicht entziehen können. Für die deutsche liberale bürgerliche Gesellschaft, also für die Klasse, die die geistige Signatur der Zeit bestimmte, war sie die deutsche Volksbildungsorganisation überhaupt. Ja noch mehr. Noch 1910 konnte Fritz Coerper im Volksbildungsarchiv mit Recht behaupten, daß die „Gesellschaft“ einen bestimmenden Einfluß auf die gesamte Volksbildungsarbeit gewonnen habe, „wie sie heute noch in Deutschland betrieben wird“¹⁵. Das galt weithin auch für die Volksbildungsarbeit der großen weltanschaulich-politischen Verbände: der Verein vom hl. Karl Borromäus¹⁶ stellte zwar andere Bücher in seinen Bibliotheken ein als die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“, der pädagogische Geist aber (wenn dieser Ausdruck hier am Platze ist), in dem die Bücher verbreitet wurden, war dort wie hier der gleiche. Und nicht viel anders lagen die Dinge bei den sozialistischen Volksbildungsbemühungen.

Die Gründung der „Gesellschaft“ hing zeitlich und ideenmäßig aufs engste mit der Aufrichtung des Bismarckreiches zusammen: der 14. Juni 1871 war ihr Geburtstag, und führende Männer der Zeit, ein Schulze-Delitzsch, ein Rudolf Virchow und ein Werner Siemens standen an der Wiege der Gesellschaft Pate. Von den zweiundsechzig Mitgliedern des Zentralausschusses gehörten 1871 nicht weniger als 22 dem deutschen Reichstag oder dem preußischen Landtag an. An der repräsentativen Spitze der Gesellschaft stand jederzeit eine bedeutende Persönlichkeit des liberalen politischen Lebens, so, lange Jahre hindurch, der bei Freund und Feind hochgeachtete linksliberale Führer Heinrich Rickert. Doch hing von all diesen repräsentativen Persönlichkeiten in der Praxis der „Gesellschaft“ nicht allzuviel ab. Ihr eigentliches Gepräge erhielt sie durch den jeweiligen Geschäftsführer. Und das war von 1891 an, viele Jahrzehnte hindurch, Johannes Tews¹⁷, von dem man wohl sagen darf, daß er zwar nicht auf die Bildung des Volkes, wohl aber auf den deutschen Volksbildungsbetrieb einen Einfluß ausgeübt hat, wie weder vor ihm noch nach ihm ein anderer aus der seltsamen Zunft der Volksbildungsleute. Die „Gesellschaft“ war Tews, und Tews war die „Gesellschaft“. Und da, wie angedeutet, die „Gesellschaft“ gleichsam das Modell für den gesamten deutschen

Volksbildungsbetrieb darstellte, darf man mit nur gelinder Übertreibung sagen: die deutsche Volksbildung jener Epoche (Volksbildung eben als Maßnahme und Institution verstanden) war Johannes Tews, – Tews war die deutsche Volksbildung. Die Übertreibung liegt darin, daß sich gegen Tews und seinen Kurs eben doch mancherorts Opposition regte, daß hier und da neue Wege versucht wurden. Gelinde aber ist diese Übertreibung nicht nur im Blick auf die Geringfügigkeit jener oppositionellen und außenseiterischen Bestrebungen, sondern auch in Rücksicht darauf, daß das scheinbar Neue in nicht wenigen Fällen alsobald von dem alten Geist, wie ihn Tews repräsentierte, angesteckt wurde. Ich erinnere nur an das, was ich in den ersten Kapiteln des vierten Buches¹⁸ über den Betrieb in den Dresdner volkstümlichen Hochschulkursen berichtete. Und dieser Vorgang wiederholte sich immer wieder: als nach dem Zusammenbruch von 1918 die so großartig gedachte revolutionäre Volkshochschulbewegung einsetzte, wurde sie alsbald überschwemmt und unterwühlt von dem „Volkshochschulrummel“, der nichts anderes war als Geist vom Geiste der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“. Johannes Tews, wenn auch zeitweise in den Hintergrund gedrängt, blieb zuletzt doch der Sieger. Und er mußte der Sieger bleiben, weil sein Volksbildungsdenken mit dem Geist der Zeit in tiefer innerer Ubereinstimmung stand, – mit dem Geiste jener Zeit, die auch heute noch nicht zu Ende ist.

Diesem Manne gerecht zu werden, ist für mich eine schwierige, ja fast eine unlösbare Aufgabe. Lange Jahre hindurch habe ich in ihm meinen eigentlichen geistigen Widerpart gesehen und ihn demgemäß mit meiner innigsten Abneigung bedacht. Und auch nun, da ich dieses niederschreibe und den alten Kämpfen schon so lange entrückt bin, spüre ich keinen Hauch von Zuneigung zu ihm. Und doch muß ich heute bekennen: Johannes Tews war kein verächtlicher Mann. Wer sich davon überzeugen will und ihm in jedem Sinne gerecht werden möchte, greife zu dem Erinnerungsbuch „Aus Arbeit und Leben“, das der damals Sechzigjährige im Jahre 1921 hat erscheinen lassen. Etwas trocken geschrieben, gibt es doch das Bild einer entschieden über dem Durchschnitt stehenden Persönlichkeit, eines selbstlosen Arbeiters für das gemeinsame Wohl, eines aufrechten Kämpfers für das von ihm als wahr und recht Erkannte.

Wie man ihn heute aber auch beurteilen möge, eines steht fest, wie es auch schon vor dreißig oder vierzig Jahren für Freund und Feind feststand: im Bereiche der deutschen Volksbildungsarbeit konnte es keine schneidenderen Gegensätze geben als Johannes Tews und Robert von Erdberg. Wo dieser den Musen verhaftet war, gehört Tews zu den amüsichsten Menschen, die jemals meinen Weg gekreuzt haben. Wo Erdberg als Prinz aus Exotien wirkte, hörte man bei Tews jederzeit die doppelbesohlenen Rindslederstiefel knarren. Wo Erdberg als Wissenschaftler zur vollen Strenge kritischen Denkens durchgedrungen war, blieb Tews, der frühere Volksschullehrer, in den Denkformen seines Standes befangen. Wo Erdberg von einem untrüglichen Instinkt für das Echte geleitet wurde, war bei Tews das Unterscheidungsvermögen gegenüber Echt und Talmi nur wenig ausgebildet. Wo Erdberg, ohne Maschinenstürmer zu sein, erschüttert war von dem Unheil, das die Maschine über die abendländische Menschheit, insbesondere über das deutsche Volk gebracht hatte, betete Tews die Maschine gradezu an – von ihr müsse der Menschheit alles Glück und aller Segen kommen! Wo Erdberg ahnte, daß ein Zeitalter zu Ende gehe, daß die deutsche, ja die abendländische Kultur sich in tödlicher

Gefahr befände, lebte Tews in ungebrochener Harmonie mit seiner Zeit, das heißt mit d e r Zeit, wie sie sich einer bestimmten Klasse, nämlich eben dem liberalen Bürgertum, darstellte. Und wo Erdberg in der Erschütterung der Zeit sich vom Altliberalen Humboldtscher Prägung zum konservativen Revolutionär und christlichen Sozialisten entwickelte, blieb Tews unentwegt den linksliberalen Losungen treu, zu denen er sich schon sehr frühzeitig bekannt hatte.

Der tiefste Gegensatz zwischen den beiden Männern aber offenbarte sich in der Form, in der sie die Welt erfaßten, was dann mit strenger Notwendigkeit zu einem unüberwindlichen Gegensatz ihres volksbildnerischen Denkens und Tuns führen mußte. In jeder Erscheinung ihren Wesenskern zu erfassen, von hier aus die Erscheinung zu verstehen und von hier aus zu heilen und zu helfen, – das war es, worum es Erdberg ging. Demgemäß sein in vielen Gesprächen immer wiederholtes Bekenntnis: einem einzigen Menschen geistig wirklich geholfen, ist unendlich mehr als die „Verbreitung“ von Tausenden von Büchern und Bildern (und seien es die besten), die von der Seele ihrer Empfänger abgleiten. Und demgegenüber nun Johannes Tews als radikaler Vertreter eines rein quantitativen Denkens. Von ihm stammt jenes Wort auf der Rothenburger Volksbildungstagung, dessen ich schon an einer früheren Stelle meines Berichtes gedachte und das damals die Vertreter einer jüngeren Generation von Volksbildnern ganz spontan zu einer leidenschaftlich abwehrenden Front gegen Tews zusammenschloß. Es war jenes Wort, daß Deutschlands Vorrang unter den Völkern der Welt mit dem größeren Seifenkonsum und mit den größeren Mengen bedruckten Papierses bewiesen sei.¹⁹ Und wer etwa glauben möchte, daß es sich bei diesem erstaunlichen Ausspruch um eine einmalige, durch die Tagungsatmosphäre bedingte Entgleisung gehandelt haben könnte, die hier zu Unrecht hervorgezerrt und als typisch für den so wohlmeinenden Mann hingestellt werde, nehme den umfangreichen Bericht zur Hand, den die „Gesellschaft“ im Jahre 1913 über ihre ein Jahr vorher veranstaltete Tagung „Volksbildungsfragen der Gegenwart“ herausgegeben hat. Auch in diesem Bericht²⁰, in dem Tews mit Stolz feststellt, daß die „Gesellschaft“ wohl „der größte Volksbildungsverein nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt sei“, bewies er den unvergleichlichen Hochstand der Bildung des deutschen Volkes mit statistischen Zahlen. Nur daß er diesmal nicht den Seifenkonsum und die Buch- und Zeitschriftenproduktion als Beweismittel heranzog, sondern die Zahl der Postanstalten und insbesondere die Zahl der im Jahre geschriebenen Postkarten! Deutschland auch hier in der Welt weit voran!! In weitem Abstand hinkten hinterher das rückständige Frankreich und das kulturlose Österreich; ja selbst England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika konnten uns nicht das Wasser reichen ...²¹

Ja, es ist kein Zweifel – Johannes Tews war der Repräsentant und Exponent seiner Zeit! Die tiefe geistige Erkrankung des Zeitalters hatte sich in ihm, der alles andere als ein Charlatan war, gleichsam ihr gültiges Symbol geschaffen. Und noch ist dieses Zeitalter, anders als die Klasse, zu der sich Tews bekannte, nicht zu Ende, noch beherrscht es die Welt in allen ihren Zonen mit ungeheurer Gewalt und treibt sie immer neuem Unheil entgegen. Und so lange dem so ist, wird die Volksbildungsarbeit der ganzen Welt von zahllosen kleinen Tews „betrieben“ werden, auch dort, wo man von dem großen Stammvater der Tewserei nichts mehr weiß oder nichts mehr wissen will. Die geistigen

Nachfahren Robert von Erdbergs aber (wenn es diese Menschenrasse dann überhaupt noch geben wird) werden in derselben hoffnungslosen Minderheit bleiben, in der sich ihr großer Vorfahr Zeit seines Lebens, auch in den wenigen Jahren seines großen Erfolges, befunden hat.

Jedermann wird begreifen, daß zwei derart schroff geschiedene geistige Typen sich nicht mit Sympathie, Nachsicht und Duldung gegenüberstehen konnten. Einen Ludo Moritz Hartmann konnte Erdberg, allen prinzipiellen Gegensatzen unerachtet, anerkennen, ja, er konnte sich dieses Gegners sogar freuen. Einem Tews gegenüber war ihm das nicht möglich. Tews aber glaubte seine ganze unsägliche Verachtung Erdbergs nicht besser zum Ausdruck bringen zu können, als indem er ihm mit Beharrlichkeit die Klassenbezeichnung „Der Baron“ anheftete. Nach allem, was meine Leser nun schon über Erdberg erfahren haben, werden sie ermessen können, wie weit entfernt Tews damit vom wirklichen Erdberg war. Im weiteren Fortgang meiner Erzählung wird sich das noch viel eindringlicher herausstellen.

Der unüberbrückbare menschlich-geistige Gegensatz zwischen dem „Baron“ und dem liberalen Demokraten schloß nicht aus, daß im Bereiche der Volksbildungsarbeit ihre Wege sich hin und wieder kreuzten, ja für Augenblicke auch einmal nebeneinander her liefen. Unvermeidlich aber, daß in jedem solchen Fall der innere Gegensatz zutage trat. Es war dabei nicht einmal erforderlich, daß sich die geistigen Antipoden in Person gegenüberstanden. Die „Gesellschaft“ war von Tews, der mit dickköpfiger Starrheit – der Demokrat als Autokrat! – jede Opposition darniederhielt, so eindeutig geprägt worden, daß Erdberg, wenn er etwa bei einer Veranstaltung der „Gesellschaft“ mitwirkte, auf Tews auch dann stieß, wenn dieser gar nicht anwesend, ja an der Veranstaltung unmittelbar überhaupt nicht beteiligt war. Ja, gerade dieser Umstand war es, der Erdberg seine fast hoffnungslose Stellung in der Volksbildung der Zeit ganz erst empfinden ließ. Zum Beweise dessen nun endlich die „sonderbare Geschichte“, die ich am Schlusse des vorigen Kapitels angekündigt habe.

Die Landes- oder Ortsgruppen der „Gesellschaft“, die zunächst keine Kenntnis hatten von den Spannungen, die zwischen beiden Männern bestanden, luden Erdberg, den Volksbildungsmann der angesehenen „Zentralstelle“, hin und wieder ein, auf ihren Tagungen zu sprechen. Bei einer dieser Gelegenheiten, es muß Ende der neunziger Jahre gewesen sein, ereignete sich nun folgendes. Erdberg hatte, seiner Neigung getreu, sich das Thema „Grundfragen der Volksbildung“ als Gegenstand gewählt. Er wird darüber etwa so gesprochen haben, wie er zehn Jahre später im Lyzeumsklub über die Aussichten der Volkskunst auf dem Weltmarkt sprach. Es läßt sich leicht absehen, mit welchem Erfolg. Wenn schon das relativ kultivierte Publikum des Lyzeumsklubs von dem Erdbergschen Skeptizismus tief betroffen war, so waren die biederen Fortschrittsfreunde der betreffenden Landesgruppe von dem, was sie nun zu hören bekamen, schlechthin entsetzt. Der ganze Saal bebte gleichsam vor Empörung. Aber die Empörung brach nicht etwa in einem offenen geistigen Tumult, in leidenschaftlichem Protest aus, sondern äußerte sich in eisigem Schweigen. Nur daß gerade der Vorsitzende in tödlicher Verlegenheit einige kümmerliche Worte des Dankes stammeln konnte. An die Verhandlungen aber schloß sich die Festtafel, damals das Hauptstück derartiger Veranstaltungen. Erdberg hatte gehofft, nun wenigstens mit seinen Tischnachbarn in einen

Gedankenaustausch zu kommen. Aber siehe da, – die Stühle links und rechts von Erdberg blieben leer! Die für diese Plätze bestimmten Tagungsteilnehmer hatten es vorgezogen, sich umzugruppieren, um so dem Verneiner aller ihrer Ideale ihre abgrundtiefe Verachtung in unmißverständlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. Und keiner der Herren des Vorstandes wagte es einzugreifen. Die behaglich-selbstgefällig lärmende Festtafel, links und rechts von Erdberg aber die leeren Stühle und auch darüberhinaus um ihn eine Zone eisigen, verächtlichen Schweigens, – fürwahr, ein erschütterndes Symbol der Stellung Erdbergs innerhalb der Volksbildung jener Zeit! Und Erlebnisse dieser Art mögen dazu beigetragen haben, in Erdberg jenen Ekel vor geräuschvollen Volksbildungsfesttafeln auszubilden, der dann bei dem Bankett anlässlich der Dresdner Volkshochschultagung von 1908 in so befremdlicher Weise zum Ausdruck kam.

4.

Es war durchaus keine nichtswürdige Demagogie, wenn Tews seinem großen Gegenspieler die Etikette „Der Baron“ anheftete. Von seinem inneren Lebensgefüge aus mußte ihm Erdberg als hochnäsiger Aristokrat erscheinen. War es doch dem erzgediegenen, volkhafte Idealisten, dem „Vater Bosse“, auch nicht anders gegangen, und war von diesem Vorurteil zunächst ja auch seine Tochter angesteckt worden, ja, hatte diese doch sogar mich selbst für einen Augenblick unsicher machen können. – Ähnlich verhielt es sich nun auch mit einer anderen Etikette, mit der Tews Robert von Erdberg in sein typologisches Schubfachsystem einordnete. Auch hierüber noch ein Wort.

So wie Tews ganz und gar der Mann des quantitativen Denkens war, so auch (und das eine hing mit dem anderen sicher eng zusammen) der Mann der unentwegten Betriebsamkeit. Für ihn existierten jene Worte nicht, die Goethe in den „Wanderjahren“ Montan zu Wilhelm Meister sprechen läßt: „Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort hin und wider bewegen; wie Frage und Antwort sollte eines ohne das andere nicht stattfinden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Tun am Denken, das Denken am Tun zu prüfen, der kann nicht irren und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden“. Daß dem deutschen Volk dieses Vermächtnis seines größten Geistes verloren gegangen war, daß es sich einer ausschweifenden vom Denken nicht durchdrungenen, nicht geordneten, nicht begrenzten Betriebsamkeit hingegeben hatte, war sein eigentliches Verhängnis. So mußte sich denn am deutschen Volk das Schicksal vollziehen, das der Weise von Weimar, der Mann des „tätigen Lebens“, an anderer Stelle all denen vorausgesagt hatte, die das Tun lediglich auf das Tun stellen: „Unbedingte Tätigkeit, welcher Art sie auch sei, macht zuletzt bankrott“. Wobei der innere Bankrott, auch das haben wir erfahren, lange Zeit unter einem äußeren Blühen und Gedeihen der ins Unermeßliche vervielfältigten Geschäfte verborgen sein kann. Wenn aber diesen Betriebsmenschen doch einmal eine Erinnerung an jene Urweisheit kommt, die „einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes ins Ohr flüstert“, stellen sich sofort

die rettenden Schutzgedanken und Schutzgefühle ein, und der Seltene, der, als mahnendes Beispiel, ständig sein Tun am Denken, sein Denken am Tun prüft, wird zur komischen Figur, zum „Theoretiker“ gestempelt. Es gab im wilhelminischen Deutschland für die siegreichen „Praktiker“ kein sichereres Mittel, einen unbequemen Kritiker dem Fluche der Lächerlichkeit zu überantworten, als indem man ihn in die Klasse eben der Theoretiker einreichte.

Tews nun, nach dem Gesetz, wonach er angetreten, konnte gar nicht anders, als in Erdberg einen vollgültigen Repräsentanten jener lächerlichen Menschenklasse zu erblicken, und von dieser Überzeugung machte er dann auch bedenkenlos Gebrauch. Wobei zugegeben werden muß, daß gewisse Eigenheiten von Erdbergs Wesen und gewisse Umstände seines Berufslebens darnach angetan waren, seiner Abstempelung als Theoretiker einen Schein von Berechtigung zu leihen.

In welcher großartiger Weise er aber, als seine Zeit gekommen war, sich dann doch als Praktiker der Volksbildung bewährte, wie er das Höchste erreichte – Entbindung und zugleich Bändigung und Formung der Geister –, was dem Manne öffentlichen Wirkens zu erreichen überhaupt möglich ist, davon hoffe ich später noch eingehend berichten zu können.

In einem bestimmten Sinne freilich bleibt richtig, daß Robert von Erdberg kein Praktiker war. Er hat niemals an der Spitze eines konkreten Werkes der Volksbildung, etwa als Leiter einer Volkshochschule, gestanden, ja, wenn mich meine Erinnerung nicht ganz täuscht, hat er selbst auch keine volkstümlichen Hochschulvorlesungen gehalten. Er wirkte unmittelbar nicht auf das Volk, sondern auf die Volksbildner. In dieser Hinsicht erinnerte er an Grundtvig, den großen Schöpfer der dänischen Volkshochschule. Auch dieser hat ja niemals eine einzelne solche Anstalt gegründet und geleitet. Und sicher sind es nicht nur äußere Gründe gewesen, die ihn nicht dazu haben kommen lassen, sondern der Mangel an praktisch-pädagogischer und organisatorisch-verwaltungsmäßiger Handfestigkeit. Ähnlich lagen die Dinge wohl auch bei Erdberg. Unvergeßlich in dieser Hinsicht sein erster Besuch in unserer Dresden-Plauener Bibliothek und die Enttäuschung, die ich dabei erlebte. Wie hatte ich mich darauf gefreut, ihm nun alles das in plastischer Gestalt vorführen zu können, was er bisher nur aus meinen Aufsätzen und Studien kannte. Aber Erdbergs Auge glitt nur mit matten Blicken über unsere wohldurchdachten und gepflegten Einrichtungen hinweg, – es genügte ihm, im Wort die Essenz der Sache vorweggenommen zu haben. Das hat sich auch später nicht geändert. Während nun aber Grundtvig das große Glück hatte, in dem von ihm inspirierten Christen Kold den Mann zu finden, der aus dem geistigen Feuer, das sein Meister in ihm entfacht hatte, mit eigener schöpferischer Kraft das konkrete Werk, die Volkshochschule in Ryslinge, erstehen ließ, war es Erdberg nicht beschieden, in der deutschen Volkshochschulbewegung seinen Christen Kold zu finden.²²

So könnte es wirklich scheinen, als ob Erdbergs Wirken zwar keine „theoretische“, wohl aber eine ausgesprochen esoterische Angelegenheit gewesen sei, daß er den unmittelbaren Bezug zum Laien, zum einfachen Menschen, zum Volk also, doch verfehlt habe. Ein sehr naheliegender Schluß und doch ein Trugschluß. Zwingend wäre der Schluß nur, wenn in der Volksbildung unmittelbare Wirkung auf den Menschen sich nur im Rahmen von Institutionen, gestützt auf Einrichtungen und Apparate, vollziehen

könnte. Ein Schluß, einem materialistischen, technisierten und organisierten Zeitalter sehr naheliegend, aber doch an Grundwahrheiten des Lebens vorbeigehend. Ist doch jedem Verkehr von Mensch zu Mensch: vom Mann zur Frau, vom Vater zum Sohn, vom Bruder zur Schwester, vom Freund zum Freund, vom Meister zum Lehrling, vom Nachbarn zum Nachbarn die Möglichkeit eines Bildungsvorganges eingelagert, und überall dort, wo die Möglichkeit zur Wirklichkeit wird, steht eine gleichsam elementare, frei gewachsene „Praxis“ der Volksbildung neben der organisierten und gebundenen Praxis der institutionellen Volksbildung. In gesunden, vom Pulse echten Lebens bewegten Zeiten wird das Ganze dieser freien Praxis an Wert und Bedeutung alles überragen, was der institutionellen Praxis möglich ist. In kranken Zeiten aber wird es dringendstes Anliegen, daß sich Menschen finden, die es auf sich nehmen, neben der gebundenen den Weg der freien Volksbildungspraxis zu gehen. Es ist der nur von innerem Licht erhellte Weg im Dunklen, ohne den Glanz und die Macht des Apparates, ohne jedes soziale Prestige. Aber es ist der Weg wahrer menschlicher Erfüllung, – jener Erfüllung, die von der wohlorganisierten Volksbildungspraxis so selten erreicht wird. Und dieses nun war der Weg des Volksbildners Erdberg. Es war nicht sein einziger Weg, aber es war von allen Wegen, die er beschritt, sicher der, von dem aus das hellste Licht auf diese größte Gestalt der deutschen Volksbildung fällt. Und damit bin ich wieder bei dem „Geheimnis der Soorstraße“, bei dem Rätsel: was hatte der Baron, der Prinz aus Exotien, der Theoretiker, – was hatte er in der Ameisensiedlung des Spar- und Bauvereins zu suchen?

Wie schon berichtet, war ich nun, nach des Berliner Arbeitstages Last und Müh, an den Abenden mit einer gewissen Regelmäßigkeit Gast in der Soorstraße. Nicht an jedem dieser Abende, aber doch ziemlich häufig, ereignete sich ein merkwürdiger Vorgang. Während wir bei Tisch saßen oder nach dem Essen noch plaudernd beisammen blieben, kam das wie immer sorgfältig gepflegte Mädchen herein, trat an Erdberg heran und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Ob wir gerade erst den Löffel in die Suppe getaucht hatten oder ob wir bei einem Glase Wein und der von Erdberg hochgeschätzten Zigarre in ein Gespräch über die uns gemeinsam bewegenden Fragen vertieft waren, – Erdberg erhob sich in jedem Falle sofort, und mit der Bitte, ihn für einen Augenblick zu entschuldigen, verließ er das Zimmer. Aus dem Augenblick wurde in der Regel eine Viertel-, ja eine halbe Stunde. Frau von Erdberg plauderte mit uns weiter, und wenn er selbst dann endlich zurückkehrte, lag stets ein Zug von Nachdenklichkeit, oft aber auch von freudiger Genugtuung auf seinem Gesicht. Es konnte aber auch vorkommen, daß Frau von Erdberg abgerufen wurde, oder daß Erdberg zurückkehrte, von der Tür aus seiner Frau zuwinkte und auch diese sich bei ihren Gästen entschuldigte....

Endlich ergab sich einmal Gelegenheit, zu erfahren, was es mit diesen geheimnisvollen Störungen auf sich habe. Die „Störenfriede“ waren Nachbarn aus der Siedlungsgemeinschaft (wobei der Nachbarschaftsbereich sich keineswegs nur auf das Haus Soorstraße 37, sondern auf den ganzen Siedlungsblock erstreckte), und sie kamen zu Erdberg, wenn sie im Druck und Drang des Lebens in Not geraten waren und nicht weiter konnten. Es war nicht etwa reale Hilfe, was diese kleinen Postbeamten, Straßenbahnschaffner, Konsumvereinsangestellten von ihm erwarteten, sondern menschliche Teilnahme, das gute menschliche Wort, die lockernde und lösende Aussprache. Die Nöte

und damit die Aussprache gingen von Kümernissen des materiellen Alltagslebens über Erziehungs- und Ehesorgen bis zu den bohrenden Problemen der Politik und Weltanschauung. Plötzlich also: Erdberg, der Theoretiker, in der intensivsten Volksbildungspraxis! Und seine, ihm ebenbürtige Ehegefährtin, die distinguierte Dame der großen Welt, mit ihm! Für mich eine unsagbare Überraschung. Nachdem ich mich gesammelt hatte, wagte ich die Frage, ob ihm denn das nicht eine zu große Last sei, die er abschütteln könne, indem er seinen Wohnsitz verlege. Ein leises Lächeln und kaum merkbares Kopfschütteln: „Aber um dessentwillen sind wir ja hierher gezogen. Wie könnte ich, bei meinem Herkommen, denn guten Gewissens in der Volksbildungsbewegung stehen, wenn ich nicht, für eine Reihe von Jahren wenigstens, in eine tägliche unmittelbare Lebensbeziehung zu eben diesem Volke träte?“²³

Als ich an diesem Abend das Haus in der Soorstraße verließ, war ich bewegt wie selten. Ja, mehr noch, ich war tief beschämt. So sehr ich mich um unsere Arbeiterleser bemühte, so eng ich einigen von ihnen in Freundschaft verbunden war, – dieses Opfers, im halbproletarischen Termitenbau mich anzusiedeln, und jeden Abend des Überfalles fremder Menschen gewärtig zu sein, die mir den physischen, geistigen und seelischen Kleinleutegeruch in mein Heim bringen würden; nein, dieses Opfers wäre ich nicht fähig gewesen! Aus dieser Welt, in die sich das Ehepaar Erdberg mit seiner ganzen familiären Existenz hineinbegeben hatte, hatte ich von Jugend auf hinausgestrebt; mich jetzt hier wieder an- und einzusiedeln, – eine ganz undenkbare Vorstellung. Erdberg aber, der Baron, der Prinz aus Exotien, der, wenn er mich in Dresden besuchte, stets in einem sehr gepflegten Hotel abstieg, hatte diesen Schritt nach tief unten getan. Und von dieser Praxis des Theoretikers der Volksbildung wußte, außer seinen nächsten Freunden, die regelmäßig in seinem Hause verkehrten, kein Mensch etwas. Er sprach auch nie davon und hat auch späterhin, in den bewegenden Volksbildungsansprachen der zwanziger Jahre, nie davon gesprochen und meines Wissens auch nie darüber geschrieben. Das Gemeinschaftsleben in der Siedlung des Spar- und Bauvereins war für ihn die selbstverständliche Berührung mit dem Mutterboden der Erde, aus der er Kraft zog für alles weitere, was ihm in der Volksbildungsarbeit seiner Zeit aufgetragen war. In mein Verhältnis zu ihm war nun aber ein neuer kostbarer Faden eingewebt worden. Und wenn fortan – manchmal sogar bei denen, die mit ihm in der Volksbildung an einem Strang zu ziehen schienen – von Erdberg als dem weltfremden Theoretiker und dem hochmütigen Aristokraten gesprochen wurde, fand er in mir wohl seinen beredtesten Anwalt, ohne daß ich freilich bei den Biedermännern der Volksbildung damit sonderlich durchgedrungen wäre.

5.

So gingen wir denn, in immer engerer Vereinigung, immer größeren Aufgaben entgegen. Zuletzt, als Robert von Erdberg Referent für Volkshochschule und Volksbücherei im preußischen Kultusministerium wurde und als er zugleich den Vorsitz in der von mir im Jahre 1914 gegründeten Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen übernahm, ich selbst aber an der Spitze des weitverzweigten Leipziger Büchereiwerkes

stand, bildeten wir, für zehn unvergeßliche Jahre, im Zusammenspiel unserer Kräfte eine geistige Macht, wie sie, trotz Tews, das deutsche Volksbildungswesen, insbesondere das Volksbüchereiwesen bis dahin noch nicht gesehen hatte und wohl auch schwerlich wieder sehen wird. Manche Einzelheiten aus diesen Jahren großen gemeinsamen Aufstieges würde ich gerne noch berichten.

Und doch fehlte es auch in dieser idealen geistigen Ehe nicht an Spannungen. Zeitweise waren sie so stark, daß sie sogar unseren Bund in Frage zu stellen drohten. Ich würde meiner Chronistenpflicht schlecht genügen, wenn ich nicht auch hierüber einige Worte sagen wollte.

Die Spannungen entstanden in mehr als einer Schicht unserer gemeinsamen Bestrebungen. Von ihnen allen zu sprechen, würde hier zu weit führen. Aber die Auswahl, die ich gebe, wird die Größe der Gefahren, von denen unser Verhältnis bedroht war, zur Genüge erkennen lassen.

Immer wiederkehrend, und fast fünfzehn Jahre hindurch, kam es zu Auseinandersetzungen zwischen uns über die Form meiner Kritik. Diese war, das glaube ich sagen zu dürfen, und das hat mir auch Erdberg immer wieder bestätigt, im Kern und in der Absicht jederzeit streng sachlich. Das will heißen: sie geschah ohne Ansehen der Person. So kam es, daß Schüler, Freunde und Anhänger meiner Bestrebungen genau so, ja unter Umständen noch viel durchgreifender, von meiner Kritik betroffen wurden als meine Gegner. Ich werde davon in einem der folgenden Kapitel ein eindringliches Beispiel geben. Und so war es denn auch nur folgerichtig, wenn Erdberg für mich die Bezeichnung „Fanatiker der Sachlichkeit“ prägte.

Aber wenn auch nicht gerade als „Fanatiker“, so doch als „Großmeister“ der Sachlichkeit hätte man sehr gut auch Erdberg selbst bezeichnen können. Das Sachlich-Falsche vom Sachlich-Richtigen zu scheiden, die gewonnene Erkenntnis klar auszusprechen und dabei den Freund nicht zu begünstigen, den Gegner nicht zu benachteiligen, das war eine der Grundtendenzen seines geistigen Wesens. Die öffentliche Distanzierung vom eifrigen, im Grunde aber verständnislosen Anhänger konnte bei Erdberg sogar sehr weit gehen. Bei mir aber kam noch ein anderes hinzu. Weder das Sachlich-Richtige noch das Sachlich-Falsche war für mich etwas, was gleichsam im luftleeren Raum schwebte, – das eine wie das andere war die Tat seiner Täter. Menschen waren es, die das Gute, das Richtige dachten und wirkten, und sie hatten daher Anspruch auf unsere Dankbarkeit, ja auf unsere Verehrung. Und immer war ich, um welches Gebiet menschlichen Leistens es sich auch handelte, – immer war ich bereit, dem Verehrungswürdigen Verehrung zu zollen. Menschen aber waren es auch, die mit dem Falschen auf dem Markt erschienen. Wohl war ich mir bewußt, daß nicht jeder, der falsche Ware feil hält, ein bewußter Betrüger zu sein braucht, wie ich auch gern bereit war, zuzugeben, daß der Urheber oder Verbreiter des Falschen in anderen Sphären des Lebens ein ordentlicher Staatsbürger – vielleicht ein besserer sogar als ich selbst – und ein „guter Kerl“ sein kann, und daß wir vor Gott allzumal Sünder sind. Wenn mir aber derartige Erwägungen entgegengehalten wurden, zu dem Zwecke, meinen kritischen Eifer zu zügeln, stellte ich dem etwa folgende Argumente entgegen. Absolute Gerechtigkeit zu üben und menschliche Totalität zu erfassen, ist nicht Sache des Menschen. In der Ordnung dieses irdischen Lebens aber hat der einzelne Mensch an bestimmtem Platz seinen bestimmten

Auftrag. Diesen hat er zu erfüllen, – nicht nur mit gutem Willen, auf den sich jeder berufen kann, sondern dem Sinn des Auftrags und seiner Funktion entsprechend. Wer hier, aus welchem Grunde es auch sei, versagt, ist – in dieser Sache, in diesem Augenblick – ein Schädling. Und so, wie sich dem, dem wir das Gute und Richtige verdanken, unsere Hochachtung und Verehrung zuwendet, so muß der Schädling unsere Mißachtung und Erbitterung auf sich ziehen. Die Tat und ihr Täter sind auch hier nicht voneinander zu trennen.

Mit dieser Einstellung kam ich aber in jenes Wirrsal, dessen ich in diesem Bericht schon einmal gedachte: meine Kritik wurde zur Polemik, mit der tiefen Fragwürdigkeit, die dieser Äußerungsform des Geistes anhaftet. Nicht, daß ich mit dem polemischen Holzhammer zuschlug, auch nicht, daß ich etwa mit vergifteten Waffen, mit persönlichen Verunglimpfungen und Verdächtigungen gearbeitet hätte, was ja sofort den Bruch mit Erdberg herbeigeführt haben würde. Wohl aber stellte ich das Schiefe in eine Beleuchtung, in der nicht nur das Schiefe des Denkresultates, sondern auch das Unzulängliche des Denkvermögens zutage trat, dergestalt, daß der Dummkopf wirklich als Dummkopf, der Schwätzer als Schwätzer, der Scharlatan als Scharlatan erschien. Und ich bekenne noch einmal (wie schon im Scherlkapitel), daß ich bei diesen Operationen, wenn ich mich erst einmal zu ihnen entschlossen hatte, ein gewisses scharfrichterliches Vergnügen empfand, was den Lesern meiner Polemiken natürlich nicht verborgen bleiben konnte, die von mir Angegriffenen aber bis aufs Blut reizen mußte.

Und das war die Stelle, an der sich der Gegensatz unserer Naturen offenbarte. Erdbergs Kritik der Sache war nicht weniger eindringend als die meine, aber ihm war gegeben, was mir versagt war: die verfehlt Leistung von ihrem Urheber loszulösen, sie so zu betrachten, wie das der Naturforscher etwa gegenüber einer anatomischen Monstrosität tut. Die Urheber dieser Produkte interessierten ihn nicht. Oder wenn sie ihn (was ja in Wirklichkeit der Fall war) in der Tiefe seines Wesens doch interessierten, wenn sie ihn erregten oder empörten (im vertrauten persönlichen Gespräch konnte man sich davon überzeugen), so hatte er sich dahin erzogen, bei seiner öffentlichen Kritik diese emotionale Schicht seines Wesens gleichsam auszuschalten. „Es ist unsere Verpflichtung, in der Sache äußerste Klarheit zu erstreben, es ist aber weder unsere Verpflichtung noch unser Recht, darüberhinaus Menschen zu verletzen“. Das war der Glaubenssatz, den er mir immer wieder vorhielt. So war seine Kritik „reine Kritik“, frei von jeder polemischen Zuspitzung. Freilich entbehrte sie dafür auch dort, wo er zu positiven Ergebnissen kam, des enthusiastischen Feuers.

Diese tiefe Gegensätzlichkeit unseres kritischen Stiles wäre von geringer praktischer Bedeutung gewesen, wenn sich für mich Anlaß zu kritischer Betätigung nur hin und wieder ergeben hätte. Erdberg war ja kein Splitterrichter, und er konnte die andersgearingete Natur, wenn er nur von ihrem geistigen Rang und dem Ernst ihres Bemühens überzeugt war, durchaus neben sich vertragen. Nun wollte es aber das Unglück, daß ich, besonders im ersten Jahrzehnt unseres Zusammenwirkens, immer wieder, und oft in geradezu katastrophalen Situationen, zu Kritik und Polemik gezwungen wurde. Man stelle sich an Hand der Heidenhainschen Charakteristik den Zustand des Büchereiwesens vor, wie ich es vorgefunden hatte, und dazu meine auf Klarheit und Folgerichtigkeit gerichtete Arbeitsveranlagung. Und man stelle sich vor, daß das fachliche Unver-

mögen mancher, die sich meine „Kollegen“ nannten, in vielen Fällen Hand in Hand mit menschlicher Unzulänglichkeit ging, die nicht davor zurückschreckte, im Kampf gegen den unbequemen Eindringling auch zu verwerflichen Mitteln zu greifen. Und schließlich stelle man sich vor, daß ich, nachdem ich einmal die Schiffe hinter mir verbrannt hatte, – daß ich nun meine ganze geistige Existenz, mit allen ihren Ansprüchen, Hoffnungen und Wünschen in die Büchereisache hineingegeben hatte: – um meiner Selbstrechtfertigung willen mußte die deutsche Volksbücherei eine große und in sich starke Sache werden! Mit diesem Anspruch stand ich nun der Flut dilettantischen Gewurstels, stand ich geistiger Dürftigkeit und menschlicher Kleinheit gegenüber. So hatte ich nicht nur immer und immer wieder Veranlassung, Kritik zu üben, sondern tief war es auch in meiner gesamten, beruflichen Existenz begründet, daß ich das kritische Amt mit einem gewissen Ingrimm ausübte, welcher Ingrimm dann wieder die gefährliche, die mir selbst verderbliche Lust am tödlich-sicheren Stoß reizte.

Diese bittere polemische Lust aber war Erdberg nicht nur fremd, sondern er konnte auch nicht übersehen, daß mit meiner nie abreißen den rigorosen Polemik das Archiv und schließlich auch ich selbst in eine Gefahrenzone ersten Ranges kam, – ein Umstand, dem er unmöglich gleichgültig gegenüberstehen konnte. Es kam auch da nicht zu eigentlichen Konflikten zwischen uns, aber doch zu immer erneuten Ermahnungen Erdbergs an mich. Und nun war es so: während ich selbst mich im tiefsten Innern mit dem Problem der Polemik herumschlug und an der polemischen „Selbstvergiftung“ litt, war ich doch zugleich Erdbergs Vorhaltungen gegenüber empfindlich. War es doch Erdberg, der mich, wenn ich mich aus der Feuerlinie zurückziehen wollte, nicht freigab. Im Sommer 1911 hatte ich ihm mitgeteilt, daß ich, von der Unzulänglichkeit meiner publizistischen Tätigkeit überzeugt, aus dem Archiv ausscheiden und auf alles öffentliche Wirken verzichten wolle. Die praktische Büchereiarbeit wolle ich beibehalten, mich aber im übrigen ganz der Vertiefung meiner eigenen Bildung widmen. Dieser Entschluß hatte Erdberg in eine Erregung versetzt, die bei dem scheinbar so kühlen Mann etwas ganz Ungewöhnliches war. In einem zwölf Seiten langen handschriftlichen Briefe²⁴ beschwor er mich, mich eines Besseren zu besinnen, versuchte er mir die Irrtümer klarzumachen, die meinem Entschluß zugrunde lagen, stellte er mir in stärksten Worten meine Verpflichtung vor, nicht so sehr dem Archiv, als vielmehr der Volksbildungssache, ihrem literarischen Dienst, treu zu bleiben. Ich teile das einzigartige Dokument im Anhang zu diesem Lebensbericht mit. Zum Schlusse hatte mich Erdberg beschworen, keine endgültige Entscheidung zu treffen, bevor wir uns nicht noch einmal mündlich ausgesprochen hätten. „Wie die Sache sich auch entwickeln möge, diese Unterredung muß stattfinden.“ Sie hat dann auch stattgefunden, und es war Erdberg wirklich gelungen, mich umzustimmen. Nun stand ich, stöhnend in Lust und Qual, erneut in der Feuerlinie, nun sollte aber auch Erdberg, der mich wieder dahin gebracht hatte, aufhören, an mir herumzupädagogisieren. Ich wollte mich damit keineswegs von der Verpflichtung zur Selbstprüfung und Selbstkritik lossagen, aber ich mußte den Weg zur Läuterung allein finden.

Meine Störrigkeit gegenüber den Ermahnungen Erdbergs wurde noch durch eine Erfahrung besonderer Art verstärkt. Gewiß gab sich Erdberg in seiner, von jedem persönlichen Nebenton freien Kritik weniger Angriffsflächen als ich, der von Zorn und Empö-

rung umgetriebene Draufgänger. Aber immer wieder erlebte ich, daß der weit überwiegen- den Mehrzahl der Menschen die leidenschaftlich bewegte Polemik immer noch verständlicher und im Grunde sympathischer war als die gleichsam in göttlicher Erhabenheit über den Dingen schwebende, dabei aber die Gebrechlichkeit dieser Dinge umso eindringlicher enthüllende „reine Kritik“. Jener Vorfall nach dem Vortrag in dem Zweigverein der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ hätte mir kaum widerfahren können; man wäre auf mich vielleicht mit einer Schimpfkanonade wüstester Art losgegangen, aber ohne Zweifel hätten sich auch einige der Tagungsteilnehmer schützend vor mich gestellt, und es wäre wenigstens zu einer Auseinandersetzung gekommen. Die tödliche Ächtung hingegen, der Erdberg verfallen war, wäre mein Schicksal wohl in keinem Falle gewesen. Ich bin mir bewußt, mit dieser Feststellung keinen letzten Wertmaßstab getroffen zu haben. Aber da Erdberg, neben den grundsätzlich-sittlichen Erwägungen, mich eben doch auch immer wieder auf die bedenklichen Folgen meiner polemischen Attacken hinwies, glaubte ich das Recht zu haben, innerlich über die Weltfremdheit des verehrten Freundes den Kopf zu schütteln und trotzig auf meinem Wege zu verharren. Daß ich allein auf Erdbergs Weg der polemischen Selbstvergiftung, unter der ich so sehr litt, ledig werden würde, sah ich bei strengster Selbstprüfung wohl ein. Aber ich konnte eben doch aus dem Walter Hofmann keinen Robert von Erdberg machen. Ledig der Selbstvergiftung konnte ich nur werden, wenn ich die Fachpublizistik überhaupt aufgab. Das hatte ich gewollt, und das eben hatte Erdberg verhindert. So mußte denn jeder von uns beiden seinen eigenen Weg zu Ende gehen.²⁵

6.

Alles das waren Spannungen, Meinungsverschiedenheiten, Verstimmungen, aber es waren in keinem Falle wirkliche Konflikte. Doch auch an solchen sollte es nicht fehlen. Indessen ergaben sich die Konflikte nicht so sehr aus der Gegensätzlichkeit unserer Naturen, als vielmehr aus unaufhebbaren Zwangsläufigkeiten der von mir eingeschlagenen Büchereipolitik. War es Erdberg vorher lange Jahre hindurch versagt gewesen, auf die Geschicke der deutschen Volksbildung Einfluß auszuüben, so sah er sich durch die enge Verbindung mit mir sehr bald in den Mittelpunkt einer immer weiter ausgreifenden deutschen Volksbüchereibewegung gestellt. In den ersten Anlaufsjahren und während des Weltkrieges hatte das noch nicht allzuviel zu bedeuten. Das änderte sich, als er, damals schon Volksbildungsreferent im preußischen Kultusministerium, im Jahre 1920 Vorsitzender des Vereins wurde, der Träger unserer „Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen“ war. Erdberg hatte nun eine ganz unmittelbare große Verantwortung für die praktische Büchereientwicklung in Deutschland. Die tiefgreifende Umgestaltung des deutschen Volksbüchereiwesens, die sich damals vollzog, geschah immer auch im Auftrag und im Namen Robert von Erdbergs. Wenn aber, wie es wiederholt vorkam, die Zentralstelle große Aufträge des preußischen Kultusministeriums auszuführen hatte, stieg Erdbergs Verantwortung schier ins Unermeßliche. Unter diesen Umständen mußte es für ihn sehr nahe liegen, nun auch mit eigenem Urteil und eigener Entscheidung in unsere Bewegung, in die Unternehmungen und

Arbeiten der Zentralstelle eingreifen zu wollen. Dem aber standen schlechthin unüberwindliche Hindernisse entgegen. Unsere Zentralstelle war ja nicht ein Warenhaus, in dem für einen unübersehbaren und ziellos wuchernden Bedarf alle möglichen, auch die heterogensten Produkte bereitgestellt und angeboten wurden, vielmehr glich sie der Werkstatt des Künstlers, in der aus innerer Anschauung die Gebilde und ihre Formen hervorwuchsen. Das galt selbst, als die Zentralstelle zum Großbetrieb anwuchs und in der Werkstatt Gehilfen und Lehrlinge in großer Zahl beschäftigt wurden. Immer mußte sich der einzelne dieser Mitarbeiter dem hier obwaltenden Gestaltungsgesetz fügen. Das konnte er aber nur, wenn er in einer strengen Lehre dieses Gesetz in sich aufgenommen hatte. Wie aber hätte ein Außenstehender, der weder durch die strenge Lehre gegangen war, noch jemals die eigentümliche Werkstattluft geschmeckt hatte, da mittun können?

So stand also Erdberg, so eng er auch mit unserer Büchereibewegung verbunden war, doch, sobald es um die eigentliche Arbeit ging, außerhalb. Es ist ein weiteres Ruhmesblatt in der Geschichte dieses seltenen Menschen, daß sich h i e r a u s Schwierigkeiten nicht in einem einzigen Falle ergaben. Er war selbst zu sehr Künstlernatur und er hatte eine zu sichere Witterung für das Künstlerisch-Organische des Leipziger Schaffens, als daß es ihm hätte beikommen können, in irgend einer Weise mit Urteil, Rat oder gar Forderung in unsere Gestaltungsprozesse einzugreifen. Sehr viel Kummer und unnützer Kräfteverbrauch wären mir erspart geblieben, wenn alle meine Freunde draußen im Lande, auf die sich meine Büchereipolitik stützte, gleich tiefe Einsicht besessen, gleich noble Zurückhaltung geübt hätten.

Indessen ergaben sich im Gebiete der Zentralstelle Situationen, die für Erdberg, den Vorsitzenden, noch um vieles heikler waren. Denn eines hätte er als verantwortlicher Vorsitzender mit vollem Recht erwarten können, ja sogar fordern müssen: die rechtzeitige Information über den jeweiligen Stand der Zentralstellenangelegenheiten. Jeder mit öffentlichen Geschäften Vertraute wird diese Forderung als selbstverständlich finden, zumal bei einem Unternehmen, das je länger je mehr mit bedeutenden öffentlichen Mitteln und im Auftrage vieler staatlicher und kommunaler Stellen arbeitete. Und doch war es auch hier nicht möglich, das Selbstverständliche zu tun. Dabei war es hier weniger der Prozeß organischen Gestaltens, der den Vorsitzenden der Zentralstelle von deren Arbeitsvorgängen abtrennte, als das geradezu rapide Tempo, in dem sich das gesamte Leipziger Büchereiwerk seit 1920 etwa entwickelte, und das Chaos der Zeit, in das wir mit diesem Eilzugtempo hineinkamen. Immer wieder mußten weitesttragende Entscheidungen im Handumdrehen, in weniger als vierundzwanzig Stunden getroffen werden. Als die Inflation in unerhörten Sprüngen raste und wir zur selben Zeit unser „Einkaufshaus für Volksbüchereien“ aufbauten, waren es oft nicht einmal Stunden, in denen Entschließungen gefaßt werden mußten, von denen abhing, ob sich das Vermögen des Einkaufshauses in Rauch auflösen oder ob es gerettet werden würde. Unter solchen Umständen blieb dann auch nicht die schmalste Zeitfuge, in die eine wohltemperierte Besprechung mit dem Vorsitzenden der Zentralstelle hätte eingeschoben werden können.

Das alles bedeutete aber nichts anderes, als daß Erdberg sich immer wieder vor vollendete Tatsachen gestellt sah, für die er dann vor der Öffentlichkeit die Verantwor-

tung übernehmen mußte. Diese Sachlage, die in neunundneunzig von hundert Fällen ohne Zweifel als ausgesprochener Mißstand bezeichnet werden mußte, konnte sich bei den Jahresversammlungen der Zentralstelle bis zum Grotesken steigern. Mir selbst war es in der Regel nicht möglich, mich auf die Versammlung einigermaßen in Ruhe vorzubereiten. Oft reichte mir Ella Haupt, meine Sekretärin, dieses Wunder an Umsicht, Präzision und Unermüdllichkeit, noch unmittelbar vor der Abfahrt die Papiere mit den statistischen und finanziellen Aufstellungen in mein Abteil, und erst während der Fahrt konnte ich mir den gesamten Stoff zurechtlegen, den ich als Geschäftsführer der Zentralstelle vorzutragen hatte, den ich aber bei „geordneter Geschäftsführung“ ja zunächst dem Vorsitzenden hätte vorlegen müssen. Am Tagungsort angekommen, blieb meist gerade noch Zeit, mich in eine Autodroschke zu werfen, um das Versammlungslokal rechtzeitig zu erreichen. Gerade daß ich Erdberg noch flüchtig begrüßen konnte, und schon mußte er mir das Wort für meinen Bericht erteilen. Während ich referierte, mußte er sich meine Gedanken, Vorschläge und Forderungen innerlich aneignen, um sie dann der Versammlung als auch von ihm ausgehende Willenskundgebung zur Annahme zu empfehlen.

Es war eine harte Zumutung, die hiermit an Erdberg gestellt wurde. Und das umso mehr, als er sich als zweiter Geschäftsführer der „Zentralstelle für Volkswohlfahrt“ den Ruf eines untadeligen preußischen Verwaltungsbeamten erworben hatte und nun auch als Angehöriger der höheren preußischen Ministerialbürokratie eifrig darauf bedacht war, sich diesen Ruf zu erhalten. Aber es gehörte zu der Größe Erdbergs, daß er zwar dem Kaiser gab, was des Kaisers ist, aber die Zivilcourage besaß, über diese Ordnungsgrenze hinauszugehen, wenn es im Interesse des „Eigentlichen“ not tat. Und weil er wußte, daß die große, die gesamte Büchereisache befruchtende Entfaltung der Zentralstelle in jenem Entwicklungsabschnitt nur unter Verletzung der bürokratischen Spielregeln möglich war, brachte er es über sich, unter Gefährdung seines Namens zu dem tolleren Betrieb immer wieder Ja und Amen zu sagen. Niemals ist es wegen dieser meiner formalen Regelwidrigkeit und Gewalttätigkeit zwischen uns zu einem Konflikt gekommen. Und doch dürfte, ohne daß sich Erdberg dessen bewußt geworden sein wird, in dieser ihm aufgezwungenen Passivität ganz wesentlich die Wurzel des Übels zu suchen sein, das nun doch von Zeit zu Zeit über uns hereinbrach. Die folgende schwere Verwicklung, der sich nunmehr meine Erzählung zuwendet (und die freilich die schwerste in einer Reihe ähnlicher war), wird diesen Zusammenhang zum mindesten als wahrscheinlich erscheinen lassen.

7.

Das weitaus schwierigste Problem meines gesamten beruflichen Wollens lag in der Frage der Mitarbeiter. Es würde ein eigenes Kapitel erfordern, zu berichten, welche unendlichen, nie abreißen Mühn, welche Summe schwierigster geistiger Anstrengungen, welche tiefgehenden Verzicht auf persönliche Lieblingsvorstellungen erforderlich waren, um zunächst für das Zentrum unserer ganzen Bewegung, erst also für Dresden-Plauen, später für das große Leipziger Büchereiwerk, den erforderlichen Per-

sonalkörper zusammenzubringen. Die Schwierigkeiten waren bei allen Kategorien unserer Mitarbeiter, begonnen schon bei den Garderobefrauen und den jugendlichen technischen Hilfen, groß, sie wuchsen außerordentlich bei den bibliothekarischen Kräften, aber sie vervielfältigten sich bei den wissenschaftlichen und literarischen Mitarbeitern. Es war vor allem die Ferne zu volksmäßigem Anschauen, Fühlen und Denken, dazu Verachtung alles Technischen und Manuellen innerhalb der Büchereiarbeit, die mir, in anmutig-verschiedenartiger Mischung, bei den Männern (seltener bei den Frauen) entgegneten, die von den hohen Schulen zu uns kamen.

Kaum minder groß aber waren die Personalschwierigkeiten bei unserer Büchereipolitik draußen im Lande. Immer wieder kam es vor, daß wir die schönsten Aufbaupläne zurückstellen mußten, weil es uns nicht gelang, für die Leitung der geplanten Bücherei oder einer neuen Landesstelle die geeignete Kraft zu finden. Kam es hierbei doch auf eine Verbindung von Eigenschaften und Kräften an, die sehr selten in einer Person vereint sind: vollendete Beherrschung des vielschichtigen Fachlichen, Weite und Fülle des geistigen Wesens und dazu die eigentlich direktorialen Fähigkeiten. Unter den vielen Volksbibliothekaren, die im Lauf eines langen Berufslebens an mir vorüberzogen, waren kaum fünf, sechs, denen ich diese Verbindung zuerkennen konnte. Hatte ich mir aber dann doch einmal einen Mann herangebildet, der nach menschlichem Ermessen wohl in der Lage gewesen wäre, die Leitung einer neuen bedeutenden Büchereiorganisation zu übernehmen, war es fast unmöglich, ihn ohne Schwächung des Leipziger Zentrums, das ja mit seinem hochwertigen bibliothekarisch-geistigen Stab stand und fiel, abzugeben. Glaubte ich das dem Zentrum nicht zumuten zu können, mußte ich auf die Außengründung verzichten, sofern ich sie nicht, was einem Verrat der eigenen Sache gleichgekommen wäre, mit unzulänglichen Personalmitteln durchführen wollte. Wie aber konnte ich auf die Außengründung verzichten, wenn doch von ihr in diesem Augenblick vielleicht der Erfolg unserer Büchereibewegung in einem ganzen großen Bezirk, in einer Provinz, in einem Lande sogar abhing? Zwischen diesen drei gleichstarken Motiven – Rücksicht auf das Zentrum, ohne das unsere ganze Bewegung nichts war; Rücksicht auf meine Berufsehre, ohne die ich in die Klasse der Scharlatane abgesunken wäre; Rücksicht auf die Außenpolitik, ohne deren Erfolg auch das „Zentrum“, seine Unangreifbarkeit, in Frage gestellt werden konnte, – zwischen diesen Motiven wurde ich oft wochen-, ja monatelang hin- und hergerissen, und es waren diffizilste taktische und personalpolitische Manöver notwendig, um zuletzt doch eine tragbare Lösung zu finden. Das Universalrezept, das ich in jedem solchen Falle zunächst anwandte, hieß: Zeit gewinnen. Es galt, die Stadt, die sich entschlossen hatte, unter unseren Fahnen zu marschieren, in diesem Entschlusse bis zum äußersten zu festigen und sie doch zugleich von vorzeitigem Losschlagen zurückzuhalten. Fast stets ein Kunststück, ähnlich aussichtsvoll wie die Quadratur des Kreises. Meinen Freunden aber, die gewöhnt waren, mich voranzustürmen zu sehen, erschien ich dann plötzlich als unbegreiflicher Zauderer.

Von den außerordentlichen Schwierigkeiten dieses Teiles unserer Büchereipolitik hat Erdberg wohl niemals eine ganz klare Vorstellung gehabt. Und es war im Grunde auch nicht möglich, ihm diese Vorstellung zu vermitteln. Denn es floß doch soviel Unwägbares hinein, und das Unwägbare war selbst zumeist in Fluß, dergestalt, daß es sich schon

wieder gewandelt hatte, wenn man zum Sprechen hätte ansetzen wollen. So mußte ich denn das Spiel mit den vielen Bällen allein spielen, nur assistiert von der Gefährtin, die ja jede Wendung unserer beruflichen Situation an meiner Seite mit durchlebte. Wohl aber mochte in solchen Fällen auch Erdberg manchmal den Eindruck gehabt haben, daß ich eine günstige große Gelegenheit nicht richtig einschätze und daß es unter diesen Umständen sein Recht und seine Pflicht wäre, aus dem Hintergrund etwas nachzuhelfen. Und ein kleines Teufelchen mochte dann wohl dem Lieben, Guten, Großen zuraunen: so bist doch auch du in der Büchereibewegung, bist in der Zentralstelle nicht nur zur Passivität verurteilt.

So mag es auch im Jahre 1924 gewesen sein, – das Jahr, das den schwersten Zusammenstoß zwischen Erdberg und mir brachte. Es war mir damals gelungen, einen literarischen und wissenschaftlichen Mitarbeiter außerordentlichen intellektuellen Ranges zu gewinnen, – hoch emporragend über allem, was ich vorher und auch nachher an Kräften in meinem literarischen Stab gesehen habe. Leider stand die menschlich-sittliche Natur des neuen Mannes in keinem Verhältnis zu seiner geistigen Kapazität. Ich hatte ihn in einem wahren sozialen Schlamm vorgefunden, hatte ihn, trotzdem mich eine innere Stimme warnte, unter großen Opfern auf festen Boden gestellt und bald, geblendet von dem ungewöhnlichen Glanz seiner Leistungen, zum ersten Mann nach mir im Leipziger Büchereiwerk gemacht.²⁶ Auch hatte ich ihn, um ihn zu halten und zu stärken, in den Kreis meiner Freunde und des Hohenrodter Bundes, der die besten Köpfe und die stärksten Herzen der deutschen Volksbildung umfaßte, eingeführt. Auch dort hatte er dank seiner hohen Gaben den Eindruck erweckt, den ich erwartet und gewünscht hatte. Im Kreis meiner Leipziger Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aber erhob sich schon nach kurzer Zeit gegen Herrn B. entschiedenste Opposition. Diese tüchtigen Männer und Frauen hatten seine sittliche Haltlosigkeit, die sich in schlimmstem Zynismus ebenso wie in schäbigen Pumpversuchen bei den ihm nachgeordneten Kräften äußerte, bald durchschaut und hatten mich unter Vorlegung unbezweifelbarer Dokumente davon überzeugt, daß die innere Brüchigkeit dieser Existenz durch Verpflanzung auf einen neuen Boden, durch Übertragung großartiger Aufgaben, durch Beweise eines beispiellosen Vertrauens nicht behoben war. Trotzdem hatte ich mich nicht entschließen können, mit ihm zu brechen: ich war der geistigen Halb- und Viertelsexistenzen, die mir in jenen Jahren des Aufstiegs von allen Seiten zuströmten, gründlich satt, und zudem standen wir mitten in Aufgaben inneren Aufbaues von höchster Verantwortung; so in der Arbeit an einem „Deutschen Grundverzeichnis“, mit dem der deutschen Volksbücherei, die immer noch zu sehr an ein literarisches Warenhaus erinnerte, ein geistiges Gesicht gegeben und damit zugleich der gesamten, durch Industrialisierung und Kommerzialisierung korrumpierten deutschen Buchwirtschaft ein entscheidender Dienst geleistet werden sollte. Und gerade hierbei zeichnete sich der so problematische Mitarbeiter in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise aus. – So von innen und außen bedrängt, machte ich den größten Fehler meines Berufslebens, drückte vor den offenkundigen Tatsachen beide Augen zu, nahm die Gefahr einer tiefen inneren Verwirrung meines Mitarbeiterkreises auf mich und baute, wenn auch unter eindringlichsten Ermahnungen und Beschwörungen, dem Schädling immer wieder goldene Brücken. Dieser aber gehörte zu jenen satanischen Naturen, in denen erwiesene Gutta-

ten wie Gift fressen und die eine schauerliche Lust darin finden, denjenigen, der ihnen hilfreich die Hand gereicht hat, mit Kot zu bewerfen. Das würde er aber ohne jede Hemmung erst dann tun können, wenn er nicht mehr dem Verband des Leipziger Büchereiwerkes angehören würde. So strebte er längst schon von Leipzig weg, und mit der heuchlerischen Motivierung, wie viel mehr er von außen her meiner Sache dienen könne, hatte er mir auch schon mehrfach von diesem seinem Wunsch gesprochen. Darauf war ich nicht eingegangen. Einmal weil ich in meiner Verblendung glaubte, bei dem, was ich für unsere Sache vorhatte (und ohne das unsere mächtige äußere Entfaltung auch nur eine verbesserte Neuauflage der Tewserei gewesen wäre), auf den eminenten Kopf dieses brüchigen Charakters doch angewiesen zu sein, zum andern, weil ich ahnte: hat er sich erst einmal von dir gelöst, wird er unfehlbar den vergifteten Pfeil auf dich absenden. So ist es dann ja auch wirklich gekommen. Von mir also in der Erfüllung seines Wunsches gehemmt, hatte er sich Erdberg offenbart, hatte ihn davon zu überzeugen gewußt, daß er bei uns nicht am richtigen Platz stehe und daß es im Interesse „unserer gemeinsamen Sache“ läge, wenn Erdberg ihm zu einem andern Wirkungskreis ver helfe. Bei dem Verhältnis, in dem Erdberg zu mir stand, wäre es das Selbstverständliche gewesen, mich von diesen Absichten meines ersten Mitarbeiters zu unterrichten. Aber in diesem kritischen Augenblick mag Erdberg geglaubt haben, meiner Schwachheit zu Hilfe kommen und ein wenig Schicksal spielen zu müssen. Genug, er verschwieg mir den ganzen Vorgang und knüpfte dafür Verhandlungen mit Dresden an, um dort seinen Schützling, meinen Mitarbeiter, in einer bedeutenden Stellung unterzubringen und damit zugleich die Dresdner Büchereisache voranzutreiben. Auch ich verhandelte in jenen Monaten, worüber ich mich mit Erdberg mehrfach unterhalten hatte, mit Dresden. Die Verhältnisse hatten sich dort in letzter Zeit in vieler Hinsicht geändert, neue Männer waren auf dem Plan erschienen, mit denen ich hoffen konnte, zu einer büchereipolitischen Verständigung zu gelangen. Selbstverständlich mußte meine Position in höchstem Maße fragwürdig werden, wenn zu gleicher Zeit der Referent im preußischen Kultusministerium, der Vorsitzende unserer Zentralstelle, ohne mein Wissen mit der gleichen Stadt Verhandlungen pflog mit dem Ziel, meinen ersten Mitarbeiter, mit dem ich tief in der Arbeit an dem großen Werk des Deutschen Grundverzeichnisses stand, von mir zu trennen.

Die Umstände, unter denen ich von diesen Vorgängen endlich Kenntnis erhielt, waren ganz danach angetan, der schlimmen Affäre einen wahrhaft tragischen Charakter zu verleihen. Ich war gerade mit Robert von Erdberg eine volle Woche lang auf einer der schicksalsträchtigsten Tagungen, die wir je gemeinsam erlebt hatten, zusammen gewesen. Unsere Büchereibewegung war in den sechs Jahren nach dem deutschen Zusammenbruch allzuschnell in die Breite gewachsen, und damit hatte sich die Gefahr der Verflachung und Verwässerung eingestellt: – Programm und Wirklichkeit begannen in unerträglicher Weise auseinanderzuklaffen! Wenn ich nicht selbst zum Scharlatan werden wollte, mußte ich den Versuch machen, das Steuer noch einmal herumzureißen. An die führenden Köpfe unserer Bewegung mußte ein eindringlicher Appell gerichtet werden, und zugleich mußte eine neue Organisationsform gefunden werden, die erlaubte, der großen Masse unserer Anhänger die praktischen Wohltaten der Zentralstelle zu sichern, ohne ihnen den Anspruch zu erlauben, Träger einer geistigen Bewegung zu

sein, zu der sie in Wirklichkeit keine innere Beziehung hatten. Diese geistige Reinigung und organisatorische Umbildung herbeizuführen, war der Zweck der Tagung, die vom 17. bis 22. September 1924 auf der fränkischen Burg Lauenstein stattfand und zu der sich Repräsentanten unserer Bewegung aus ganz Deutschland eingefunden hatten.²⁷ Es war keine der glanzvoll-mitreibenden Tagungen, wie wir sie schon oft gehabt hatten, sondern ein schweres geistiges Ringen mit uns selbst. Mein Rigorismus in der Beurteilung des bisher Erreichten, die Strenge meiner Forderungen für die Zukunft, – all das stieß bei der Mehrzahl der Teilnehmer auf Befremden, bei nicht wenigen sogar auf entschiedene Ablehnung. Bei einer Wendung der Diskussion, als ich noch einmal unser Versagen in schärfster Formulierung zusammengefaßt hatte, war einer der einflußreichsten Männer unserer Bewegung, dem die Zentralstelle in Süddeutschland Außerordentliches verdankte und mit dem ich mich in manchen wesentlichen Stücken verbunden wußte, empört aufgesprungen mit der Absicht, die Tagung und damit wohl auch mich selbst und mein Werk zu verlassen.²⁸ Das wäre für unsere Bewegung und für die Zentralstelle ein Schlag gewesen, von dem sie sich wohl kaum jemals wieder erholt haben würden. Hier war es Erdberg, der, unterstützt von seiner Gattin, die zu den Tagungsteilnehmerinnen gehörte, die Situation rettete: in langen persönlichen Gesprächen mit dem tief verletzten Freund gelang es ihnen, diesen davon zu überzeugen, daß nicht Überheblichkeit und Herrschsucht, sondern eine tiefe Gewissensnot es sei, was mich bei meinem Versuch einer Klärung leitete, und daß eine echte Volksbildungsbeziehung ohne derartige Selbstprüfungen notwendigerweise versacken und versanden müsse. Damit war die Krise überstanden, und die Tagung, wenn auch in allen Teilnehmern die tiefe Erschütterung noch nachzitterte, ging in voller Harmonie zu Ende. Erdberg und ich aber konnten uns nicht entschließen, uns sogleich wieder in den Trubel der Geschäfte zu stürzen, – wir mußten die ungeheure innere Anspannung, die Erregung dieser Tage erst in uns ausklingen lassen und schoben daher auf der Rückreise noch einen Ruhetag in Jena ein. Selbst unsere Frauen konnten wir bei diesem Freundschaftsbeisammensein nicht brauchen. Wir stiegen in jenem „Schwarzen Bären“ ab, in dem ich vor nunmehr zwanzig Jahren der Gast Ida Bienerts gewesen war, und unseren Nachtrunk nahmen wir in jener „Göhre“, wo ich im November 1905 über dem Problem der Ausleihe gegrübelt hatte. Da der späte September des Jahres 1924 ungewöhnlich mild war, saßen wir nicht in einer der kleinen überfüllten Stuben der „Göhre“, sondern vor dem Haus, am alt-berühmten Jenaer Marktplatz. Schweigend genossen wir der schönen Spätsommernacht, schweigend erfreuten wir uns unserer tiefen inneren Verbundenheit, deren wir uns in den vergangenen stürmischen Tagen erneut bewußt geworden waren. Und als wir uns dann verabschiedet hatten und ich im „Schwarzen Bären“ allein in meinem Zimmer war, überkam mich das tiefe Glücks- und Dankesgefühl: Er, Erdberg, ist doch der einzige, der dich ganz versteht, der einzige, auf den du dich auch in den schwersten Krisen deines Berufslebens ganz verlassen kannst.

Als ich am nächsten Tage froh und tatenbereit in Leipzig wieder eintraf, empfing mich die Gefährtin, die sonst jederzeit Gefaßte, mit einem Ausdruck im Gesicht, der mir sofort, ehe noch ein Wort gefallen war, verriet, daß sich Schlimmes ereignet haben müsse. Auch fühlte ich sogleich, daß es sich nicht um ein Unglück in der Familie, sondern um eine Katastrophe für unser gemeinsames Werk handelte. Und so war es

auch. Herr B. hatte ihr während meiner Abwesenheit mitgeteilt, daß er demnächst nach Dresden gehe, und auf ihre erstaunte Frage, wieso er denn dazu käme, hämisch triumphierend geantwortet: das hat Herr von Erdberg vermittelt...

8.

Ich war wie vernichtet. Deutlich sah ich: das ist das Ende der Beziehungen zu dem Mann, mit dem du gestern noch, nichtsahnend, tiefbeglückt, die Freundschaftsfeierstunde gehabt hast, und der, während du dich ihm so nahe wähnstest, wie Menschen, Männer, sich überhaupt nahe sein können, vielleicht daran dachte, wie er das Spiel hinter deinem Rücken fortsetzen könne. Und ebenso deutlich sah ich, daß damit das Ende meiner Büchereipolitik gekommen war, um deren innere Erneuerung ich eine Woche lang auf dem Lauenstein gekämpft hatte. Ich konnte eine deutsche Büchereipolitik weder gegen Robert von Erdberg, noch konnte ich sie, wie sich alles entwickelt hatte, ohne ihn machen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als Erdberg unverzüglich meinen Rücktritt von der Zentralstelle mitzuteilen und ihm die Organisation, mit allem was dazu gehörte, zu übergeben.

Aber es kam zunächst doch noch einmal anders. Was mir als ein unbegreiflicher Treubruch erschien, faßte Erdberg ganz harmlos als einen Lapsus auf, zu dem er durch eine Verkettung verschiedener Umstände gekommen war, und er war es nun, der sich durch meine Auffassung tief verletzt fühlte. So kam es zu Verhandlungen. Ich will ihre einzelnen Stadien hier nicht aufführen. Was waren gegen dieses entsetzliche Ringen mit dem verehrtesten aller Freunde die Kämpfe auch mit dem gehässigsten meiner büchereipolitischen Gegner? Was waren dagegen selbst die aufwühlenden Auseinandersetzungen auf der Lauensteiner Tagung, wo derselbe Erdberg eben noch seine Hand schützend über mir gehalten hatte? Eine Brücke konnte überhaupt nur geschlagen werden, indem die Gefährtin zu Erdberg hinüberfuhr und versuchte, ihm im persönlichen Gespräch klar zu machen, wie mich sein Verhalten treffen mußte und wie eine derartige Nebenpolitik unfehlbar auch zur Auflösung unserer gesamten Bewegung führen müsse. Zuletzt, es war schon tief im November, kam Erdberg zu einer Schlußbesprechung zu mir herüber, und wie über einem Abgrund, in dessen Tiefe wir die Dämonen der Zerstörung lauern wußten, reichten wir uns tief erschüttert wieder die Hände.

Die Dämonen grollten in der Tiefe weiter – aber sie wagten sich doch nicht wieder herauf ans Licht des Tages und in unsere Welt des Schaffens. Für Erdberg und mich aber kamen nun erst die Jahre reifster Erfüllung, kam der Durchbruch zur letzten, höchsten Stufe unserer Freundschaft. Von 1925 an tauchte in unserem Briefwechsel zum ersten Male in der Anrede das Wort Freund auf.²⁹ Erdberg machte damit den Anfang, ich folgte, indem ich formulierte: Lieber Freund Erdberg. Erdberg antwortete: so sehr ihn auch die Anrede meines letzten Briefes erfreut hätte, so enthalte sie doch immer noch ein Wort zu viel. So wagte denn auch ich es, über meine Briefe an Erdberg die einfachen zwei Worte „Lieber Freund“ zu setzen. Doch tat ich es nicht ohne das Gefühl einer Einbuße, – Erdberg, so Schweres ich auch mit ihm soeben wieder durchgemacht hatte, war in meiner Lebensordnung eben mehr als ein Freund.

Im Jahre 1925 kam dann die große Leipziger Büchereifeier³⁰, die zu einer hohen Ehrung des Leipziger Büchereiwerkes auszugestalten Erdberg die äußersten Anstrengungen gemacht hatte. War es ihm doch sogar gelungen, Carl Heinrich Becker, den noblen Repräsentanten des geistigen Deutschland auf dem Sessel des preußischen Kultusministers, zu bewegen, als Vertreter Preußens und des Reiches die Feier mit einer bedeutsamen Kundgebung zugunsten der deutschen Volksbücherei überhaupt, zugunsten der Leipziger Ausprägung der deutschen Volksbücherei im besonderen, zu eröffnen. Was zur Folge hatte, daß Erdberg und ich nicht nur vor einem stolzen Kreis führender deutscher Volksbildungsmänner, sondern auch vor einem „Parkett von Ministern“ und hohen Ministerialbeamten für den Gedanken der Volksbücherei werben konnten – ein in der Geschichte der deutschen Volksbücherei beispielloser Vorgang. Im Anschluß an die Feier gelang dann die Gründung des „Instituts für Leser- und Schrifttumskunde“³¹, an dem sich, außer Bayern, sämtliche deutschen Länder und das Reich sowie die Stadt Leipzig beteiligten, – ein Werk, das Erdberg mit Recht als die Krönung seiner ureigensten Bestrebungen empfand, als Gipfelung dessen, was er ein halbes Menschenalter früher mit dem „Volksbildungsarchiv“ begonnen hatte. Es kam ein Jahr später der sechzigste Geburtstag Erdbergs, den wir, die Gefährtin und ich, draußen in seinem neuen Heim in Waldheim bei Finkenkrug mit Frau und Töchtern im engsten Freundeskreis feierten. Und als ich dann endlich die Bürde der Geschäftsführung der Zentralstelle von mir werfen konnte, um mich, neben der Leitung der Leipziger Büchereihallen, ganz den mir gemäßerer Aufgaben im neuerrichteten Institut widmen zu können, kam auch für mich, wenn freilich nur kurz bemessen, eine Periode, da das Leben in ruhigerem Strome dahinflöß. In dieser Zeit verging kaum ein Monat, ohne daß Erdberg, oft begleitet von seiner Gattin, zu uns herübergekommen wäre und im Fremdenzimmer im stattlichen Büchereihaus in Leipzig-Gohlis Quartier genommen hätte. In Gelassenheit gingen wir nun, im schönen Garten des Büchereihauses auf und ab wandelnd, die großen noch ungelösten Fragen der Volksbildung durch; die Abende aber sahen uns regelmäßig bei einem guten Tropfen in einem der altväterischen Hinterzimmer in Krauses Weinstuben in der Katharinenstraße, und hier war dann keine Rede mehr von Volksbildung und Volksbücherei. Es waren Stunden köstlichster Entspannung, Scherz und Ernst, Schlicht-Alltägliches und leise Berührung letzter Dinge in beglückender Weise gemischt. Und als dann im Jahre 1928 für Erdbergs älteste Tochter die Frage nach einer Berufsausbildung spruchreif wurde, entschloß sich das Ehepaar Erdberg, Monika von Erdberg auf unsere Deutsche Volksbüchereischule in Leipzig zu geben. So saß denn nun die Tochter des baltischen „Barons“ zu Füßen der Tochter des alten Leipziger Arbeiterführers, – ein schönes Symbol dessen, was einer der großen Leitgedanken unserer Volksbildungsarbeit war. Aber auch die große innere Nähe, in der nun die Familien Erdberg und Hofmann lebten, konnte selbst als ein solches Symbol gelten.

9.

Ende 1927 kündigte sich in ersten Anzeichen an, daß Robert von Erdbergs Gesundheit erschüttert war. 1928 durften wir noch einmal hoffen, das Herzleiden, das ihn bedrohte, zwar nicht behoben, aber in seinem raschen Fortgang doch aufgehalten zu sehen. Im

September 1928 waren wir noch einmal in Köln, unserem großen büchereipolitischen Stützpunkt im Westen, zusammen, um die „Westdeutsche Volksbüchereischule“, eine Tochtergründung unserer „Deutschen Volksbüchereischule“ in Leipzig, aus der Taufe heben zu helfen.³² Anschließend, gemeinsam mit Frau von Erdberg, eine schöne, von freundlichen Lichtern umspielte Fahrt nach Freudenstadt im Schwarzwald, zur Herbsttagung des Hohenrodter Bundes. Doch wurde hier schon deutlich, daß es nun mit den Kräften unseres Freundes rasch bergab ging. Für den Winter mußte er, um seinen Amtspflichten noch einigermaßen genügen zu können, seine Wohnung in Waldheim aufgeben und eine am Kronprinzenufer gelegene Stadtwohnung beziehen. Nach Leipzig, das ihn in den letzten Jahren fast in jedem Monat einmal gesehen hatte, konnte er nun schon nicht mehr kommen; ich aber war durch eine Verkettung widriger Umstände verhindert, ihn in Berlin aufzusuchen. Die Nachrichten indessen, die wir über seinen Gesundheitszustand erhielten, waren beängstigend.

Da wurde ich vom Deutschen Sender aufgefordert, anlässlich der ersten deutschen „Woche des Buches“ am 22. März in Berlin in der Singakademie über das Thema „Buch und Volk“ zu sprechen. Ich sagte zu und teilte Erdberg mit, daß es auf diese Weise möglich sei, uns endlich einmal wiederzusehen. Ich wisse nur nicht, ob der Stand seiner Gesundheit ihm erlauben würde, mich zu empfangen. Umgehend kam die Antwort: ich möge ja kommen und ihm den Nachmittag und den Abend schenken. Mit seiner Gesundheit sei es gerade jetzt leidlich bestellt, und so könnten wir einige gute Stunden zusammen haben: am Nachmittag ein Gang durch den nahe gelegenen Tiergarten, am Abend aber eine „kleine Vorfeier“. Ich wußte, worauf er anspielte: am 24. März war mein fünfzigster Geburtstag, und dessen wollte er gemeinsam mit mir gedenken.

Als ich aber am zweiundzwanzigsten nachmittags gegen vier Uhr bei ihm eintrat, erschrak ich ob seines veränderten Aussehens. Ein angestrengt-gequälter Ausdruck im Gesicht, die große, sonst so elastische Gestalt zusammengesunken, sich nur mühsam aufrecht erhaltend. Die Stimme noch leiser als sonst; während des Sprechens immer wieder Erschöpfungspausen. An einen Spaziergang war nicht zu denken. Aber Erdberg hatte sich vorgenommen, das Beisammensein so freundlich wie nur möglich zu gestalten. War es ja nicht nur der Vorabend zu meinem fünfzigsten Geburtstag, sondern jährte sich doch auch in diesen Wochen zum zwanzigsten Male der Tag, an dem er mir jenen denkwürdigen Brief schrieb, mit der Aufforderung, Mitarbeiter und Mitgestalter der geplanten neuen Zeitschrift, des Volksbildungsarchives, zu werden. Also, wie er mit leisem Lächeln bemerkte, eine „doppelte Vorfeier“. So hatte er eine der damals schon seltenen Pferdedroschken bestellt und lud mich zu einer Rundfahrt durch den Tiergarten ein. Seine Frau, die zurückblieb, hatte Bedenken gegen die Fahrt im offenen Wagen, aber mit fast jugendlichem Leichtsinn winkte er ab. Also hüllte uns Frau von Erdberg sorgsam in schützende Decken, und dann gings in gemächlichem Trab dem nahegelegenen Tiergarten zu. Es war ein schimmernder und glänzender Vorfrühlingstag, und die Märzsonne brannte schon fast mit sommerlicher Wärme nieder. Im Buschwerk des Tiergartens, durch den wir nun gemütlich zuckelten, ein erster schüchterner, verheißungsvoller Schimmer von Grün. Wenig sprechend, aber unserer innigsten Verbundenheit gewiß, gaben wir uns ganz dem seltenen Augenblick hin. Dann ließ Erdberg den Wagen zum Ostausgang des Tiergartens zusteuern und bei dem geschätzten Café Schottenhamel halt machen. Dort nahmen wir

unseren Nachmittagstrunk, um schließlich in geruhiger Fahrt zum Kronprinzenufer zurückzukehren. Das kleine Unternehmen hatte den Freund aber doch angestrengt, und so mußte er sich bis zum Abend zurückziehen.

Das Abendessen hatte Erdberg nun wirklich zu einer kleinen Feier ausgestaltet. Einstmals hatte er mich damit geneckt, das Essen sei bei mir fast so etwas wie eine kultische Handlung. Und damit hatte er nicht ganz Unrecht. Im stürmischen Alltag freilich blieb mir für die kultische Handlung nur wenig Zeit. Auch war mir, ob Alltag oder Festtag, jede gastronomische Üppigkeit verhaßt. Hin und wieder aber mit wohlgezogenen Menschen am wohlgedeckten Tisch zu sitzen, aus reinen Grundstoffen ein sorgfältig vorbereitetes Mahl, im edlen Kelch der edle Tropfen, das gehörte zu den Freuden des Lebens, die ich nicht missen möchte. Und ich will nicht leugnen, daß ich mich dabei dem Genuß der guten Dinge mit einer gewissen Andacht hingab und keinen Wert auf ablenkende Gespräche legte. So hatte ich denn die freundschaftlich-scherzhaftige Übertreibung, die in dem Wort von der „kultischen Handlung“ lag, lächelnd hingenommen. Heute aber, an dem Abend dieses zweiundzwanzigsten März, wurde das kleine Festmahl, an dem außer dem Ehepaar Erdberg auch dessen jüngste Tochter Eleanor teilnahm, wirklich fast zu einem kultischen Akt. Ein feines Schimmern von Linnen, Silber und Porzellan. Mildes Licht der Kerzen im hohen vierarmigen Leuchter. Und nun: zur Augenweide die erste Gaumenfreude: ein wahres Wunderwerk von Suppe, die wirklich nur mit schweigender Andacht genossen werden konnte. Dann aber füllte Erdberg mit der Grazie, die ihm in solchen Dingen eigen war, die funkelnden hohen Kelche mit der dunkelrubinroten Flut, ergriff den seinen, setzte ihn aber noch einmal ab, und begann ganz langsam, stockend fast und mit noch leiserer Stimme als sonst zu sprechen. Heute, am Vorabend meines fünfzigsten Geburtstages, müsse er mir sagen, was die Begegnung mit mir im Jahre 1908 in „Café König“, danach die Zusammenarbeit am Volksbildungsarchiv, für ihn bedeutet habe. Lange Jahre hindurch habe er als um die Volksbildung Bemühter in entsetzlicher Vereinsamung gelebt, von den Männern der Volksbildung gemieden, verspottet, ja verachtet. Kaum hätte er die Eisesluft, in der zu leben er verurteilt war, noch ertragen können. Wohl habe er gewußt, mit seinen Gedanken auf dem richtigen Wege zu sein, aber es habe ihm die Gabe gefehlt, in einem Werke darzustellen, was eigentlich unter Volksbildungsarbeit zu verstehen sei. Da sei er auf mich gestoßen. Aufwühlend sei es für ihn gewesen, an dem kleinen Tischchen in „Café König“ aus dem Munde seines Gegenüber gleichsam seine eigene Stimme zu vernehmen, ungeheuerlich aber sei es für ihn gewesen, endlich den Menschen getroffen zu haben, dem es gegeben war, von der Idee zur Verwirklichung zu schreiten, in der Verwirklichung die Idee rein zu erhalten. Damals habe er wieder den Glauben an seine eigene Berufung gefaßt. Ohne diesen wiedergewonnenen Glauben würde er den Mut zum Volksbildungsarchiv nicht gefunden haben; unsere Zusammenarbeit am Archiv aber hätte alle Erwartungen erfüllt, die er auf unsern Bund gesetzt habe. Das müsse er mir heute sagen, und dafür müsse er mir heute danken. – Und nun hob er noch einmal den Kelch und trank mir zu. Frau und Tochter schlossen sich an. Kein Wort weiter fiel, die still und feierlich brennenden Kerzen hüllten alles in ihren mystischen Schimmer, und vier Menschen lebten für einen Augenblick in der Region, die uns kümmerlichen Irdischen die Ahnung möglicher höherer Existenz gibt.

Das Mahl ging still zu Ende; Erdberg war nun gänzlich erschöpft und mußte sich zurückziehen. Als er das Zimmer verließ, winkte er mir noch einmal zu. Noch blieb ich eine kleine Stunde mit Frau und Tochter beisammen, alte Erinnerungen austauschend und die nächste Zukunft mit Sorge erwägend. Als ich aufbrach und mich von meinem Freund verabschieden wollte, ging Frau von Erdberg voran, um zu sehen, wie sich ihr Gatte befinde. Aus der Tür seines Zimmers winkte sie, den Finger auf den Mund legend, mir zu, näher zu treten. Ich tat es behutsam, und blieb neben ihr im Türrahmen stehen. Robert von Erdberg saß in einem großen altväterischen Lehnstuhl zurückgesunken und schlief. Sein Atem ging schwer. Wachsbleich sein Gesicht. Wir konnten nicht daran denken, ihn zu wecken. Eine Minute verweilte ich noch und prägte mir das Bild tief in die Seele ein.

10.

Zwei Wochen später, das Osterfest war inzwischen vorübergegangen, erhielt ich einen Anruf aus Berlin. Am Apparat war einer der jüngeren Freunde Erdbergs, Fritz Laack, der Leiter der „Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung“, jenes Institutes, das aus dem „Hohenrodter Bund“ hervorgegangen war und auf das Erdberg besondere Hoffnungen setzte.³³ Laack teilte mir mit, daß Erdberg in der vergangenen Nacht seinem Leiden erlegen sei. Er hatte zuletzt noch in die Berliner Charité überführt werden müssen.

Ich ordnete rasch das Notwendigste und war am nächsten Morgen in Berlin. Frau von Erdberg, in mir kaum verständlicher Weise gefaßt, begleitete mich nach der Charité. Dort, in der kleinen Totenkammer, die an diesem hellen Frühlingstage nichts Düsteres hatte, war Robert von Erdberg, der in das Reich heimgekehrte Deutsch-Balte, aufgebahrt. Ein Lächeln, wie ich es noch nie auf eines Menschen Antlitz gesehen hatte, frei von aller irdischen Hemmung und Trübe, verklärte die vertrauten Züge. Der wahre Robert von Erdberg lag vor mir, – die irdische Hülle, hinter der er sich so oft verborgen hatte, war nun ganz wunderbarer Ausdruck seines Wesens geworden, sprechend und doch zugleich unendlich geheimnisvoll, mir ganz nah und doch zugleich in erhabener Ferne ...

Endlich beugte ich mich nieder und mit dem Liebeszeichen, das dem lebenden Robert von Erdberg gegenüber mir als Sakrileg erschienen wäre, nahm ich Abschied von dem toten Freund.

So lange ich mit Robert von Erdberg in der friedvollen Totenkammer allein war, fühlte ich mich, aller tiefen Bewegung unerachtet, wunderbar erhoben und geklärt. Als ich aber eine Stunde später in dem ehrwürdigen Haus „Unter den Linden 4“ Ministerialdirektor Kaestner³⁴ gegenüber saß, dem Mann, dem Erdberg das beispiellos freie Wirken auf dem Boden des preußischen Kultusministeriums verdankte und der selbst einer ganzen Reihe unserer erhebensten Tagungen beigewohnt hatte, schlug meine Gemütsverfassung jählings um. Ein krampfartiges Schluchzen erschütterte mich bis in die Grundfesten meines Wesens. Der Krampf kam in den nächsten Tagen immer wieder,

sobald ich mit Menschen zusammen traf, die Zeuge oder gar Teilhaber unseres gemeinsamen Strebens und Kämpfens gewesen waren. Bei der Trauerfeier, zu der die Besten der deutschen Volksbildung aus ganz Deutschland herbeigeeilt waren, steigerte sich der Krampf zu einer vollkommenen Verstörung. Ich konnte den mir zugedachten Platz in der Trauerversammlung nicht einnehmen. Hinter einem Pfeiler verborgen, ununterbrochen durch die Krampfanfälle geschüttelt, wohnte ich der Feier bei. Als der Sarg unter feierlichen Klängen langsam in die Tiefe sank, mußte ich die äußerste Kraft aufbieten, um nicht gänzlich zusammenzubrechen.

Ich war damals ob dieses Versagens tief beunruhigt. Ein schluchzender Mann, – eine mir widerliche Vorstellung. Die so leicht fließenden Tränen in den Augen der homerischen Helden hatten mir von je die Freude an der Bibel der Griechen getrübt. Gewiß sollte der Mann kein gefühlloser Stock sein, aber das, was ihn im Tiefsten bewegt, sollte er mit sich selbst abmachen. Nur keine Schauspiele für die Welt! Und nun?

Heute glaube ich mich besser zu verstehen als damals. Es ist doch wohl so, daß jeder Mensch, wenn auch fast immer unbewußt, ein Ordnungsgefüge in sich trägt, nach dem sich sein Leben gestaltet und dem der von außen eindringende Weltstoff unterworfen wird. Das Ordnungsgefüge darf nicht verwechselt werden mit den uns übermittelten Lehren der Religionen und den Sätzen der Philosophen, die selbst mit zu dem „Außen“, dem Weltstoff, gehören. In dem Gegeneinander von Ordnungsgefüge und Weltstoff aber vollzieht sich die eigentliche Lebensgeschichte des Menschen. Wer nun meine Jugenderinnerungen gelesen hat, wird wissen, daß eine wesentliche Linie im Ordnungsgefüge meiner geistigen Existenz die war, für die in der deutschen Sprache die Worte „Aufblick“ und „Verehrung“ stehen. Vielleicht hing es mit meiner religiösen Heimatlosigkeit zusammen, daß mir stets ein Mensch gegenüberstehen mußte, zu dem ich aufblicken konnte, den ich verehren mußte. Welche, das ganze Leben um- und durchgreifende Gewalt dieses Ordnungsverhältnis über mich gewinnen konnte, werden die wissen, die sich des Otto-Fischer-Kapitels meiner Jugenderinnerungen entsinnen können.³⁵ Damals war mein Leben noch ganz vom künstlerischen Dichten und Trachten erfüllt, und so hatte es ein bedeutender Künstler sein müssen, durch den jene bedeutsame Linie in meinem Ordnungsgefüge verwirklicht wurde. Als ich dann auf das Feld der Volksbildung übertrat, fehlte mir die echte Gegengestalt. Wohl aber wimmelte es um mich von „Gegengestalten“, die dem anderen, dem negativen Pol jener Ordnungslinie entsprachen. So würde ich, wenn es dabei hätte bleiben müssen, in der Volksbildung ohne die mir gemäße Ordnung, das heißt aber im Chaos leben müssen, und dieses wiederum heißt, daß ich auf die Dauer in der Volksbildung doch nicht hätte bleiben können. Da trat Robert von Erdberg in mein Leben ein – die große positive Gegengestalt, zu der ich aufblicken konnte, war gefunden! Und nun ordnete sich mein Berufsleben ganz und gar um die Ordnungslinie Erdberg-Hofmann, Hofmann-Erdberg. Das galt auch, wenn ich im Einzelnen Erdberg entgegetreten mußte, es galt selbst in der erschütternden Krise von 1924. Da aber mein Leben in immer steigendem Maße Berufsleben war, wurde Robert von Erdberg für zwanzig Jahre die große positive Gegenfigur in der Ordnung meines Lebens überhaupt.

Und nun war an dem Platz, wo die Gegenfigur gestanden hatte, die Leere. Damit brach meine Lebensordnung zusammen, und das wohl war es, was mich selbst zusammenbre-

chen ließ. Nun stand ich ganz allein. Gemeinsam mit Robert von Erdberg war ich so hoch gestiegen, daß ich nun nicht daran denken konnte, in meiner Berufssphäre noch einmal das mich überragende Gegenbild zu finden. Nun war ich es, dem Liebe, Freundschaft und Verehrung entgegengebracht wurden (ich hatte es gerade bei der Feier meines fünfzigsten Geburtstages, wenige Tage vor Erdbergs Tod, in hohem Maße erfahren), – so schön das war: die zertrümmerte Ordnung des Lebens konnte damit nicht wieder hergestellt werden. Nun begann unfehlbar der Abstieg, das Altern, begann die Wirrnis, die Auflösung. So ahnte ich es in jenen dunklen Berliner Tagen, und so ist es dann ja auch gekommen. Wohl ist mir noch Einzelnes gelungen, wohl konnte ich noch Wichtiges, Schon-Begonnenes zum guten Ende führen, wohl packte mich noch hin und wieder der Rausch des Schaffens, – der stolze Höhenflug meines Lebens aber war dahin. Und bald nach Erdbergs Tod zeigten sich im Leipziger Büchereiwerk die ersten schweren Zersetzungserscheinungen und es hätte der rohen Eingriffe der dann folgenden nazistischen Büchereipolitik kaum bedurft, um „Leipzig“ auf der volksbibliothekarischen und volksbildnerischen Landkarte Deutschlands auszulöschen.

Das Einzelne konnte ich nicht voraussehen, – aber die innere Gewißheit des „Vorbei“, der endgültigen Zerstörung jener Ordnung, ohne die es für mich ein echtes Leben nicht gab, – das war es, was mich würgte und schüttelte, als die vielen Wort der Liebe und Verehrung am Sarge Erdbergs gesprochen und die Reste des großen Freundes den Flammen übergeben wurden.

Im Grunde, wenn auch den Außenstehenden nicht mehr in gleicher Weise erkennbar wie in jenen Apriltagen des Jahres 1929, währte die Krise während des ganzen Restes meines Berufslebens, also noch acht lange Jahre. Sie endete erst, als ich nach der Entfernung aus meinen Ämtern³⁶ mit klarem inneren Entschluß in eine Sphäre des Lebens übertrat, in der auch für mich andere Ordnungsgesetze galten als in der Sphäre des Wollens und des Handelns. Welche Weisheit des Schicksals, daß es damals den Machthabern riet, mich in die Wüste und damit in das Land der Genesung zu schicken! Und welche Güte des Schicksals, daß es mir in dieser Sphäre zwar nicht die große Gegengestalt, deren ich nun ja nicht mehr bedurfte, wohl aber die tiefe Freundschaft wesenhaft adeliger Menschen schenkte.

2. Der Briefwechsel zwischen Walter Hofmann und Robert von Erdberg

2.1 Beginn des Briefwechsels

Dresden-Plauen, Kielmannseggstr. 11
den 30. Juli 1908

Herrn
Dr. von Erdberg
Berlin

Sehr geehrter Herr Doktor,
von einer Reise zurückgekehrt, sehe ich, dass Sie nach unserem Jahresbericht geschrieben haben. An Stelle dessen, der noch nicht im Druck vorliegt, erlaube ich mir, Ihnen beiliegend eine in den Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen erschienene Besprechung unserer Bibliothek zu übersenden.¹ Gleichzeitig nehme ich mir die Freiheit, Sie auf meinen, im letzten Heft des Kunstwart veröffentlichten Artikel über die Bibliothek August Scherl aufmerksam zu machen;² Ihre vor kurzem in der Concordia erschienene Kritik³ dieses Unternehmens habe ich mit Interesse gelesen. Sobald ein Bericht über unsere Bibliothek erscheint, werde ich mir erlauben, Ihnen denselben zuzusenden und das um so lieber, als ich beim hiesigen Hochschultage das Vergnügen hatte, Sie persönlich kennen zu lernen.

In vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
[W. Hofmann]⁴

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 8. September 1908.

Sehr geehrter Herr Doktor !
Für den Hinweis auf Ihre Besprechung der Bibliothek Scherl im Kunstwart danke ich Ihnen verbindlichst. Sie hat mir so gut gefallen, dass ich sie gern in der „Concordia“ abdrucken würde, natürlich im Zusammenhange mit der Erwiderung von A v e n a r i u s⁵. In diesen beiden Aufsätzen scheint mir in der Tat alles gesagt zu sein, was sich für und gegen das Unternehmen anführen lässt. Da ich selbst, trotzdem ich sein Freund nicht bin, doch auf dem Standpunkte stehe, dass man einstweilen sich abwartend verhalten muss, so würde mir gerade die Veröffentlichung ihrer gegenteili-

gen Ansichten in unserer Zeitschrift sehr erwünscht sein. An A v e n a r i u s habe ich die gleiche Anfrage gerichtet.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr
sehr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

Dresden-Plauen, den 12. September 1908
Kielmannseggstrasse 11 pt.

Herrn
Dr. von Erdberg
Berlin

Sehr geehrter Herr Doktor,

Für Ihren freundlichen Brief vom 8.d.M. sage ich Ihnen meinen besten Dank. Ich gebe natürlich sehr gern meine Einwilligung zum Abdruck des Scherl-Artikels in der „Concordia“, doch möchte ich Sie auf einen Umstand aufmerksam machen. Avenarius schreibt in seiner Erwiderung auf Seite 137:

„Trotzdem urteilt er über die Bibliothek Scherl anders, als ein von ihm als Autorität erwähnter Fachmann, denn der hat den Scherlschen Plan gut geheissen. Das zeigt, dass auch die Fachmänner in diesem Punkt nicht einig gehen.“

Ich bin nun in der Lage, Ihnen mitzuteilen, dass Avenarius hier durchaus das Opfer eines Irrtums geworden ist, an dessen Entstehung die Vertreter Scherls, mit denen A. konferierte und korrespondierte, vielleicht nicht ganz unbeteiligt sind. Die betreffende Autorität schrieb mir unterm 23. Juni 08 einen die Angelegenheit betreffenden Brief, den ich nachstehend wortgetreu mitteile:

„Ich danke Ihnen verbindlichst für die freundliche Übersendung Ihrer beiden Aufsätze über die Bibliothek Scherl. Ich teile Ihre Anschauungen fast vollständig und freue mich daher sehr, dass der Kunstwart demnächst eine eingehende Kritik der Sache von Ihnen bringen wird. Ich selbst gehe ebenfalls mit dem Gedanken um, einen Aufsatz darüber zu schreiben. Wenn man nur mehr Zeit hätte.

Was Herrn Avenarius' Meinung betrifft, dass ich der Bibliothek Scherl sympathisch gegenüber stände, so möchte ich bemerken, dass ich gleichzeitig mit Herrn Avenarius um ein Gutachten für die Sache gebeten worden bin, dass ich aber ein solches ausgestellt habe, dass von Seiten der Firma Scherl auf den Abdruck verzichtet wurde. Denn ich habe in dem Gutachten zum Ausdruck gebracht, dass die Idee, dem grossen Publikum Bücher näherzubringen, indem man auf seine Bequemlichkeit spekuliert und die Bücher für 10 Pf. einschl. Leihgebühr ins Haus bringt, jedenfalls glänzend ist, und dass auch gegen die Theorie vom Herauflesen nichts gesagt werden kann – dass dabei eben nur alles auf die Ausführung ankommt. Und dahinter habe ich ein grosses Fragezeichen gemacht – das von der Firma Scherl richtig verstanden wurde.

Ebenso wie ich denkt übrigens Lamprecht, der deshalb auch die Ausstellung eines Gutachtens ablehnte, und viele andere. Was ich bei der Angelegenheit mit am bedauerlichsten finde, ist der Umstand, dass berühmte Leute, die mit Recht darauf Anspruch erheben können, geistige Führer unseres Volkes zu sein, ihren Namen mit Begeisterung für ein rein privates Unternehmen einsetzen. Das ist wahrhaftig nicht nötig, denn die Firma Scherl ist organisatorisch und agitatorisch so gut durchgebildet, dass sie sich allein durchsetzen kann. Man sollte lieber seine Begeisterung für wirklich gemeinnützige Unternehmungen aufsparen.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr ergebener“

Es kann also in Bezug auf die in Frage kommende Persönlichkeit absolut nicht die Rede davon sein, dass, wie A. schreibt, „auch die Fachmänner in diesem Punkte nicht einig gehen.“ Ich habe, aus einem gewissen Ermüdungsgefühl heraus, das sich bei mir bei derartigen Diskussionen immer sehr leicht einstellt, bis jetzt darauf verzichtet, Avenarius zur Veröffentlichung einer entsprechenden Erklärung zu veranlassen. Wenn Sie aber den Artikel und Avenarius' Erwiderung in der „Concordia“ abdrucken, halte ich's für durchaus notwendig, dass Sie auf Grund Ihrer besseren Kenntnisse des Sachverhaltes in einem redaktionellen Zusatz diesen einen sachlichen Irrtum Avenarius' berichtigen.

Ihren Entschlüssen mit grösstem Interesse entgegensehend, zeichne ich
in vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
[W. Hofmann]

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 15. September 1908.

Sehr geehrter Herr!

Für Ihr gefälliges Schreiben vom 12. d.Ms. danke ich Ihnen verbindlichst. Nach dem Briefe der ungenannten Autorität scheint es mir doch, als ob sie sich nicht so sehr im Gegensatze zu Avenarius befindet, wie Sie annehmen. Sie hebt ausdrücklich hervor, dass die Idee, dem grossen Publikum Bücher näherzubringen, indem man auf seine Bequemlichkeit spekuliert und die Bücher für 10 Pfg. einschliesslich Leihgebühr ins Haus bringt, jedenfalls glänzend ist, und dass auch gegen die Theorie vom Herauslesen nichts gesagt werden kann. Hiernach scheint es mir kaum, dass diese Autorität zu Ihren Gunsten gegen Scherl und Avenarius ausgespielt werden kann. Interessant bleibt es ja, dass Scherl ihr Gutachten und das anderer, die ihm nicht günstig genug schienen, nicht abgedruckt hat. Dieser Umstand liesse sich vielleicht dahin verwerthen, dass in einer Fussnote an der betreffenden Stelle folgendes gesagt wird: „Leider hat Scherl das von dieser Autorität ausdrücklich erbetene Gutachten in der Sammlung der Urtheile über sein

Unternehmen nicht abgedruckt.“ Daraus ist für die Kundigen ja genug zu ersehen. Natürlich kann ich diese Fussnote nur mit Ihrer ausdrücklichen Genehmigung machen und bitte Sie, mir eine solche freundlichst zu erteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Dr. R.v.Erdberg

Dresden, den 16. Sept. 08
Kielmannseggstr. 11

Sehr geehrter Herr Doktor,

mit Ihrer Beurteilung des Briefes der ungenannten Autorität stimme ich nun freilich nicht überein. Man muß bei Scherl eben doch immer die „Idee“ und die Ausführung sehr auseinanderhalten. Er hat eben immer das große volksbeglückende Kulturprogramm und dann kommt er mit einem ganz gewöhnlichen Geschäftsunternehmen. Das ist's worauf Dr. Ernst Schultze⁶ (ich teile Ihnen den Namen vertraulich mit) hinzielt. Die Ideen (Herauflesen, Spekulation auf die Bequemlichkeit), gegen die sich an sich ja auch nicht viel einwenden läßt, findet er gut; daß Scherl eine gute Volksbibliothek ins Leben ruft, bezweifelt er aber in seinem Gutachten und in seinem Briefe und daher druckt Scherl das Gutachten eben nicht ab und daher begrüßt Schultze meine Polemik, daher bedauert er die Empfehlung des Unternehmens durch anerkannte Führer des Volkes. Das ist doch alles außerordentlich bezeichnend und das Gegenteil von dem, was sich der unbefangene Leser bei Lektüre der Avenariusschen Bemerkungen denken muß. Leute, die Avenarius' Artikel und die Angaben über das Gutachten lasen, waren vollständig platt, als ich ihnen den Brief Schultzes zeigte.

Ich möchte aber von diesen Bedenken den Abdruck meines Artikels in der Concordia nicht abhängig machen und begnüge mich daher, wenn auch schweren Herzens, mit der von Ihnen vorgeschlagenen Fußnote zu der betreffenden Stelle. Vielleicht darf ich, nach erst noch von mir einzuholender Zustimmung Schultzes, nach Veröffentlichung des Aufsatzes eine kurze Berichtigung an die Red. der Concordia senden?

Mit hochachtungsvollem Gruß
erg.
Walter Hofmann

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 17. September 1908.

Sehr verehrter Herr!

Für Ihr Schreiben vom 16. d.M. danke ich Ihnen verbindlichst. Dass ich mich auf eine Fussnote beschränken wollte, hatte seinen mitbestimmenden Grund ja auch darin, dass ich keine Urteile von Persönlichkeiten anführen kann, von denen ich nicht ausdrücklich autorisiert bin. Nachdem ich nun höre, dass die in Frage kommende Autorität Herr Dr. Ernst S c h u l t z e ist, bin ich doch etwas bedenklich geworden. Ganz im Vertrauen muss ich Ihnen bekennen, dass ich von der Objektivität Schultzes nicht ganz überzeugt bin, jedenfalls aber ernstlich bezweifle, dass man von ihr im allgemeinen überzeugt ist. Es liegt in der Natur der Sache, da Schultze als Geschäftsführer der Dichter-Gedächtnisstiftung⁷ geschäftliche Interessen mitvertreten muss. Ich fürchte daher, wenn Schultze öffentlich Scherl entgegneten würde, dass er dieses zu hören bekommen könnte. Trotzdem bin ich selbstverständlich sehr gern bereit, jede Berichtigung oder jede Ergänzung, die Sie mir unter genügender Deckung einsenden werden, in der Concordia aufzunehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Dr. R.v.Erdberg

Dresden-Plauen, den 13. November 1908
Kielmannseggrasse 11 pt.

Hochgeehrter Herr Doktor,

Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen erst heute für die schöne und mich ehrende Form, in der Sie meine Scherl-Polemik in der Concordia veröffentlichten, Dank sage.⁸ Ist es möglich, von dem Heft eine grössere Anzahl Exemplare unentgeltlich als Belegexemplare oder zu ermässigtem Preise zu erhalten? Durch eine kurze Notiz würden Sie mich zu Dank verpflichten.

Ist Ihnen schon die Veröffentlichung (I. Teil) meiner „Denkschrift“ in den Blättern für die gesamten Sozialwissenschaften zu Gesicht gekommen?⁹ Ich werde mir erlauben, Ihnen in nächster Zeit einen Sonderabzug der gesamten Veröffentlichungen zugehen zu lassen. Vielleicht können Sie in der Concordia kurz auf die Arbeit hinweisen.

Mit ergebenem Gruss
[W. Hofmann]

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 17. November 1908.

Sehr verehrter Herr!

Von der betreffenden Nummer der „Concordia“ lasse ich Ihnen 3 Exemplare zusenden, mehr haben wir leider nicht zur Verfügung. Ich möchte Ihnen aber anheim geben, sich an Carl H e y m a n n s V e r l a g, Berlin W.8, Mauerstr. 43/44 zu wenden, der Ihnen wohl noch weitere Exemplare wird zur Verfügung stellen können.

Von Ihrer Denkschrift habe ich bisher keine Kenntnis erhalten. Ich bitte Sie sehr, mir einen Sonderabdruck zu übersenden, damit ich entscheiden kann, in welcher Form in der „Concordia“ auf sie hinzuweisen wäre.

Mit bestem Gruss
Ihr
sehr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

Dresden-Plauen, den 28. November 1908
Kielmannseggstrasse 11 pt.

Sehr geehrter Herr Doktor,

Inliegend erhalten Sie zwei Exemplare der erwähnten Sonderabzüge. Sollten Sie in der Concordia auf die Veröffentlichung oder auf die ihr zu Grunde liegende Denkschrift hinweisen, würden Sie mich durch Uebersendung eines Belegexemplares zu Dank verpflichten. Würden Sie eventuell von mir auch einmal einen Aufsatz über Bibliotheksangelegenheiten bringen? Wir führen z.B. in unserer Bibliothek in der nächsten Zeit ein Lesegeld ein, das erst bei einer bestimmten Leistung der Bibliothek für den einzelnen Leser einsetzt – eine Form, von der ich mir vorzügliche Wirkungen verspreche. Darüber oder über Organisation der modernen Volksbibliothek würde ich sehr gern ,mal zu Ihren Lesern sprechen.

In vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
[W. Hofmann]

NB: Einige Exemplare der Sonderabzüge kann ich Interessenten noch unentgeltlich zur Verfügung stellen.

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 5. Dezember 1908.

Sehr geehrter Herr!

Verbindlichsten Dank für die freundliche Uebersendung Ihrer Denkschrift, auf die wir in der „Concordia“ sehr gern zurückkommen werden.

Mit Ihrer Anfrage, ob Sie gelegentlich einen Artikel für die „Concordia“ einsenden dürften, kommen Sie einer Bitte von mir zuvor. Ich suche schon lange nach einem Sachverständigen für das Volksbildungswesen als Mitarbeiter für die „Concordia“. Wenn Sie erlauben, werde ich etwa zu besprechende Schriften in Zukunft Ihnen zusenden. Zugleich bitte ich Sie, über Fragen von allgemeinem Interesse in unserer Zeitschrift zu berichten. Die Themata, die Sie in Ihrem Schreiben angedeutet haben, würde ich für sehr geeignet halten. Ich hätte übrigens auch gern Ihre Denkschrift bei uns aufgenommen. In den Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften führt sie ein etwas verborgenes Dasein.

Mit bestem Gruss

Ihr

sehr ergebener

Dr. R.v.Erdberg

Dresden, den 9. Dezember 1908

Kielmannseggstr. 11 pt.

Sehr geehrter Herr Doktor,

ich freue mich, daß Sie in der Concordia auf meine Veröffentlichung hinweisen wollen. Nicht um meinet- sondern um der Sache willen. Bei der Behandlung der Dresdner Bibliotheksangelegenheit¹⁰ machen sich Laienanschauungen und Sonderinteressen in einer Weise geltend, die eine Stärkung der Position eines einzigen moralisch verantwortlichen Fachmannes höchst erwünscht erscheinen läßt.

Da sich für den Aufsatz in Fachkreisen höchstes Interesse, sogar im Auslande, zeigt, werde ich 900 Exemplare durch den Buchhandel vertreiben lassen. Verlag H. Focken, Dresden-Plauen, Preis 20 Pf.

Sehr habe ich mich auch gefreut, daß Sie mich in den Kreis Ihrer Mitarbeiter aufnehmen wollen. Lieb wäre es mir, wenn ich mich auf Volksbibliotheken beschränken könnte, hier bin ich ganz zu Hause, und kann Eigenes geben. Ist bei Ihnen schon der „Schultze, Volksbibliotheken“ und „Greve, Das Problem der Bücherei“ besprochen worden?¹¹ Mit diesen Büchern würde ich mich gelegentlich ganz gern mal beschäftigen.

Wie sind bei der Concordia die Honorarsätze?

Es ist möglich, daß ich schon in den nächsten Wochen einen größeren Aufsatz für Sie habe.

Mit ergebenem
Gruß
Walter Hofmann

2.2 Zusammenarbeit im Volksbildungsarchiv

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 6. April 1909.

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihr gefälliges Schreiben vom 15. März erwidere ich Ihnen ganz ergebenst, dass die Notiz in der „Concordia“ von meinem Assistenten, Herrn Dr. C o e r p e r,¹² verfasst worden ist.

Bei dieser Gelegenheit darf ich Ihnen einstweilen vertraulich mitteilen, dass ich vom Oktober d.Js. ab in Verbindung mit Herrn Dr. C o e r p e r im Auftrage der Zentralstelle für Volkswohlfahrt ein Organ herausgeben werde, das der wissenschaftlichen Fundierung der Volksbildungsbestrebungen dienen soll. Es werden jährlich 3 Hefte im Umfang von je 8 Bogen erscheinen; 4 Hefte sollen einen Band bilden, im Sommerhalbjahr wird kein Heft herausgegeben. Würden Sie bereit sein, sich als Mitarbeiter bei diesem Unternehmen, das im Gegensatz zu allen bestehenden Volksbildungsblättern und -Blättchen sich strenge Wissenschaftlichkeit zum Prinzip gemacht hat, zu beteiligen? Sehr dankbar würde ich Ihnen sein, wenn Sie mir schon für das Oktoberheft einen Aufsatz liefern könnten, der irgend eine prinzipielle Frage des Volksbibliothekswesens behandelt. Zugleich würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie jeweilig diejenigen in Ihr Gebiet schlagenden Schriften, die Ihnen Beachtung wert erscheinen, für unsere Zeitschrift besprechen wollten. Ich dürfte Sie dann aber bitten, mir Ihre jeweiligen Entschlüsse, betreffend eine solche Besprechung, sofort mitzuteilen, damit ich nicht dieselben Bücher eventuell an andere vergebe. An Honorar werden wir 80 Mark pro Bogen zahlen.

Ihrer gefälligen Rückäußerung darf ich wohl bald entgegensehen.

Hochachtungsvoll
ergebenst
Dr. R.v.Erdberg

Dresden, den 8.4.1909
Kielmannseggstrasse 11.p.

Herrn
Dr. R. von Erdberg
Berlin S.W.11.
Dessauerstrasse 14.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Verbindlichsten Dank für Ihren freundlichen Brief vom 6.4.09. Ihr neuer Zeitschriftenplan interessiert mich ganz ausserordentlich; ich empfinde Ihr Programm als eine frohe Verheissung und zugleich als eine Rechtfertigung mancher meiner Gedanken und auch Urteile, die mir manchmal selbst etwas frevlerisch vorkommen wollten.

Dass Sie mich nun auch als Mitarbeiter haben wollen, ist eine besonders schöne Zugabe; hoffentlich finde ich ein Thema, zu dem ich wirklich etwas brauchbares sagen kann und das in den Rahmen Ihrer Zeitschrift passt. Ich halte es für das Beste, nach Ostern einmal mit Ihnen in Berlin die Sache durchzusprechen. Aber zunächst zur Orientierung: würde meine Denkschrift im Wesentlichen sich dem genähert haben, was Sie jetzt von mir wünschen? Oder, in ähnlicher Behandlung: „Leserschaft und Bücherschatz und die Vermittelung zwischen beiden in der neueren Volksbibliothek“. Oder ist das schon zu speziell und soll eher von der Wünschbarkeit und Möglichkeit, Volksbildung durch Volksbibliotheken zu verbreiten, gesprochen werden? Oder „Von den Grenzen der Bibliotheksarbeit“. Die ersteren Themen würde ich freilich mit grösserer Sicherheit bearbeiten können.

Es wird Sie interessieren, einmal wenigstens etwas von den Ergebnissen unserer Arbeit in der Plauener Bibliothek zu erfahren. Ich sende Ihnen daher heute eine Tabelle mit den Resultaten unserer Ausleih- und Leserstatistik, beachten Sie, bitte, dass bei den Jugendschriften bei uns behelrende und unterhaltende nicht unterschieden werden, dass daher in der Gesamtausleihe bei der prozentualen Berechnung der behelrenden Ausleihe sämtliche Jugendschriften den behelrenden Werken aus der Erwachsenen-Abteilung gegenüberstehen. Zur Beurteilung unserer Arbeit (in Bezug auf Qualität) ist's daher notwendig, die Ausleihe in der Abteilung der Erwachsenen (vom 14. Jahre ab) besonders zu betrachten, wie ja auch viele grosse Bibliotheken (z.B. Charlottenburg) überhaupt keine Kinder als Leser annehmen und keine Jugendschriften führen. Beachten Sie ferner die hohe Leserzahl in unserer kleinen Vorortsbibliothek (200 mehr als in der Bremer Bibliothek mit dem vierfachen Etat) und die verhältnismässig geringe Zahl der durchschnittlich an einen Leser entliehenen Bände. (Weniger als in allen bekannten, viel weniger als in vielen deutschen öffentlichen Bibliotheken). Das hängt m.E. damit zusammen, dass unsere Leser öfter als in vielen anderen Bibliotheken die Bücher bekommen, die sie brauchen können und die sie daher auch lesen und nicht den nächsten Tag schon umzutauschen brauchen. Und damit hängen zusammen die ungewöhnlich hohen Ausleihziffern an behelrender Literatur in den Erwachsenen-Abteilungen.

Ich schicke Ihnen die Tabelle, damit Sie mal die Probe auf das von mir in der Denkschrift vorgerechnete Exempel sehen und weil ich zur Abfassung eines Jahresbe-

richtes, der mehr gibt, als die üblichen rohen Zahlen, noch nicht gekommen bin. Sollten Sie, wie andere Bibliothekare, finden, dass unsere Resultate in qualitativer Hinsicht immer grössere sind, so bemerke ich im Voraus, dass diese Resultate im Wesentlichen auf die Organisation des Ausleihdienstes zurückzuführen sind und hierüber würde ich eben für die neue Zeitschrift sehr gern schreiben; natürlich nicht von unserer Bibliothek, sondern von dem Problem und den Möglichkeiten.

Bitte empfehlen Sie mich Herrn Dr. Coerper, dem die Tabelle natürlich auch zugänglich sein soll.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
[W. Hofmann]

N.B. Die Tabelle erbitte ich gelegentlich zurück. Den Greve, Problem der Volksbibliotheken, würde ich für Sie besprechen, wenn Sie keinen anderen Referenten dafür haben.
W.H.

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 21. April 1909.

Sehr geehrter Herr H o f m a n n !

Verbindlichsten Dank für Ihr freundliches Schreiben vom 8. d.Ms. sowie die interessante Statistik, die Sie ihm beigelegt hatten. Für den Jahresbericht würde ich Ihnen sehr dankbar sein, da wir in der Concordia in einer Notiz auf ihn zurückkommen möchten. – Ihre Einrichtung, eine Leihgebühr zu erheben, falls Bücher in einer über eine bestimmte Zahl hinausgehenden Anzahl entnommen werden, hat mich lebhaft interessiert. Bei allen Anhängern der grossen Zahlen werden Sie mit dieser Einrichtung jedenfalls sehr starkem Widerspruch begegnen.

Sie stellten in Ihrem Briefe einen Besuch in Berlin in Aussicht, bei dem wir das Nähere, namentlich auch wegen Ihrer Beiträge für unsere Zeitschrift, besprechen könnten. Ich sehe diesem Besuch mit Freude entgegen und will mich deshalb heute des Näheren über Ihre Vorschläge nicht auslassen. Auf jeden Fall wird es sich empfehlen, dass Sie vorher eine Karte schreiben, damit wir Zeit und Stunde des Zusammentreffens sicher vereinbaren können.

Mit bestem Gruss
Ihr
sehr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

Dresden-Plauen, den 7. Mai 1909
Bernhardstrasse 116, pt.

Herrn
Dr. R. von Erdberg
Berlin S.W.11.
Dessauerstrasse 14

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich sandte Ihnen unsere Tabelle, weil ich glaubte, zur Abfassung eines Jahresberichtes nicht zu kommen. Ihr Brief veranlasst mich nun aber, eine Arbeit über unsere Bibliothek, die ich schon vor einigen Monaten begann, dann aber in dem nie ausbleibenden Stadium kritischen Zweifels weglegte, wieder vorzunehmen. Es handelt sich um einen Bericht über die Einrichtung und den Betrieb unserer Bibliothek bis mit 1908. Ich gehe dabei von folgendem aus: die rohen Zahlen, die in den Berichten unserer Bibliotheken meist nur mitgeteilt werden, haben eigentlich nur für den Bibliothekar der betreffenden Bibliothek Sinn und Bedeutung. Um das Interesse weiterer gebildeter Kreise für Bibliotheken zu wecken, bedürfen m.E. diese Zahlen einer Erläuterung, die einen Einblick in das innere Leben und Wirken, in die Möglichkeiten und Grenzen der Bibliotheksarbeit gestatten. Ähnlich ist es bei der Schilderung der Einrichtungen einer modernen Volksbibliothek. Hier kommt es nicht, wie in einer Bibliothekslehre, auf die Beschreibung aller rein technischen und geschäftlichen Einzelheiten an, sondern darauf, den Fernerstehenden auf die eigentlichen Probleme der bibliothekarischen Arbeit aufmerksam zu machen. Es sind daher nur solche Einrichtungen und Massnahmen zu beschreiben, die gewissermassen einen unmittelbaren Ausdruck des Ringens der Bibliotheksleitung um Lösung dieser Probleme darstellen.

Ich hatte ursprünglich die Absicht, den Bericht, wenn er zustande kommen sollte, den „Dokumenten des Fortschritts“ anzubieten, deren Redaktion einen grösseren Originalbeitrag von mir schon vor längerer Zeit erbeten hatte. Da ich aber jetzt das Manuskript auf Ihre freundliche Anregung hin wieder vorgenommen habe und ausserdem der „Concordia“ ja auch einen Beitrag schulde, frage ich bei Ihnen an, ob Sie evtl. einen derartigen Bericht in der „Concordia“ bringen würden. Dass andere Bibliotheken ihre Berichte zuerst in Zeitschriften veröffentlichen, ist Ihnen ja bekannt und nach meiner Kenntnis des Charakters der „Concordia“ erscheint mir die Sache in unserem Fall nicht aussichtslos. Auf jeden Fall schicke ich Ihnen zunächst mal den ersten, in den Hauptsachen fertig[en,] die Beschreibung der Einrichtungen umfassenden Teil des Manuskriptes zur Ansicht. Desgleichen einen Ausschnitt aus dem Jahresbericht 1907, der ähnlich, nur noch wesentlich verfeinert und vertieft, auch in der neuen Arbeit wiederkehren dürfte. Der Jahresbericht 1907 liegt, wie alle unsere Berichte, bis jetzt nur schriftlich vor.

Übrigens müsste, wenn der Bericht ganz oder zum Teil in einer Zeitschrift erscheinen sollte, wahrscheinlich manches etwas anders werden, als es jetzt angelegt ist, darüber aber mit der betreffenden Redaktion zu verhandeln, ist später noch Zeit. Seines grossen Umfanges wegen müsste er dann auch in zwei Teilen erscheinen, vielleicht jedesmal

mit einem anderen Haupttitel. Der erste Teil würde dann übrigens die Arbeit über die Organisation des Ausleihbetriebes enthalten, die ich seinerzeit anbot, und die sie acceptierten. Es wäre ja auch jeder einzelne der beiden Teile noch sehr umfangreich. Da Sie aber seinerzeit schrieben, Sie hätten meine nicht minder umfangreiche Denkschrift auch gern gebracht, wenn ich sie Ihnen angeboten hätte, so ist vielleicht auch hier der grosse Umfang kein Hinderungsgrund. Natürlich würde ich mich auch schon sehr freuen, wenn Sie etwa nur den einen der beiden Teile, vielleicht den ersten, bringen würden. Ich würde dann versuchen, den Bericht über unsere Leser und über unsere Entleihungen bei den „Dokumenten des Fortschritts“ anzubringen.

Da ich mich nun einmal mit der Sache wieder beschäftige, wäre mir eine schnelle Antwort sehr erwünscht und falls Sie den Abdruck in der „Concordia“ nicht vornehmen können, wenigstens ein Wort darüber, ob Sie einen derartigen Bericht für anregend und förderlich für die Sache, die uns beide interessiert, halten.

Je mehr ich mich mit der Frage meiner Mitarbeiterschaft für Ihre neue Zeitschrift beschäftige, um so deutlicher sehe ich, dass es für mich da zunächst ein Thema von prinzipieller Bedeutung gibt, über das ich an so wichtiger Stelle und in einem so wichtigen Augenblick etwas ausreichendes sagen könnte, es lautet: (wie eigentlich bei allen meinen Arbeiten, nur nicht immer in dieser Schärfe formuliert)

Die Führung der Leser

durch den Bibliothekar und die Unterstützung
des Bibliothekars durch mechanische Hilfe

Ein Beitrag zur Entwicklung des volkstümlichen Bibliothekswesens

Ich würde mich ausserordentlich freuen, wenn Sie darauf eingehen könnten. Schriftsteller, der die Themen in beliebiger Zahl aus den Ärmeln schüttelt, bin ich nicht, bins auch nie gewesen. Ich habe immer nur Probleme, mit denen ich mich so ehrlich als möglich herumschlage, habe ich sie nicht, dann bringe ich keine vernünftige Zeile zustande.

Ihren Nachrichten mit Interesse entgegensehend und mit hochachtungsvollem Gruss

Ihr
ergebener
[W. Hofmann]

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 8. Mai 1909.

Sehr geehrter Herr!

Mit verbindlichem Danke habe ich Ihre Sendung erhalten. Ich bin sofort an die Lektüre der Aufsätze gegangen und kann Ihnen nur meine volle Zustimmung und meinen Glückwunsch aussprechen zu der Art, in der Sie die Materie behandelt haben. Ich ersehe aus Ihren Aufsätzen wieder, dass unsere Auffassungen in Fragen der Volksbibliotheken sich vollkommen decken und verspreche mir auf dieser Grundlage besondere Freude aus unserem künftigen Zusammenarbeiten.

Was nun die Verwendung Ihrer Aufsätze anbetrifft, so wäre ich nicht abgeneigt, sie in der „Concordia“ abzudrucken, wengleich sie für diese Zeitschrift etwas umfangreich sind. Ihre Denkschrift hatte doch bei weitem nicht den Umfang, den diese Arbeit nach ihrer Vollendung erreichen wird. Warum aber wollen Sie die interessanten Ausführungen, die auf eine solche Fülle allgemeinsten Gesichtspunkte teils direkt, teils zwischen den Zeilen verborgen hinweisen, nicht in unserem „Volksbildungsarchiv“ veröffentlichen? Für den Fall selbst, dass der Aufsatz den Umfang von zwei Bogen überschreiten würde, hätte ich keine Bedenken ihn aufzunehmen. Im Gegenteil, wir würden dann auf dem wichtigen Gebiete der Volksbibliotheken gleich mit einem Artikel von programmatischer Bedeutung hervortreten. Sie würden ja vielleicht auch nicht abgeneigt sein, den Bericht in diesem Falle hier und dort in der Richtung meines Programms zuzuspitzen. Dass wir ein solches Programm an einem in der Praxis bereits durchgeführten Beispiel vortragen könnten, würde ich besonders begrüßen. Bedenken habe ich freilich, dass das von Ihnen für das „Volksbildungsarchiv“ vorgeschlagene Thema dann wenigstens für die nächsten Hefte nicht in Betracht käme. Die in diesem Thema angedeutete Frage wird ja auch in Ihrem Bericht ziemlich eingehend erörtert, und wenn ich auch annehme, dass Sie in einem besonderen Aufsätze noch viel weiter in die Tiefe gehen würden, so müssten wir doch aus redaktionellen Gründen eine Zeitlang verstreichen lassen, ehe wir dasselbe Thema von neuem anrühren. Ich schicke Ihnen Ihre Manuskripte zurück in der Hoffnung, sie demnächst in vollendeter Gestalt für unser Archiv wieder zu empfangen.

Ueber Ihren Besuch in Berlin lassen Sie nichts verlauten. Ich würde sehr bedauern, wenn Sie ihn ganz aufgegeben hätten, da ich über unser Zusammenarbeiten am Archiv gern persönlich Rücksprache mit Ihnen genommen hätte. Vielleicht ist es aber auch möglich, dass ich einmal nach Dresden hinüberkomme, ich hätte dann auch Gelegenheit, Ihre Bibliothek aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Mit den besten Grüßen

Ihr

sehr ergebener

Dr. R.v.Erdberg

Dresden-Plauen, den 18.6. 1909

Bernhardstrasse 116, pt.

Herrn

Dr. R. von Erdberg

Berlin S.W.11.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich bin schon heute in der Lage, Ihnen das Manuskript für die Concordia zu senden,¹³ da ich schon in der letzten Zeit mit dem Abdruck in der C. gerechnet hatte und daher nun nur noch die letzte Feile anzulegen brauchte. Ich habe also die Beschreibung aller

rein technischen Spezialitäten vermieden und die Einrichtungen nun soweit beschrieben, als sie unmittelbarer Ausdruck nicht allgemeingültiger, aber doch allgemein interessanter Ideen und Grundsätze sind. Nur auf die einleitenden Sätze – bis Seite 3 des Manuskripts – trifft das nicht ganz zu. Ich halte es aber für sehr wünschenswert, dass der Leser einen kurzen Einblick in den Ursprung, die ersten Absichten und die lokalen Bedingtheiten der Anstalt, von der dann so eingehend gesprochen wird, bekommt. Vielleicht erscheinen Ihnen auch die Ausführungen auf Seite 7-8 etwas abschweifend. Ich komme aber an einer anderen wichtigen Stelle auf das dort mitgeteilte Verfahren (Mitarbeiterlisten) zurück, und ganz unwesentlich ist die Sache an sich überhaupt nicht. Grossen Wert lege ich darauf, dass der neu hinzugekommene Abschnitt über die systematisch aufgestellte Buchkarten mit erscheint, erstens ist das ein grosser Fortschritt fürs Bibliothekswesen überhaupt, und dann möchte ich mir durch die Veröffentlichung die Priorität für diese Erfindung sichern.

Nun wäre noch einiges zu besprechen. Ich hatte ursprünglich die Absicht, diesem Einrichtungsbericht in Bälde den Betriebsbericht folgen zu lassen. Davon kann nun nach Übernahme des Aufsatzes für's Archiv keine Rede mehr sein. Wir müssen uns das, wenn Sie überhaupt dafür sind, für später, etwa für 1910 vorbehalten. Das habe ich in dem vorliegenden Berichte auch angedeutet. Andererseits wirds aber auch Zeit, dass nun, nachdem wir drei Jahre arbeiten und nachdem über unsere Bibliothek schon manches geschrieben wurde, einmal wenigstens ein paar Zahlen über unseren Betrieb bekannt werden. Und grade bei diesem vorliegenden Bericht, der so scharf präzisierte Forderungen aufstellt, wird sich der interessierte Leser fragen: was für einen äusserlich sichtbaren Effekt im Betriebe denn nun die Erfüllung dieser Forderungen mit sich bringt. Es wäre daher vielleicht ganz angebracht, wenn Sie in einer ganz kurzen redaktionellen Vorbemerkung darauf hinweisen würden, dass die Freie öffentliche Bibliothek Dresden-Plauen nicht nur ihrer Einrichtungen und der ihnen zu Grunde liegenden Prinzipien wegen das Interesse der Kulturpolitiker verdient, sondern weil diese Bibliothek, die sich von allen deutschen öffentlichen Bibliotheken in Theorie und Praxis am entschiedensten auf den Standpunkt der Qualitätsarbeit gestellt hat, nun auch ganz auffällige Resultate in Bezug auf die Qualität der Ausleihe erzielt hat.

Es würde sich dabei etwa um folgende Feststellungen handeln. Die Freie öffentliche Bibliothek hat alljährlich weit über 5000 aktive Leser, setzt ihren Bücherbestand 8-10 Mal im Jahre um – sie zählt also zu den leistungsfähigen grossen modernen deutschen Bildungsbibliotheken und hat einen echten Massenbetrieb. Sie befindet sich also nicht etwa in der Lage des Fuchses mit den saueren Trauben.

Die Freie öffentliche Bibliothek hat zirka 50% Leser aus den proletarischen Kreisen der Bevölkerung und im übrigen Angehörige aus allen bürgerlichen Schichten bis zum Oberlandesgerichtsrat, – sie ist also nicht nur in der Theorie eine moderne Volksbibliothek, sie hat in idealer Zusammensetzung die Leserschaft, die man für die moderne Bücherei fordert.

In der Freien öffentlichen Bibliothek beträgt in der Abteilung der Erwachsenen, d.h. über 14 Jahre alten Leser, die Ausleihe an belehrender Literatur 34,79% der Gesamtausleihe dieser Abteilung, bei den voll Erwachsenen, d.h. über 18 Jahre alten männlichen proletarischen Lesern beträgt die belehrende Ausleihe 40,68% der Gesamtausleihe

dieser Gruppe; bei den jugendlichen männlichen proletarischen Lesern (vom 14.-18. Jahre) 43,31% – das sind Resultate, die mit den Ergebnissen der bekannteren, grösseren deutschen öffentlichen Bibliotheken – besonders mit denen Mittel-, West- und Norddeutschlands – im schroffen Widerspruch stehen; keine dieser Bibliotheken kommt nur annähernd an diese Resultate heran, einige erreichen nur zwei Drittel oder kaum die Hälfte dieser Ausleihe an belehrender Literatur.

Dabei ist hervorzuheben, dass die Bibliothek von keiner anderen Bildungseinrichtung: Vorträge, Hochschulkurse, etc. unterstützt wird, dass sie im Gegenteil von diesen Bestrebungen, die in Dresden erst im Entstehen begriffen sind, schon infolge ihrer peripherischen Lage keinen Nutzen ziehen kann, dass in der Regel nur ein belehrendes Buch an einen Leser ausgegeben wird und dass die Statistik ziemlich genau geführt wird.

Ich glaube doch, dass eine, diese Tatsachen verarbeitende kurze Mitteilung als verträgliche Rechtfertigung Ihres ungewöhnlichen Unterfangens, über eine einzelne Bibliothek eine solche lange Geschichte zu bringen, ganz gut sein könnte, wenn dann natürlich auch die Arbeit ihre Rechtfertigung und die Rechtfertigung ihrer Veröffentlichung in sich tragen muss. Selbstverständlich empfehle ich nicht eine Anpreisung unserer Bibliothek, die ruhige Mitteilung der nackten Zahlen und Tatsachen, die sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen lassen, genügt.

Nun zur Frage der Mitarbeit für den zweiten Teil des Archivs. Hier versage ich leider! Ich bin durch die Bibliothek dermassen in Anspruch genommen, dass ich schon eine Arbeit, wie den Aufsatz fürs Archiv, nur unter grossen Opfern an Kraft ausführen kann. Ich habe ja nun vor, in einiger Zeit mein Verhältnis zur Bibliothek umzugestalten, und zwar so, dass ich einen Teil der Arbeiten, die ich nicht unbedingt selbst erledigen muss, abstosse und von mir aus eine Vertretung stelle, um mich dann mehr als bisher meinen wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten widmen zu können. Doch lässt sich das aus verschiedenen Gründen jetzt noch nicht ausführen. Ich kann – das ist der Hauptgrund – eine Vertretung nicht auf ein, zwei Stunden bekommen, habe aber aus der Bibliotheks-Schriftstellerei, – die andere habe ich längst aufgegeben – natürlich nicht so grosse Einnahmen, um davon eine ganz oder wenigstens eine Zweidrittel-Vertretung, die vielleicht zu finden wäre, bezahlen zu können. Ich hoffe aber, dass ich zur Ausführung dieser Pläne in einiger Zeit ein grösseres Stipendium erhalten werden, resp. ein mir schon zu Reisezwecken verliehenes zu diesen Arbeitszwecken verwenden darf.¹⁴

Also selbst wenn ich schon jetzt die Arbeit fürs Archiv übernehmen wollte, müsste ich – ohne für den durch Verschiebung meiner Lage entstehenden Verlust wirklich entschädigt zu sein – doch von Ihnen mindestens 500 Mk. jährlich haben, um wenigstens die Entschädigung für die zweistündige Arbeit einer tüchtigen Kraft, die ich eben für 4-6 Stunden engagieren müsste, zu haben. Ein solches Fixum werden Sie aber doch nicht bewilligen können; denn wenn auch die Arbeit bei sorgfältigster Behandlung der einzelnen Teile – Kritik der Literatur, kritische Übersicht, Chronik, Bibliographie – ausserordentlich zeitraubend ist, so ist doch das Ergebnis der Arbeit sicher von nur bescheidenem Umfang.

Ich verkenne natürlich den moralischen Vorteil, der für mich mit der Übernahme dieser Arbeit verbunden sein würde, keinen Augenblick, für die Sache aber halte ich's sogar für viel besser, wenn ich, der doch schon im ersten Teile des Archivs ziemlich stark mit einigen grösseren Arbeiten vertreten sein wird, nicht auch noch den anderen bibliothekarischen Teil beherrsch[e]. Denn wir arbeiten, wenn wir uns im Archiv zusammenfinden, doch nicht nur zur Befriedigung unseres wissenschaftlichen intellektuellen Reinlichkeitsbedürfnisses, sondern wir wollen doch durch unsere Arbeit Einfluss auf die Praxis gewinnen. Nun dürfen wir uns aber darüber keiner Täuschung hingeben, dass wir allein schon durch das Aufstellen neuer tiefgehender, zur herrschenden Praxis im Widerspruch stehender Forderungen in einen gewissen Konflikt mit den Vertretern eben dieser Praxis geraten. Nach den Erfahrungen, die ich mit meinen letzten, in ähnlicher Richtung zielenden Arbeiten gemacht haben, bin ich ja überzeugt, dass wir unter den jüngeren Leuten und auch unter älteren, sofern sie ausserhalb des Kreises der Fach-Volks-Bibliothekare stehen, auf lebhafteste Zustimmung stossen werden; ja selbst einige führende deutsche und ausserdeutsche Bibliothekare haben jene Gelegenheitsarbeiten gradezu begeistert begrüsst. Auf jeden Fall haben wir aber auf eine starke Missstimmung, vielleicht sogar auf einen erheblichen Widerstand in dem eng geschlossenen Kreise der bisher führenden Volksbibliothekare zu rechnen, und das sind eben doch die „Fachleute“, von denen trotz unserer Arbeit zunächst immer noch viel abhängen wird. Daher hielte ich's für ganz ausgezeichnet, wenn wir von vornherein den intelligentesten und gediegensten aus diesem Lager, der uns sachlich zunächst tatsächlich sehr nahe steht, gewinnen, und nicht bloss alles mir, dem einen Querulanten übertragen würden. Und dieser Mann ist m.E. Dr. A. Heidenhain¹⁵ von der Bremer Bücherhalle. Seine praktischen Arbeiten sind sehr gediegen, und seine theoretischen Ausführungen sind das Gründlichste, was ich in den Blättern für Volksbibliotheken gelesen habe. Er hat nur noch eine gewisse Scheu vor notwendigen vernünftigen Verallgemeinerungen, vielleicht bedarf es da aber nur eines Anstosses und eines Rückhaltes, um ihm nach dieser Seite eine freiere Entwicklung zu ermöglichen.

Sollten Sie nun aber von Heidenhain einen Korb bekommen und unter Ihren Mitarbeitern keinen Mann finden, der die Sache ganz übernehmen könnte, so würde ich Sie nicht im Stiche lassen. Die Bibliographie und die Chronik könnten Sie, wenn ich vielleicht einige Winke geben würde, zweifelsohne ganz gut in Berlin machen lassen, dazu bedarf es ja einer tiefgehenden bibliothekphilosophischen Schulung nicht. Ich würde Sie für meinen Teil dann nur bitten, mich so gut als möglich zu stellen, mit der Ausgabe des ersten Heftes nicht vor dem 1. November zu rechnen und mit den Beiträgen für diesen Teil des ersten Heftes einige Nachsicht zu üben. Ich hoffe aber stark, dass Sie mich überhaupt nicht brauchen, hoffe vor allem, dass auch nach diesen freimütigen Darlegungen Ihr für mich ausserordentlich wertvolles Interesse an meinen Bestrebungen das Gleiche bleibt.

Ihren Entscheidungen entgegensehend, mit den besten Grüssen

Ihr
ergebener
[W. Hofmann]

N.B. Rechtzeitige Korrektur des Concordia-Artikels erbitte ich dringend. Ich würde auch sehr gern für die Bibliothek eine Anzahl Sonderabzüge herstellen lassen: geben Sie hierzu Ihre Zustimmung, und habe ich mich dann an den Verlag zu wenden?

D.O.

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 25. Juni 1909.

Sehr geehrter Herr H o f m a n n !

Herr Dr. H e i d e n h a i n lehnt ab in einem Schreiben, das ich Ihnen in der Abschrift mitteile. Sind Sie nun der Meinung, dass wir uns an Herrn C a s p a r i wenden sollen, oder würden Sie sich doch dazu verstehen können, vorläufig für das I. Heft die Arbeit zu übernehmen, wenn wir sie Ihnen mit 175 M honorieren ? Jede Unterstützung, die wir Ihnen von Berlin leisten können, stände Ihnen natürlich zu Verfügung.

Da die Angelegenheit allmählich dringend wird, darf ich Sie wohl bitten, sich möglichst umgehend zu äussern, und zwar bitte ich Sie, die Korrespondenz einstweilen mit Herrn Dr. C o e r p e r zu führen, der auf das Genaueste orientiert ist.

Mit bestem Gruss

Ihr

sehr ergebener

Dr. R.v.Erdberg

Lesehalle in Bremen.

Bremen, den 23. Juni 1909.

Herrn
Dr. R. v. E r d b e r g,
Stellvertretendem Geschäftsführer der Zentralstelle
für Volkswohlfahrt
B e r l i n

Ew. Hochwohlgeboren

bestätige ich den Empfang Ihres Schreibens vom 22.ds.Mts. Zu meinem Bedauern muss ich auf die dankbare Arbeit, die Sie mir antragen, verzichten. Ich bin durch die Geschäfte meiner Anstalt annähernd vollständig absorbiert, und die Redaktion einer berichtenden und kritischen Uebersicht über den Fortschritt des Volksbibliothekwesens im deutschen Sprachgebiet würde in der Tat eine recht zeitraubende Arbeit sein. Ueber

den Umfang bin ich seit einigen Jahren durch ein Abonnement auf Zeitungsausschnitte über dies Thema einigermaßen unterrichtet; die Zahl der Neugründungen, sowie die Reorganisation und Vergrößerungen bestehender Bibliotheken ist sehr gross, und da die neue Zeitschrift doch wohl keine oberflächliche oder eklektische Orientierung geben darf, wird die Sammlung des Materials eine dornige Aufgabe sein. Es ist nicht zu erwarten, dass die nötigen Mitteilungen im Wesentlichen unerbeten einlaufen; auch aus den Zeitungsnachrichten sind oft nur Adressen zu entnehmen, während der Inhalt unzulänglich ist, und, soweit er auf Reporterarbeit beruht, sicher von Missverständnissen wimmelt. Es würde sich also darum handeln, einen grossen Teil der Nachrichten durch eine ausgedehnte Korrespondenz einzuziehen. Die Bibliothekare im Neben- und Ehrenamt und die subalternen Personen, denen die Geschäfte kleiner Bibliotheken übergeben werden, würden sich an die Ausfüllung und Rücksendung der Fragebogen oftmals mahnen lassen. Bei der Bearbeitung des Materials würden statistische Uebersichten unentbehrlich sein, deren Zusammenstellung viel Zeit und Mühe erfordert. Ich kann nach diesen Erwägungen voraussehen, dass die sachgemässe Erledigung der Arbeit sich mit meiner amtlichen Tätigkeit nicht verbinden lässt.

Da die Zahl der Fachleute, die für diese Aufgabe in Betracht kommen können, sehr gering ist, darf ich mir wohl gestatten Ew. Hochwohlgeboren auf einen Kollegen aufmerksam zu machen, der m.E. die Befähigung hat und vielleicht auch die nötige Musse aufbringt, diesen Teil der Zeitschrift zu bearbeiten: Dr. Caspari, Bibliothekar und Direktor des Bildungswesens bei den Farbwerken, vormals Friedrich Bayer & C^o, Leverkusen bei Cöln (früher an der freiherrlich v. Rothschild'schen Bibliothek in Frankfurt a/M.)

In vorzüglicher Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren ergebener
Dr. A. Heidenhain.

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 24. August 1909.

Sehr geehrter Herr Hofmann!

Von meinem Urlaub heimgekehrt, habe ich von Ihren Verhandlungen mit Herrn Dr. Coeper Kenntnis genommen und erkläre mich mit allem einverstanden bis auf einige gleich zu erwähnende Kleinigkeiten.

Zunächst möchte ich auf Ihr soeben eingegangenes Schreiben vom 23.d.Ms. zurückkommen. Ich bekenne mich schuldig, dass ich Ihnen seinerzeit eine zu günstige Vorstellung von dem, was wir auf eine Druckseite hätten bringen können, gegeben habe. Ich selbst war gestern, als ich eine genauere Prüfung der Sachlage vornahm, unangenehm überrascht, da ich nicht recht sehe, wie ich das für die erste Nummer zur Verfügung stehende Material unterbringen soll. So erfreulich dies einerseits ist, so peinlich ist es

mir andererseits gerade um Ihre Willen. Es muss eben ein Ausweg gefunden werden, der einfachste würde vielleicht der sein, dass Ihr Artikel im nächsten Heft fortgesetzt wird [...]

Was die von Ihnen in Ihren früheren Schreiben gemachten Vorschläge betrifft, so erkläre ich mich mit ihnen, wie gesagt, nicht nur vollständig einverstanden, sondern danke Ihnen ganz besonders für die gründliche und erschöpfende Art, in der Sie die Aufgabe angefasst haben. Die Kleinigkeiten, von denen ich sprach, beziehen sich erstens auf die Opulenz der von Ihnen versandten Rundschreiben; ich fürchte, sie werden sehr hohe Kosten verursachen. Wenn ich auch zugebe, dass gerade zu Anfang es einen guten Eindruck macht, wenn man möglichst vornehm auftritt, so würde ich doch dafür sein, in Zukunft in der Ausstattung unserer Rundschreiben nach Möglichkeit zu sparen. Zweitens möchte ich anfragen, ob Sie es für unerlässlich halten, dass Sie für sich besonders ein Abonnement auf Zeitungsausschnitte halten. Wir haben nämlich ein solches Abonnement, und es bedürfte bei dem Unternehmer nur eines besonderen Hinweises darauf, dass uns Bibliotheksfragen betreffende Ausschnitte in möglichster Vollständigkeit zugesandt werden. Die Ausschnitte werden hier sortiert, und wir könnten Ihnen in jeder Woche vielleicht zweimal Ihren Anteil zusenden. Dadurch würden wir das ganze Abonnement, das Sie genommen haben, sparen [...]

Ihrer gefälligen Antwort, betreffend Ihren Aufsatz, darf ich wohl entgegensehen. Wie gesagt, wir müssen jedenfalls einen Weg finden.

Mit bestem Gruss

Ihr

sehr ergebener

R.v.Erdberg

1. September 09.

Herrn

Dr. R. von E r d b e r g

Berlin

Sehr geehrter Herr Doktor!

Für Ihren freundlichen Brief vom 24. August sage ich Ihnen meinen besten Dank. Ich freue mich sehr, dass Sie mit meinen Plänen im grossen und ganzen einverstanden sind und dass meine Arbeit keine Unterbrechung zu erleiden braucht.

Was Sie über die grosse Opulenz der versandten Rundschreiben sagen, ist mir durchaus einleuchtend. Ich glaubte allerdings, da eine nochmalige Besprechung wegen dieses Punktes nicht zugänglich war, für den Anfang nicht zu vorsichtig sein zu sollen und ich bin von meiner früheren Tätigkeit auch ein wenig drauf dressiert, diesen Dingen ein gewisses Gewicht beizulegen. Aber ich habe selbst schon eingesehen, dass wir in dieser Weise nur bei Vorhandensein eines sehr grossen Reservefonds würden weiterarbeiten können und ich werde mich daher in Zukunft der grössten Sparsamkeit befleissigen,

soweit es möglich ist, ohne dürftig zu wirken. Ganz einverstanden bin ich auch damit, das Abonnement auf Zeitungsausschnitte gemeinsam mit der Hauptredaktion zu halten [...] Nun noch einige Zeilen über unser erstes Heft. Ich danke Ihnen sehr, dass Sie es mir ermöglichen, meine Arbeit in vollem Umfange fürs Archiv zu verwerten. Der von Ihnen vorgeschlagene Weg, den ersten Hauptteil des Artikels zu zerlegen und die beiden Hälften als bis zu einem gewissen Grade abgeschlossene Teile erscheinen zu lassen, ist gangbar und zwar in der Weise, dass im ersten Heft lediglich die Uebersicht über den augenblicklichen Stand des deutschen volkstümlichen Volksbibliothekswesens und eine Kritik der verschiedenen bestehenden Anschauungen über die geistige Aufnahme und Leistungsfähigkeit des Grossstadtvolkes gebracht wird. Dafür würde ich etwa 2 bis 3 Bogen brauchen. Im zweiten Heft würde dann der positive Teil kommen, d.h. der Versuch mit Hilfe zuverlässigen Materiales, sehr eingehende Tabellen, ein einigermaßen brauchbares Bild der Psyche des Grossstadtvolkes zu geben. Dazu würde ich einschliesslich der Tabellen noch einmal ca. 3 Bogen brauchen [...]

Ich erlaube mir, Ihnen in der Beilage einen Sonderabzug meines Concordiabeitrages für Ihre Privatbibliothek zu überreichen. Es wird Sie interessieren zu hören, dass Dr. Fritz von der Charlottenburger Bibliothek, also einer unserer Häuptlinge, mir in diesen Tagen schrieb, dass unser Plauer Ausleihsystem, dem der Concordiabeitrag hauptsächlich gewidmet ist, auf seine, Fritzens Veranlassung hin in der neuen grossen städtischen Braunschweiger Bibliothek eingeführt werden wird, dass Dr. Fritz hofft, bei dem bevorstehenden Neubau der Charlottenburger Bibliothek unser Ausleihverfahren gleichfalls verwenden zu können. Die Jenaer Lesehalle, in der ich seinerzeit volontiert habe, wolle unser Verfahren jetzt auch übernehmen und Dr. Heidenhain in Bremen, einer unserer gewiegtesten und durchgebildetsten Bibliothekare schrieb mir vor einiger Zeit, dass er unser Verfahren für das zur Zeit beste hielt. Ich teile Ihnen das mit, nicht weil es eine Person betrifft, sondern weil Sie daraus ersehen können, dass die Ideen, die ich in der Concordia schon mehrfach vertreten habe und im Volksbildungsarchiv noch ganz anders vertreten werde, einige Aussicht haben, auch in der grösseren deutschen Bibliothekspraxis Verwirklichung zu finden.

Mit der Bitte, Herrn Dr. Coerper den einliegenden Brief zu übergeben und mit hochachtungsvollem Gruss bin ich

Ihr
ganz ergebener
[W. Hofmann]

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 17. September 1909.

Sehr geehrter Herr Hofmann!

Soeben erhalte ich Ihr freundliches Schreiben und das Material für das „Volksbildungsarchiv“. So sehr mir, wie Sie wissen, alles gefällt, was Sie schreiben, so sehr war ich

doch auch erschreckt über die Länge Ihrer Besprechungen. Ich würde nichts mehr wünschen, als dass es uns möglich wäre, auf alle wichtigeren Schriften in der von Ihnen hier geübten gründlichen Weise einzugehen; einstweilen wird uns der Raum dafür aber fehlen. Die vier Beiträge von Ihnen, die petit gesetzt werden sollen, würden ungefähr einen Bogen beanspruchen, jedenfalls nicht weniger. Ein Bogen würde auf den ersten Teil Ihres Aufsatzes entfallen. Es blieben dann also nur noch sechs Bogen übrig für die Hauptartikel von Natorp, Frischeisen-Köhler und mir¹⁶ und das ganze übrige Material, das wir gesammelt haben. Es würde ja die Frage nahe liegen, ob nicht ein Hauptartikel auszuschalten wäre. Aber gerade im ersten Hefte möchte ich möglichst reichhaltig sein, später brauchen wir diese Rücksicht weniger zu nehmen. Unter diesem Gesichtspunkte glaube ich Ihnen doch vorschlagen zu sollen, dass wir uns im ersten Hefte auf den mir übersandten Teil Ihres Aufsatzes beschränken und auch die Hennigsche Besprechung zurückstellen. Die Besprechung des Kataloges durch Coerper würde ich gern bringen, um zu zeigen, dass wir auch nach dieser Richtung hin tätig sein wollen.¹⁷ Desgleichen würde ich sehr wünschen, wenn eine Besprechung des neuen Schultze'schen Buches über Schundliteratur in das erste Heft käme,¹⁸ sie müsste freilich sehr kurz sein. Ueberhaupt möchte ich Ihrer freundlichen Erwägung anheim stellen, ob wir unseren Zwecken nicht besser dienen, wenn wir mehr Bücher kürzer besprechen, als wenige so gründlich, wie Sie es tun. Für die in Ihren Besprechungen niedergelegten Gedanken und Auseinandersetzungen muss sich dann der Raum im ersten Teile finden. Ich bitte Sie, mein Schreiben so aufzunehmen, wie es gemeint ist, als eine offene Darlegung der Schwierigkeiten und einen Vorschlag zu ihrer Beseitigung. Ich beabsichtigte nicht, an Ihrer Arbeit eine Kritik zu üben, denn nichts wäre mir erwünschter als die Möglichkeit, nicht nur Ihre Besprechung jetzt und in Zukunft in der von Ihnen richtig gefundenen Form zu bringen, sondern auch selbst in dieser eingehenden Weise für das Archiv arbeiten zu können. Einstweilen aber, wie gesagt, verbieten uns das die beschränkten Raumverhältnisse.

Mit bestem Gruss
Ihr
sehr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

17. September 09

Herrn Dr. R. von Erdberg
Berlin.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Es ist mir sehr fatal, dass ich Sie durch meine Art der Mitarbeit für das Volksbildungsarchiv in Bedrängnis bringe: aber ich habe selbst schon ehrlich gestöhnt, als mir s.Zt. Herr Dr. Coerper die Druckseitenproben schickte. Ich hatte von vornherein doch mit einem ganz anderen Umfang der ganzen Sache gerechnet. Als Sie mir im Frühjahr

schrieben, dass Sie auf einen Beitrag von mindestens 2¹/₂ Bogen rechneten, war mir das mit das Liebste an Ihrer Aufforderung, dass ich endlich einmal Platz zur Entwicklung meiner Gedanken zur Verfügung hatte, denn ich gebe ohne weiteres zu, dass es meine Stärke nicht ist, kleine appetitliche Entfilets zu produzieren. Ich verbeisse mich in ein Problem, habe immer ein vielleicht oft überflüssiges und anmassliches Gefühl von der Bedeutung der Sache, mit der ich mich herumschlage und komme von dem schulmeisterlichen Zwange, keine Seite unbeleuchtet zu lassen, schwer los. Sie glauben gar nicht, was für Mühe es mich schon gekostet hat, den ersten Teil des Hauptartikels auf den jetzigen Umfang zusammenzudrücken. Aber selbstverständlich werde ich mich in Zukunft bemühen, wenigsten im zweiten Teil des Heftes die grösste Kürze walten zu lassen und ich hoffe, dass wir uns dann wenigstens auf einer mittleren Linie finden werden [...] Sie sehen also, auch ich tue meinerseits alles, was nur in meinen Kräften steht und trage selbst den nicht geringen finanziellen Verlust durch die radikale Kürzung meines Hauptbeitrages freudig, wenn es mir gelingt, meine Mitarbeit in eine Ihnen angenehme Form zu bringen. Es ist immer noch besser, man muss Zugeständnisse auf den Umfang der Arbeit, als auf den Inhalt derselben machen [...]

Mit hochachtungsvollem Grusse
Ihr
ergebener
[W. Hofmann]

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 18. September 1909.

Sehr geehrter Herr H o f m a n n !

Es ist sehr freundlich von Ihnen, dass Sie meinen Nöten so viel Verständnis entgegenbringen. Ich weiss sehr wohl, dass ich die Hauptschuld trage; wie ich Ihnen schon schrieb, bin ich selbst überrascht worden. Bitte berücksichtigen Sie auch, dass natürlich bei der ersten Nummer besondere Schwierigkeiten vorliegen, weil sie sehr reichhaltig sein muss. Späterhin wird das anders werden, und Sie werden dann stets Gelegenheit haben, einen längeren Aufsatz zusammenhängend zu bringen [...]

Mit bestem Gruss
Ihr
sehr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 12. November 1909.

Sehr geehrter Herr H o f m a n n !

Die Belege zu Ihrer Abrechnung habe ich erhalten. Von vornherein möchte ich Ihnen erklären, dass ich selbstverständlich den Betrag sofort anweise werde, und zwar fürs erste den Rest von 453,21 M, das Honorar für Ihren Hauptartikel (90 M) und die vierteljährliche Rate des jährlichen Fixums von 500 M (125), insgesamt also 668,21 M. Wie weit es möglich gewesen wäre, betreffend die Drucksachen, Schreivarbeiten u.s.w., sparsamer zu wirtschaften, darüber will ich mir kein Urteil erlauben. Ich kenne die schwierigen Verhältnisse, unter denen Sie dort arbeiten müssen und weiss, dass Sie jede Hilfeleistung extra honorieren müssen. Ich werde diese Ausgaben auch vertreten können. Sehr schwierig wird mir dies aber werden betreffend die Rechnung von Focken. Wie ich aus ihr ersehe, haben Sie alles, was Sie brauchen, durch den Buchhandel gegen Rechnung bezogen. Wir sind so vorgegangen, dass wir zunächst von allen Büchern, die wir nötig hatten, Rezensionsexemplare erbeten haben, die uns bereitwilligst im weitesten Umfange geliefert wurden. Dieser Posten wäre also zu sparen gewesen. Was nun die zahlreichen Zeitschriften anbetrifft, so werden diese sämtlich in unserer Abteilung gehalten und hätten Ihnen jederzeit zur Verfügung gestanden. Wenn Sie davon Gebrauch gemacht hätten, würde die Rechnung von Focken auf ein paar Mark zusammengeschrumpft sein. Als ich Ihnen seinerzeit sagte, dass Sie Anschaffungen für die Bibliographie machen könnten, war mir garnicht der Gedanke gekommen, dass es in diesem Umfange nötig sein würde. Ich nahm als selbstverständlich an, dass Sie die Bücher als Rezensionsexemplare sich kommen lassen und die Zeitschriften von uns beziehen würden; da das letztere nicht geschah, war ich der festen Ueberzeugung, dass Sie sie in Ihrer Bibliothek hätten. Besonders möchte ich noch erwähnen, dass in der Rechnung sogar Schriften auftreten, die von der Zentralstelle herausgegeben sind, sowie auch einige Nummern von der Concordia. Diese hätten Sie nicht nur von uns, sondern auch selbstverständlich von Carl Heymanns Verlag jederzeit unentgeltlich erhalten. Ich kann mir nun denken, dass Sie in dem Besitz dieses reichhaltigen Materials zum Teil ein Entgelt für die ausserordentlich grosse Arbeit, die Sie gehabt haben, erblicken. Dann würde sich die Sache für uns aber so stellen, dass wir rund 200 Mark als Honorar für die Literaturübersicht buchen müssten.

Ich bitte Sie, meine offene Aussprache nicht etwa als Vorwurf aufzufassen. Die Dankbarkeit für Ihre ausserordentlich wertvolle Mitarbeit am Archiv würde einen solchen Vorwurf nicht aufkommen lassen. Aber da ich selbst über die Ausgaben Rechenschaft ablegen muss, werden Sie verstehen, dass ich das Bestreben habe, alles in möglichster Ordnung und Klarheit zu haben. Es ist mir, nachdem ich Ihre Beiträge erhalten hatte, von vornherein ganz klar gewesen, dass unsere ursprüngliche Abmachung, dass Sie nämlich 80 M pro Bogen für die Hauptartikel erhalten und die übrige Arbeit gegen eine Pauschalsumme von 500 M im Jahr zu leisten hätten, ganz unhaltbar war. Die 500 M wären für das, was Sie geleistet haben und noch zu leisten gedenken, eine durchaus

unzureichende Honorierung. Ich bin auch von Dresden mit der festen Absicht abgereist, Ihnen sowohl Chronik und Bücherbesprechungen als auch die Literaturübersicht zu honorieren, wenn auch letztere mit einem geringeren Satze. Für die Zukunft hatte ich mir dann gedacht, dass, wenn erst ein Ueberblick über Ihre Arbeit sowie über die Gestaltung unserer Finanzverhältnisse sich ergeben hat, wir eine neue Vereinbarung zu treffen haben würden. Nachdem ich Ihnen diese Verhältnisse dargelegt habe, werden Sie verstehen, dass ich mit festen Beträgen rechnen muss und mich nach Möglichkeit vor Ueberraschungen schützen, wie sie Ihre Abrechnung doch immerhin geboten hat. Ich möchte Ihnen nun vorschlagen, dass Sie in Zukunft alles, was Sie brauchen, durch uns beziehen. Es würde Ihnen nicht mehr Mühe machen als sonst, da Sie die Postkarte, statt an den Buchhändler, nur an uns zu richten brauchen. Die kleine Verzögerung würde wohl keine Rolle spielen. Die Zeitschriften könnten Ihnen ohne vorherige Nachfrage in bestimmten Zwischenräumen gesandt werden, und Sie würden sie dann nach Benutzung an uns wieder zurückschicken. Was nun die Honorierung Ihrer kleineren Beiträge sowie der Literaturübersicht im ersten Heft betrifft, so kann ich Ihnen schon heute versprechen, dass sie erfolgen wird. Die Sätze, mit denen dieses zu geschehen haben würde, kann ich aber erst bestimmen, nachdem ich über die Kosten des ersten Heftes überhaupt eine Zusammenstellung gemacht habe; auf keinen Fall sollen Sie zu kurz kommen. Sie wissen ja, dass alles, was am Archiv gespart wird, dem Archiv auch wieder zugute kommt. Da Sie für das Unternehmen kein geringeres Interesse haben als ich selbst, darf ich Ihr Verständnis für meine Ausführungen und Vorschläge voraussetzen.

Mit herzlichem Gruss

Ihr

sehr ergebener

Dr. R.v.Erdberg

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 22. Januar 1910.

Lieber Herr Hofmann!

Entschuldigen Sie, dass ich erst heute auf Ihr Schreiben zurückkomme. Es liegt daran, dass ich sogleich wegen einer anderen Angelegenheit mich an Sie wenden wollte, die erst jetzt soweit spruchreif ist. Um die Frage des Redaktionshonorars vorwegzunehmen, teile ich Ihnen mit, dass Ihnen die fälligen 125 Mark Anfang der nächsten Woche zugehen werden. Ich bin augenblicklich durch alle möglichen Geschäfte in Anspruch genommen, in deren Drange ich die Angelegenheit verbummelt hatte [...]

Dass das Archiv noch nicht in allen Kreisen bekannt geworden ist, liegt daran, dass die Druckerei erst jetzt die Agitation in weiterem Umfange aufgenommen hat. Ich schrieb Ihnen schon, dass sie vor Weihnachten nicht damit heraus wollte. Immerhin werden Sie sich ein Verdienst erwerben, wenn Sie durch Angabe von Adressen uns in dieser

Agitation unterstützen wollten. Die von Ihnen gewünschten Schriften werden Sie alle erhalten, ebenso die „C o n c o r d i a“.

Und nun zu einer weiteren wichtigen Frage: Ich hatte seinerzeit bei Ihnen angefragt, ob Sie eventuell einen Referenten für den Wiener Volkshochschultag empfehlen könnten, der das Thema „Volkshochschulen und öffentliche Bibliotheken“ zu behandeln haben würde. O s t w a l d hat abgesagt, ebenso R e i n. Dr. H a r t m a n n – Wien¹⁹ möchte aber auf einen Korreferenten aus Deutschland nicht verzichten. Er fragt an, ob Sie nicht zu haben sein würden. Sie sehen, dass Ihr Name schon über die Grenzen Deutschlands hinausgedrungen ist. Da Sie mit Ihren Arbeiten für das Archiv ja ungefähr einen Monat vor dem Volkshochschultag fertig sein werden, so ist es vielleicht nicht ausgeschlossen, dass Sie dieses ehrenvolle Anerbieten annehmen. Definitiv könnte ich es Ihnen allerdings erst machen, nachdem ich die Zustimmung von Herrn Geheimrat W a l d e y e r²⁰ dazu habe. Mit W a l d e y e r aber möchte ich wiederum erst sprechen, nachdem ich Ihre prinzipielle Stellungnahme kenne. Ein Honorar zahlt der Volkshochschultag für den Vortragenden nicht, wohl aber könnten wir Ihnen die Reise II. Klasse vergüten und Ihnen 20 Mark Tagegelder für die Dauer des Volkshochschultages zahlen. Ich darf Sie wohl bitten, mir möglichst bald zu schreiben, wie Sie über diese Sache denken [...]

Mit bestem Grusse
Ihr
sehr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

27. Januar 10.

Herrn
Dr. R. von Erdberg
Berlin.

Lieber Herr Doktor!

Die Kürze der Zeit, die uns zu unserer Unteredung zur Verfügung stand, hat mich schneller zu einer Entschliessung getrieben, als mir lieb ist. Hoffentlich ist diese frühe Geburt nur der Entwicklung des Kindes nicht abträglich. Auf jeden Fall: ich bereite mich auf die Sache vor, aber wenn Sie oder Hartmann noch einen anderen Herrn Referenten finden sollten, erachten Sie sich nicht für gebunden; im Gegenteil, ich wäre mit einem Wechsel ganz einverstanden. So wichtig ich auch die Sache für mich halte, so möchte ich doch gerade um ihrer Wichtigkeit willen bei derartigen Gelegenheiten nicht vorzeitig hervortreten, lieber noch ein paar Jahre warten und dann ganz fest sein. Sie wissen: eine gute Schreibe ist noch keine gute Rede und ausserdem bin ich doch auf dem Gebiete des Volkshochschulwesens nicht recht zu Hause. Ich müsste die Sache bewusst einseitig vom Standpunkte des Bibliothekars behandeln. Jetzt werde ich mich zunächst mit Dr. Hartmann in Verbindung setzen.²¹

Inliegend finden Sie ein Adressenverzeichnis für die Archiv-Propaganda. Ich würde sehr empfehlen, den besonderen Brief an alle dort aufgeführten Adressen zu senden, ausserdem aber jedem Brief mehrere Prospekte beizulegen mit der Bitte an den Bibliothekleiter, dieselben an die bibliothekarischen Hilfskräfte der Anstalt zu verteilen. Wenn diese Leute auch nur zum kleinsten Teile abonnieren werden, so wird doch durch eine derartige Begrüssung ihr Interesse aufs Archiv gelenkt, sie werden versuchen es zu erlangen und zu lesen und wir gewinnen zunächst einige Köpfe und dann vielleicht auch Abonnenten. Wir müssen uns allen bibliothekarisch Arbeitenden und Interessierten in den Weg stellen. Daher würde ichs auch für sehr wesentlich halten, wenn die Prospekte mit einem herzhaften Sendschreiben an die Magistrate der deutschen Städte und nicht nur Grossstädte geschickt würden, desgleichen ausserdem durchgehend persönlich an die Stadtschulräte und die Dezernenten des städtischen Bildungswesens. Es schadet m.E. gar nichts, wenn einer oder der andere den Prospekt einmal auf zwei Wegen erhält. Im Gegenteil: das ist ja die psychologisch gut fundierte Taktik der modernen Reklame: von verschiedenen Seiten und wiederholt an die Leute herangehen. Bei der Fülle der Erscheinungen wird eine einmalige allzu reservierte Empfehlung vergessen. Wir brauchen deshalb keinen unvornehmen Warenhausspektakel zu veranstalten. Aber da wir uns alle ohne den geringsten materiellen Gewinn redlich abmühen, müssen wir doch sehen, dass wenigstens unsere Ideen wirklich zunächst einmal an die Köpfe herangelangen. Dass sie hineingelangen und den Dunst und Nebel, der dort drinnen jetzt noch herrscht, vertreiben helfen, das wird sowieso schwer werden. Ich habe Beweise dafür jetzt erst wieder in Berlin erhalten. Eine bekannte Bibliothekarin sagte mir: „ich halte ja die Bibliothek Scherl auch für vollkommen verfehlt, aber es ist doch nicht notwendig dagegen zu schreiben; Herr Dr. Ladewig hat sich doch soviel Mühe gegeben; die Leute haben doch das beste gewollt.“ Fürchterlich — aber typisch. Für sehr wertvoll würde ich es auch halten, wenn an die grossen Tageszeitungen und an wichtigere Zeitschriften, wie Rundschau, Kunstwart, März, Zukunft, Grenzboten, Preuss. Jahrbücher, Südd. Monatshefte, Sozialistische Monatshefte, Türmer etc. das erste Heft geschickt würde; an die grosse Masse der Tageszeitungen aber die Prospekte und alle Tageszeitungen ausserdem noch mehrere kurze Auszüge aus den wichtigsten Beiträgen. Ich habe diese Art der Propaganda bei Dr. Beck²² beobachtet und mich von ihren Vorzügen überzeugt. Prospekte beilegen würde ich ausserdem dem Eckardt, den Blättern für Volksbibliotheken, der Bücherwelt, der Volksbücherei in Oberschlesien, dem Zentralblatt für Volksbildungswesen, der deutschen Literaturzeitung und der Umschau. Es schadet auch hierbei nicht, ist im Gegenteil sicher von Vorteil, wenn eine Person auf diese Weise den Prospekt zwei- oder auch dreimal erhält. Ich war früher einmal literarisch-künstlerischer Beirat einer grossen Kunsthandlung und hatte dabei auch die Firma in Bezug auf Propaganda zu beraten und habe mir dabei einige Kenntnisse dieser Verhältnisse angeeignet.

Die bestellten Schriften sind noch nicht eingetroffen; hoffentlich bleiben sie nicht mehr zu lange aus.

Mit bestem Gruss
Ihr ergebener
[W. Hofmann]

14. März 10.

Herrn
Dr. R. von Erdberg
Berlin.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Sie erhalten heute, in zwei Sendungen, das grosse Manuskript. Erschrecken Sie nicht über den Umfang. Zwei Drittel des Textes kann in der kleinen Type gesetzt werden, und dann ergibt das ganze bis höchstens 3 1/2 Bogen. Dazu kommen dann noch etwa 1 1/2 Bogen Tabellen, und damit sind die fünf Bogen, auf die wir uns seinerzeit einigten, erreicht. Dass alle die ausführlichen Erläuterungen der Entstehung und der Resultate des Materiales und das Material selbst in der kleinen Type kommen, erscheint mir nicht nur aus Gründen der Raumersparnis notwendig. Diese „Materialien“, die hier im Text mitgebracht werden müssen, würden in der grossen Type etwas sehr langatmiges und schwerfälliges haben. Andererseits brauche ich die umständliche Selbstkritik meines Materiales durchaus, da ich auf keinen Fall mit gewissen Leuten, die auf irgend ein Arbeitergedicht oder einen Brief die kühnsten Verallgemeinerungen aufbauen, in einen Topf geworfen werden möchte. Ich hoffe, dass gerade die Vorsicht und Sorgfalt, mit der ich an jedem Punkt mein Material behandle, dem Ganzen eine grössere Wirkung sichern wird. Ich habe die Sache so gehandhabt, dass allemal die Einleitung zu jeder neuen Materialgruppe und das jeweilige Schlussresultat der Untersuchung in grosser, alles andere in kleiner Type gesetzt werden soll.

Ich würde mich herzlich freuen, wenn auch dieser mühselige Vorstoss in ein Neuland Ihren Beifall finden würde. Die Mängel der Arbeit sehe und fühle ich wohl, aber ich glaube, das ist in einem Falle wie diesem, wo so wenig Vorarbeiten vorliegen, kaum zu vermeiden [...]

Mit ergebenem Gruss, auch an Ihre verehrte Frau Gemahlin, bin ich

Ihr
[W. Hofmann]

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 22. März 1910.

Sehr geehrter Herr H o f m a n n !

Auf Ihre Schreiben vom 18. und 21. d.Ms. teile ich Ihnen ganz ergebenst mit, dass das Archiv selbstverständlich zum Volkshochschultage herauskommen wird. Es sind bis dahin ja noch 4 Wochen Zeit, und wenn einmal mit dem Satz begonnen wird, geht es sehr schnell, wie Sie sich durch die Ihnen täglich zugehenden Korrekturen überzeugt

haben werden [...] Die Korrekturen pflege ich immer ohne besondere Anschreiben zu versenden. Dass das Kouvert offen angekommen ist, entspricht allerdings nicht meiner Absicht. – Ihren Aufsatz hatte ich im Manuskript nicht gelesen; ich hole es jetzt nach und freue mich aufrichtig über die neuen Grundlagen, die er für die Volksbildungsarbeit bietet. Ich glaube allerdings, dass man an Ihrer gründlichen Arbeit nicht wird vorübergehen dürfen. Ueber die Anerkennungsschreiben, die auch Sie erhalten haben, freue ich mich sehr. Ob sich aber in absehbarer Zeit eine Sonderausgabe des Archivs wird ermöglichen lassen, scheint mir zweifelhaft. Einstweilen habe ich Mühe, die Sache so durchzuführen. Den mit dem Verlag vereinbarten Umfang des ersten Bandes werde ich um ein beträchtliches überschreiten und die Kosten wahrscheinlich aus meiner Tasche decken müssen. Ich glaube auch, dass es einstweilen von grosser Wirkung ist, wenn wir die Probleme der Volksbildung an einer Stelle gründlich behandeln. Hat das Archiv erst gewirkt, dann könnte eine Spezialisierung eintreten. Eine Zersplitterung in diesem Augenblick würde zugleich eine Schwächung der Kräfte bedeuten [...]

Mit bestem Gruss
Ihr
sehr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

Berlin S.W. 11 Dessauerstr. 14

23.3.1910

Sehr geehrter Herr Hofmann!

Sie erhalten hiermit weitere Korrekturen. Meine Annahme, daß der Text Ihres Aufsatzes weniger als 3 Bogen ausmachen würde, beruhte auf einem Irrtum. Ich habe geglaubt das Manuskript sei 51 Seiten lang gewesen. Das war aber wohl nur das halbe Manuskript. Ihr Aufsatz inc. Tabellen dürfte mindestens 6 Bogen umfassen. Da auch die kleineren Beiträge umfangreicher sind, als ich angenommen hatte, sehe ich nicht recht, wie ich herauskommen soll. Wären Sie damit einverstanden, daß wir von der Bibliothekschonik nur das Wichtigste bringen (z.B. Scherl) und das Übrige sowie die Chronik der Scherlliteratur für das nächste Heft zurückstellen? Ich täte es zwar sehr ungern, sehe aber keinen anderen Weg. Jedenfalls müssen wir in Zukunft genau auf Grund der vorliegenden Erfahrungen vorher disponieren, sonst mache ich am Archiv meinen Bankrott. Zu Ihrem Aufsatz spreche ich Ihnen wiederholt meinen Glückwunsch aus.

Mit besten Grüßen
Ihr sehr ergebener
R. von Erdberg

24. März 10.

Herrn
Dr. R. von Erdberg
Berlin.

Sehr geehrter Herr Doktor!

[...] Ich glaube, wir müssen in dem ersten Jahrgang uns mit den aussergewöhnlichen Raumschwierigkeiten abfinden und ich möchte selbst mein Möglichstes tun, damit Sie persönlich durch diese Entwicklung nicht zu sehr belastet werden. Vor allen Dingen verzichte ich selbstverständlich auf das Honorar für den Teil meines Artikels, der über die seinerzeit vereinbarten 5 Bogen hinausgeht. So erwächst Ihnen wenigstens hieraus keine Belastung. Zweitens bin ich sehr gern bereit, mich mit Ihnen oder der Redaktion in die durch den Satz, Druck und Materialaufwand entstehenden Mehrkosten zu teilen. Ich würde dann nur bitten, dass mir die entsprechende Summe einige Zeit kreditiert wird und dann vielleicht im nächsten Jahre von meinen Honorarabzügen abgezogen wird. Augenblicklich habe ich durch den grossen Artikel und durch die Redaktionsarbeiten seit Abschluss der Redaktion für das letzte Heft so ausserordentliche Kosten gehabt, dass ich Sie herzlichst bitten muss, mir bis zum 30. März die dann fällige Rate des Redaktionshonorares und das Honorar für die 5 Bogen der Abhandlung bestimmt zu übersenden. Ich habe im letzten halben Jahre mindestens 4-500 Mk. für Vertretung, Honorar für Ausarbeitung der grossen Tabellen etc. ausgeben müssen.

[...] Könnte nicht übrigens auch die Zentralstelle für Volkswohlfahrt auch der Redaktion des Archives mit einem Beitrage beispringen, der es dieser ermöglichen würde, meine umfangreiche Arbeit zu bringen, ohne das Privatvermögen der Herausgeber und Mitarbeiter in Anspruch zu nehmen? Vorausgesetzt, dass mir die Abhandlung in ihren Hauptzügen einigermassen gelungen ist, handelt es sich hier doch um eine Arbeit, die der Zentralstelle selbst im höchsten Masse willkommen sein muss, auf die sie selbst bei Bearbeitung von Volksbildungsfragen immer wieder zurückgreifen können und die Ausführung und Veröffentlichung derartiger Arbeiten zu ermöglichen erscheint mir doch als eine Aufgabe geradezu wie geschaffen für eine Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Auf jeden Fall bitte ich Sie dringend den Gedanken, die vorliegende Bibliothekchronik aufzugeben, fallen zu lassen und im schlimmsten Falle lieber mich in der oben vorgeschlagenen Weise zur Deckung der Kosten heranzuziehen. Ich gehe dabei von dem Gedanken aus, dass wir das Archiv unbedingt durchdrücken müssen, dass aber die grossen theoretischen Abhandlungen zunächst nur auf einen sehr kleinen Kreis von Interessenten stossen werden, dass vielmehr gerade die Materialien die Hefte für einen weiteren Kreis von Interessenten ansprechend machen werden und auf diese Weise verschaffen wir dann auch dem anderen Teile des Heftes Verbreitung und Beachtung. Mich selbst interessiert meine grosse Arbeit schon garnicht mehr; es ist das eine Sache, die einmal meiner Ueberzeugung nach gemacht werden muss, es wäre mir aber viel lieber ein Anderer hätte sie gemacht. Ich habe mich besonders bei dem jetzt vorliegenden Teile nahezu aufgerieben und natürlich wie das immer ist, im letzten Vierteljahre nur noch die Mängel und Fehler der Arbeit gesehen. Um so mehr freut es mich, dass

nach Ihren freundlichen Worten doch das darin zu stecken scheint, was mich ursprünglich zur Konzipierung der Abhandlung trieb. Aber wirkliche Freude macht mir jetzt der Gedanke an die Redaktionsarbeit, an die Beschaffung und sorgfältige Durcharbeitung und nicht ganz geistlose Beleuchtung des Materiales. Also tun Sie bitte in diesem Fall noch einmal das möglichste. Ich werde dann jahrelang den ersten Teil des Archives nicht mehr belasten [...]

Mit bestem Gruss und der nochmaligen Bitte mich am Ende des Monats nicht zu vergessen, bin ich

Ihr
ganz ergebener
[W. Hofmann]

Berlin, S.W. 11 Dessauerstr. 14
d. 29.3.10

Sehr geehrter Herr Hofmann!

Zuvor sende ich Ihnen viele Wünsche zum Geburtstage. Es ist ein egoistischer darunter. Wir möchten auch in Ihrem neuen Lebensjahr so einhellig miteinander weiterarbeiten, wie bisher. Daß auf meiner Seite hierzu aller guter Wille vorhanden ist, möge Ihnen der Entschluß beweisen, die Bibliothekschronik, Ihrem Wunsche entsprechend, in diesem Heft zu bringen.

Ihr freundliches Anerbieten, sich mit der Honorarforderung auf 5 Bogen zu beschränken, möchte ich einstweilen noch nicht annehmen. Wir wollen abwarten, wie die Lage nach Abschluß des Heftes sich ansieht. Jedenfalls habe ich Ihnen heute 500 M anweisen lassen, die morgen oder spätestens übermorgen in Ihren Händen sein werden. Leider ist Ihr Brief so eingetroffen, daß die Angelegenheit vor Ostern nicht mehr erledigt werden konnte. Einen Teil der Mehrkosten des Archives kann ich aber nicht auf Sie abwälzen, so sehr ich Ihnen auch für dieses freundliche Anerbieten dankbar bin. Ich habe mir diese Suppe eingebrockt und muß sie schon allein aufessen. Ihre Annahme, daß die Zentralstelle einen Beitrag leisten sollte, ist sehr berechtigt. Einstweilen ist dieser Weg aber nicht gangbar. Warum, das erzähle ich Ihnen in Wien. Wollen Sie die Tabellen in den Text einfügen? Ich meine, das sollte nur bei den kleinen Tabellen geschehen, die an der Stelle gebracht werden können, an die sie gehören. Die anderen würde ich in einem Anhang unterbringen. Vielleicht empfiehlt es sich auch der Einheitlichkeit wegen, sie alle in einen solchen zu verweisen. Dann könnte Ihr Aufsatz auch ohne Aufenthalt weiter umbrochen werden. Jedenfalls erhalten Sie Revisionen. Bitte schreiben Sie mir, wie Sie es mit den Tabellen halten wollen.

Mit besten Grüßen
Ihr sehr ergebener
R.v.Erdberg

8. April 10.

Herrn Dr. R. von Erdberg
Berlin.

Sehr geehrter Herr Doktor!

[...] Nun noch eine recht peinliche Sache. Aus meinem Wiener Referate wird nichts. Ich habe heute den Vortrag gesprochen und stenographisch aufnehmen lassen und wollte Ihnen dann die Uebertragung zur Begutachtung schicken. Aber schon während des Vortrages merkte ich meine Hilflosigkeit und Unsicherheit: ich habe die Sache selbst nicht genügend in den letzten Wochen durcharbeiten können und zudem verliere ich im Vortrage jede Herrschaft über das gesprochene Wort und schwimme hilflos auf einem Meere unklarer abgerissener Sätze und Redensarten dahin. Das geht aber für Wien nicht und ich werde daher Dr. Hartmann noch abschreiben. Sehen Sie zu, dass Sie in Wien den Fall etwas mildern können.

Mit bestem Gruss, wie immer
Ihr ganz ergebener
[W. Hofmann]

Herrn
Dr. R. von Erdberg
Berlin.

8. April 10.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Durch eine jener Fügungen des Himmels, die man über sich ergehen lassen muss, ist bei mir noch einmal der Knoten gerissen und ich habe die zweite Hälfte meines für Wien geplanten Vortrages noch einmal umgearbeitet, d.h. vollständig neu aus einem Gusse niedergeschrieben. Dadurch haben meine Ausführungen, wie ich glaube, wenigstens in sachlicher Hinsicht gewonnen, während erst gerade die zweite Hälfte des Vortrages ohne jeden Halt und Zusammenhang war. Nun drängen mich meine Leute, Ihnen doch noch einmal eine Abschrift des Ganzen in seiner neuen Form zu senden und ich tue das hiermit. Ich bemerke ausdrücklich, dass mich die Darstellung in keiner Weise befriedigt. Es fehlt die Durchknetung der Materie und strenge Konzentration. Die erste Hälfte bis mit Seite 11 ist die Uebertragung des Stenogrammes und Sie können daran erkennen, wie knabenhaft der Vortrag ausfallen würde, wenn ich ihn frei sprechen müsste. Wenn es erlaubt wäre, ihn vorzulesen, könnte ich diesen Teil wenigstens noch in die Form des zweiten Teiles, der nach einem flüchtigen Konzepte geschrieben wurde, bringen. Ich betone nach wie vor, dass ich das Ganze, obwohl ich von dem in dem Vortrage Gesagten an und für sich nichts zurückzunehmen brauche, durchaus nicht reif für den Volkshochschultag halte. Aber da ich meinen eigenen Arbeiten immer sehr unsicher und manchmal auch, wie die Erfahrung gelehrt hat, zu kritisch gegenüberste-

he, und da ich mir andererseits denken kann, dass auch Ihnen meine Absage sehr unangenehm ist, will ich Ihnen die Entscheidung überlassen und übergebe Ihnen zur Prüfung die Abschrift [...]

Mit bestem Gruss
Ihr ergebener
[W. Hofmann]

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 13. April 1910.

Sehr verehrter Herr H o f m a n n !

Mein Telegramm wird Ihnen als Antwort auf Ihr Schreiben wohl schon genügt haben. Da Sie mich aber um ein Urteil über Ihren Vortrag bitten, will ich ganz offen sein. Er ist reich genug an Gedanken, um gehalten werden zu können. Erwünscht schiene mir nur eine etwas straffere Disposition. Dem Hörer muss die Gliederung der Gedanken recht zum Bewusstsein kommen, dann vermag er den Ausführungen leichter zu folgen. Im ersten Teile würde ich wesentlich kürzen. Das Korreferat braucht ja nicht lang zu sein, und ich weiss nicht, ob es recht ist, dass Sie sich in dieser Ausführlichkeit über die Ziele der Volkshochschulbewegung auslassen. Eine kurze Präzisierung Ihres Standpunktes als Ausgang für Ihre weiteren Auseinandersetzungen würde m.E. genügen. Auf jeden Fall rate ich Ihnen, die ausführlichen Zitate auf Seite 7 und 8 zu streichen. Ein Hinweis auf die Meinung der betreffenden Herren genügt hier vollständig. Dass an den Universitäten der Seminarunterricht erweitert werden soll, hat direkt mit unserer Sache wenig zu tun. Gerade solche Abschweifungen sind gefährlich, weil man an ihnen leicht den Faden verlieren kann. Es wird Ihnen leicht werden, in der Woche, die Sie noch vor sich haben, diese geringen Umarbeitungen vorzunehmen, und ich darf mich auf unser Zusammensein in Wien freuen.

Mit bestem Gruss
Ihr
sehr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 21. September 1910.

Lieber Herr H o f m a n n !

Ihr Schreiben vom 17. d.M. habe ich einige Tage liegen lassen, damit ein schönes Mitleid Zeit hatte, alle anderen Empfindungen in mir zu ertönen. Ich bedaure aufrichtig,

dass es Ihnen so schlecht gegangen ist und noch mehr, dass die Arbeiten für das Archiv Ihren Zusammenbruch verschuldet haben. Möchte Ihre Mitteilung, dass es Ihnen wieder besser geht, und dass Sie die Arbeit wieder aufnehmen konnten, vollauf den Tatsachen entsprechen! Wie dem aber auch sei, jedenfalls sollten Sie, da das Unglück nun einmal eingetreten ist, zunächst Ihre Gesundheit nach Möglichkeit zu kräftigen suchen und sie nicht durch zu intensives Arbeiten aufs neue in Gefahr bringen. Dass unser gutes Einvernehmen durch die unvermeidlichen Folgen Ihrer Erkrankung leiden sollte, dürften Sie doch wohl nicht annehmen, ohne bei mir ein gerütteltes Maß Gefühlsrohheit vorauszusetzen. Ich nehme also diesen Passus Ihres Briefes nur als ein Lapsus linguae hin [...]

Mit den besten Wünschen und herzlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

23. September 10.

Herrn Dr. R. von Erdberg, Berlin

Sehr geehrter lieber Herr Doktor!

Herzlichen Dank für Ihr ausserordentlich freundliches Schreiben, von dem ich mir bessere Wirkungen erhoffe als von den Luftveränderungen, Massagen, Elektrisieren, etc. Allerdings kann ich Ihnen zunächst wiederum nur sehr Bedauerliches melden. Mein Aufenthalt auf dem Brand hat nicht nur nichts genützt, sondern mein Zustand verschlechterte sich sogar derart, dass ich wieder nach Dresden zurückkehren musste. Ich habe in der ganzen Zeit keinen Strich arbeiten können und muss nun natürlich, um den Erfolg der Behandlung nicht zu beeinträchtigen, auch ausserordentlich vorsichtig sein; besonders soll ich sofort jedes Mal jede Arbeit abbrechen, sobald sich wieder die Schmerzen einstellen. Und das ist gerade mein Zustand, dass ich in dem Augenblick, da ich mich an den Schreibtisch setze oder wenigstens intensiv anfangen zu arbeiten, wieder die Faust im Nacken und den Druck im Kopf verspüre. Besonders bei der Arbeit am Artikel ist dies der Fall, der ja einige Klippen brachte, über die ich zum Teil nur mit grossen Schwierigkeiten, zum Teil bis jetzt überhaupt nicht wegkomme. Damit haben sich auch die Aussichten auf den Abschluss dieser Arbeit noch bedeutend verschlechtert. Ich halte es jetzt für ganz ausgeschlossen bis zum 25. Oktober fertig zu werden, hatte ich doch schon mit einer Verzögerung von 6 Wochen nach dem 20. September gerechnet. Ich würde daher aufatmen, wenn es Ihnen möglich wäre, doch noch von dem Aufsatz für das letzte Heft des ersten Bandes abzusehen und mir dann am besten bis zum 2. Heft des nächsten Bandes Zeit zu lassen [...]

Den Passus meines Briefes, den Sie als Lapsus linguae auffassen, hatte ich doch etwas anders gemeint. Wenn man ein Bein bricht und aus diesem Grund an der Tätigkeit gehindert ist, dann ist es etwas anderes. Aber wenn man seine Freunde und Förderer im Stiche lassen muss, weil man anstatt 8 Stunden nicht 10 Stunden am Tage arbeiten und

gewisse Schwierigkeiten statt an einem Vormittag kaum in einer Woche bewältigen kann, so gibt man im Gefühl doch dem anderen Teile recht zu einer Beschwerde, ist aber natürlich doppelt erfreut, wenn der andere von diesem Recht keinen Gebrauch macht [...]

Mit herzlichen Gruss bin ich
Ihr
aufrichtig ergebener
[W. Hofmann]

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 30. September 1910.

Lieber Herr H o f m a n n !

Es tut mir sehr leid, dass ich Ihren Brief nicht umgehend beantworten konnte. Die unangenehme Situation, in der ich mich befand, musste aber erst geklärt werden und mit einer unbestimmten Antwort wäre Ihnen ja nicht gedient gewesen. Freilich war es mir von vornherein klar, dass ich alles aufbieten musste, um Ihren Wunsch zu erfüllen, denn die Verantwortung, Ihren nervösen Zustand durch eine unbefriedigende Antwort noch zu verschlimmern, konnte ich nicht auf mich nehmen. Hoffentlich wird die Beruhigung, die ich Ihnen heute senden kann, zu Ihrer baldigen Besserung beitragen. Die Schwierigkeit für mich bestand darin, dass ich keinen Hauptartikel liegen hatte und natürlich auch im Augenblick einen solchen nicht beschaffen konnte. Es hat mir darum leid getan, dass Sie mir die Möglichkeit des Eintreffens dieser Situation nicht früher mitgeteilt haben. Wie ich die Sachlage beurteile, mussten Sie doch mit dieser Möglichkeit schon seit längerer Zeit rechnen. Das Archiv wird darunter leiden, da ich, wie gesagt, im letzten Augenblick natürlich keinen Hauptartikel besorgen kann. Nach Rücksprache mit den Herren der Zentralstelle und mit dem Verleger werde ich mir so helfen, dass ich eine Besprechung der neuesten Schriften über staatsbürgerliche Erziehung, die für die Bücherbesprechungen bestimmt war, etwas erweitern und als Hauptartikel frisieren lasse.²³ Einen sehr guten Eindruck wird es nicht machen, aber eine Entschuldigung auf dem Umschlag und eine Erklärung darüber, weshalb Ihr Schlusssatz in diesem Hefte nicht enthalten ist, werden die scharfen Kritiker des Archivs, deren es auch in der Zentralstelle gibt, hoffentlich überzeugen.

Ich nehme an, dass Sie unterdessen in der Chronik weiter haben arbeiten lassen und dass ich sie bald erhalte. Ich bitte Sie, sich hierbei, wie auch in Zukunft bei der Literaturübersicht möglichst kurz zu fassen. Das Volksbildungsarchiv ist nicht nur eine Zeitschrift für das Bibliothekswesen, und ich kann den Eindruck nicht los werden, dass bei der Mitteilung der Materialien auf diesem Gebiete doch zu sehr in das Detail gegangen wird. Ich werde zu meiner Bitte auch dadurch veranlasst, dass ich unter den bisher geltenden Voraussetzungen das Archiv nicht fortführen könnte. Der Verlag lässt

sich die Bogen des I. Bandes, die über die vereinbarte Zahl hinausgehen, bezahlen und er ist dazu um so mehr berechtigt, als Ihr Artikel im 2. und 3. Hefte durch den Tabellensatz ganz enorme Kosten gemacht hat. Auch ich berücksichtige bei den Jahresberichten und bei der Chronik auf meinen Gebieten ganz unbedeutende Vereine und Gründungen nicht. Ich glaube, um einen Ueberblick des freien Volksbildungswesens in Deutschland zu geben, ist das auch nicht nötig. Das Versäumte kann vielmehr besser in einer gelegentlichen zusammenfassenden Darstellung nachgeholt werden, die sich auf etwa vorzunehmende Erhebungen stützt.

Es ist nicht meine Absicht, einen günstigen Moment zur Erpressung von Konzessionen zu benutzen. Ich möchte Sie nur bitten, sich die Situation klar zu machen und das Ihrige dazu zu tun.

Sie fragen an, ob Ihr Schlussartikel nicht bis zum 2. Hefte des II. Bandes liegen bleiben könnte. Damit allerdings kann ich mich nicht einverstanden erklären. Das würde den Eindruck doch zu sehr verschlechtern. Es ist doch auch wohl zu hoffen, dass Sie bis Weihnachten soweit wieder hergestellt sein werden, um dann an die Schlussarbeit gehen zu können. Ich glaube, es liegt auch in Ihrem Interesse, wenn ich Sie bitte, den Aufsatz für das 1. Heft des II. Bandes zu liefern. Es wird Ihnen eine grosse Erleichterung sein, wenn Sie ihn los sind. Ehe das nicht der Fall ist, werden Sie, wie ich Sie kenne, nicht zur Ruhe kommen.

Wie aufrichtig ich es bedaure, dass Sie die gewünschte Erholung in der Sächsischen Schweiz nicht gefunden haben, brauche ich Ihnen nicht noch besonders auszusprechen. Ich wünsche von Herzen, dass die abgenommene Sorge bald das ihrige tun möge!

Mit herzlichem Gruss
Ihr sehr ergebener
R.v.Erdberg

18. Februar 11.

Herrn Dr. R. von Erdberg, Berlin

Lieber Herr Doktor!

Wenn Sie einen ganz bestimmten Termin wissen wollen, muss ich für den Gesamtartikel den 15. April angeben. Es ist möglich, – nicht sehr wahrscheinlich – dass ich zeitiger fertig werde, aber wenn ich einen früheren Termin angeben würde, müsste ich Sie dann doch vielleicht im Stiche lassen.

Der Artikel wird in petit mindestens 5 Bogen, eher etwas mehr. Ich gebe Ihnen auch hier wieder das Recht, verstimmt zu sein, und etwas ähnliches wird sich nicht wiederholen. Ich werde grössere Sachen in den nächsten Jahren nicht haben und wenn ich sie habe, sind sie vorher nicht angekündigt und können wegbleiben. Zur Sache selbst habe ich das zu bemerken: man kann auf einen Bogen sehr viel schreiben, sicher und meist wird es besser und interessanter sein, als das, was man auf 5 Bogen schreibt.

Was ich auf einem Bogen über das Thema zu sagen habe, habe ich schon 1909 in meinem Concordia-Artikel gesagt. Dieses Mal kommt etwas anderes, fast so etwas wie ein Lehrbuch der bibliothekarisch-pädagogischen Methode in der volkstümlichen Bibliothek. Eine Fülle von positivem Material, von dem Sie in unserer Bibliothek-Literatur bisher auch noch nicht einmal eine Andeutung finden, eine Reihe von Prinzipien und Leitlinien, so begründet, dass kein bibliothekarisch Arbeitender mehr um die Sache herumkann. Alle Einwände, die gegen meine Bestrebungen hundert und einmal erhoben worden sind, haben sachlichste Berücksichtigung gefunden. Es handelt sich um eine Arbeit, wie sie wahrscheinlich nur einmal gemacht werden wird, die aber einmal gemacht werden musste, und dieses und nichts anderes konnte ich jetzt dem Archive geben, wenn ich hier noch einmal über die Sache sprach. Natürlich kann die Sache langweilig sein und schwerfällig, aber nur ein Schelm gibt mehr als er hat. Ich darf aber von diesem letzten Stoss, in dem alle meine Kraft und Erfahrung gesammelt ist, einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung des deutschen Bibliothekswesens erhoffen. Jetzt schon beginnt sich der erst so starre Boden zu lockern, es erscheinen jetzt Artikel in den Fachblättern, so voll eines neuen Geistes, wie man es vor drei Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Meine Concordia-Abhandlung hat Bibliothekengründer lebendig und Bibliothekaren schwere Stunden gemacht. Jetzt werde ich von allen Seiten (Nörrenberg, Heidenhain) gedrängt, schon im Frühjahr auf der Versammlung deutscher Bibliothekare einen Vortrag über meine Bestrebungen zu halten. Aber zu alldem fehlt das Fundament, das keiner ungestraft mehr ignorieren kann, und das soll jetzt der Archiv-Artikel bringen. Und da kann ich mir, so leid mir die Belastung des Archives tut, doch keine Vorwürfe machen.

Aber eine nochmalige Teilung würde ich begrüßen, um so mehr, als durch die Anlage der Arbeit eine natürliche Gliederung, an die wir uns anschliessen könnten, gegeben ist und jeder der Teile sachlich ein in sich geschlossenes Stück darstellt. Der Artikel liegt bis zu diesem Punkte auch schon vor, erforderlich wäre nur noch eine nochmalige stilistische Ueberarbeitung des Ganzen und das Einschieben eines Zwischengliedes, das mir seinerzeit nicht gelingen wollte. Ich würde dann den Artikel bis spätestens 15. März liefern können und spätestens 14 Tage später das gesamte übrige Material. Dann würde das Heft doch wohl sicher spätestens Mitte Mai herauskommen können und das wäre mir auch insofern lieb, als es dann einige Wochen vor dem Bibliothekartag herauskommen und dort ev. schon befruchtend auf die Diskussion einwirken könnte. Auch würde die Fertigstellung des gesamten Artikels selbst bis zum 15. April für mich noch eine ausserordentliche Kräfteanspannung bedeuten. Ich bitte, mir freundlichst umgehend Nachricht geben zu wollen [...]

Mit bestem Gruss
Ihr ergebener
[W. Hofmann]

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 21. Februar 1911.

Lieber Herr H o f m a n n !

Wenn Sie aus meinem Briefe herausgelesen haben, ich befürchtete, Sie würden auf 5 Bogen langweilig werden, dann haben Sie sich sehr getäuscht. Ich habe noch nichts Langweiliges von Ihnen gelesen. Auch ohne ein Schelm zu sein, geben Sie immerhin genug. Ich habe nur die praktische Seite zu vertreten, und da ist es, wie Sie zugeben werden, nicht ganz leicht, immer in das Unsichere disponieren zu müssen. Sie haben ja aber nun einen glücklichen Ausweg gefunden, den ich umso lieber akzeptiere, als er Sie von einer Arbeitslast befreit, die sonst in den nächsten Wochen auf Ihnen ruhen würde. Teilen Sie also bitte den Artikel. Ich rechne aber bestimmt auf die Zusendung des für das nächste Heft bestimmten Teiles bis Ende März. Diesen Termin habe ich nämlich mit H e y m a n n für den Beginn der Drucklegung vereinbart, nicht ohne dabei auf Sie Rücksicht zu nehmen. Da H e y m a n n sich mit dem Druck der Politik darauf eingerichtet hat, muss ich diesen Termin festhalten. Es wird daher kaum möglich sein, das Heft schon zum 15. April herauszubringen. Einen Versuch will ich immerhin machen. Dann aber müsste ich Ihren Aufsatz natürlich schon zum 15. März haben. Da Sie im Herbsthefte keine Literaturübersicht bringen können, halte auch ich es, um der gleichmässigen Verteilung des Stoffes wegen, für empfehlenswert, meine Uebersicht bis dahin zu verschieben. Dies bereitet mir geringere Schmerzen, weil das Heft dadurch billiger wird. Seine Finanzierung in dem Umfange, in dem es zuerst geplant war, machte mir ohnehin Kopfschmerzen. Sie sehen also, dass wir wieder einmal übereingekommen sind. Ich bitte Sie, auch überzeugt zu sein, dass hierzu bei mir immer der beste Wille vorhanden ist, und dass das Bewusstsein des grossen Wertes Ihrer Mitarbeit Empfindlichkeiten über eine Störung des äusseren Betriebes überhaupt nicht aufkommen lässt.

Mit bestem Grusse
Ihr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 20. März 1911.

Lieber Herr H o f m a n n !

Ihren Aufsatz habe ich erhalten und danke Ihnen verbindlichst. Ich habe ihn nur zum Teil gelesen. Sie sind jetzt bei einem Teil Ihrer Abhandlungen angekommen, der mir ferner liegt. Da ich ihn doch in der Korrektur lesen muss, glaube ich das Manuskript

nicht durchsehen zu sollen. Sehr überrascht bin ich, dass trotz all unserer Verabredungen dieser eine Teil mindestens 6 Bogen umfassen wird, also mehr als den Umfang, den wir für den ganzen Schluss in Aussicht genommen hatten. Ich würde trotz der Schwierigkeiten, die sich für mich daraus ergeben, kein Wort darüber verlieren, wenn ich nicht meinte, in Ihrem eigenen Interesse eine Kritik nicht unterdrücken zu sollen. Ich bin überzeugt, dass Sie das, was Sie sagen, auf 2/3 des Raumes hätten niederlegen können. Sie unterschätzen Ihre Leser. Keineswegs schwierige Gedankengänge bemühen Sie sich durch einen Aufwand von vielen Worten klar zu machen und erreichen dadurch das Gegenteil, dass Sie nämlich den Gedanken verdunkeln. So liest sich Ihr Aufsatz, so weit ich ihn kenne, im Verhältnis zu seinem Inhalte viel zu schwierig.

Ich weiss, dass Sie mir diese aufrichtige Kritik nicht übel nehmen werden, da ich sie wirklich nur in Ihrem Interesse übe. Ich glaube, Sie müssen mit strengster Selbstkritik daran arbeiten, dass Ihr Stil knapper und präziser wird. In den früheren Aufsätzen, deren Inhalt so überaus fesselnd war, ist mir dieses nicht so zum Bewusstsein gekommen wie jetzt, da sie eine Materie behandeln, die meinem Interesse ferner liegt, wenigstens in der detaillierten Ausführung, die Sie für Fachleute geben müssen. Es mag sein, dass die Fachleute meinen Eindruck nicht haben werden, was ich freilich bezweifle [...]

Ich bitte Sie nochmals, meine Ausführungen nicht zu missdeuten. Wir arbeiten zusammen und wollen es auch in Zukunft tun, da ist eine offene Aussprache gewiss erlaubt. Ich für meinen Teil würde mich stets freuen, wenn Sie mit einer recht strengen Kritik meine Archivarbeit überwachen wollten [...]

Mit herzlichem Gruss
Ihr
sehr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

Berlin, 14.8.11

Lieber Herr Hofmann!

Daß mein letzter Brief bei anderen auf Empfindlichkeit hätte stoßen können, habe ich gewußt. Solchen „anderen“ hatte ich ihn aber nicht geschrieben. Ihnen habe ich in 2 Jahren so viel Beweise meiner aufrichtigen Sympathien und meines lebhaften Interesses für Sie gegeben, daß ich erwarten durfte, Sie würden auch in diesem Schreiben zuerst ein solches Interesse suchen und finden, selbst dann, wenn Sie seinem Inhalte nicht hätten zustimmen können. Darin habe ich mich nicht getäuscht und Sie täuschen sich nicht in der Erwartung, daß ich in Ihrer Antwort lediglich nach sachlichen Motiven fragen und diese zu werten suchen werde. Indem ich dieses aber tue, muß ich Sie doch bitten, in Ihrem Vertrauen zu mir auch diesem Brief gegenüber nicht wankender zu werden. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen ganz offen meine Meinung zu sagen. Es ist selbstverständlich, daß ich mich dabei nicht von meinen, sondern lediglich von Ihren Interessen leiten lasse. – Ihr Brief hat mir keinen geringen Schreck eingejagt, weil er

mir Ihren Entschluß mitteilt, einen Schritt zu tun, der für Sie nur verhängnisvolle Folgen haben kann. Wie Sie in eine literarische Tätigkeit und in die Bibliothekspolitik hineingekommen sind, ist ganz einerlei. Lassen Sie Eitelkeit mitgespielt haben, sie ist – unter Umständen – noch nicht das schlechteste Motiv. Als ich Sie zur Mitarbeit heranzog, wußte ich ganz genau, was ich tat. Sie haben etwas zu geben und zu sagen. Und wenn Sie etwas sagen, tun Sie es nicht aus verschwommenen Stimmungen oder aufgrund verworrener unklarer Gedankengänge, sondern alles was Sie sagen hat Hand und Fuß, weil Sie es vor sich selbst begründen und weil Sie Ihre Überzeugungen auch wissenschaftlich zu fundieren suchen, ehe Sie mit ihnen an die Öffentlichkeit treten. Solch einen Mann brauchte ich. Solch einen Mann braucht vor allem die Volksbildung. Sie sind der Einzige, den ich kenne. Wie ich Sie darum schätze, dafür möge Ihnen Beweis sein die Rücksicht, die ich Ihnen gegenüber immer übe und die ich anderen gegenüber noch nie geübt habe. Meinem Urteil über Sie gesellt sich das von Eucken über Ihre Arbeit. Geben Sie auf jenes nichts, so sollte dieses Sie doch stolz machen. Trotz alledem werfen Sie die Flinte ins Korn! Sie werden sagen, es geschieht ja eben um dessenwillen, um dessenwillen der mich so schätzt. Ich will ja eben meine [...] Überzeugungen wissenschaftlich zu stützen suchen, ich will nicht mehr reden, ohne das Bewußtsein Richtiges zu sagen. Aber da antworte ich Ihnen, dieses Bewußtsein werden Sie niemals erarbeiten, [...] sie werden niemals sagen können, jetzt bin fertig in der Volksbildung mitreden zu können so oder so, wenn Sie nicht dauernd und beständig auf diesem Gebiete arbeiten, wenn Sie nicht dauernd im Gedankenaustausch mit anderen sind. Es kommt garnicht darauf an, daß Sie immer das letzte Wort reden. Sie sind nicht allein da und wo Sie fehlen, können andere Sie korrigieren, dazu ist das Archiv da. Zur Mitarbeit haben Sie die Pflicht, denn Sie haben bewiesen, daß Sie mehr Beruf dazu haben, als die ganze Bande. Drinnen und draußen. Glauben Sie denn, ich hielte mich für fertig, oder ich sähe auch in allen Problemen klar. Einmal habe ich ebenso gedacht wie Sie und 10 Jahre gesessen, geschwiegen und mich über das Geschwätz um mich herum geärgert. Erst als ich mir sagte, ich lege mit Hand an, bin ich vorwärts gekommen und habe vielleicht auch die Sache vorwärts gebracht. Die letzten Wahrheiten kennen wir alle nicht, wenn wir nur vor uns ehrlich sind. Es ist auch nicht so, daß Sie später einmal wieder mitmachen könnten. Dazu kenne ich Sie nun schon zu gut. Beschränken Sie sich jetzt auf wissenschaftliche Studien, dann sind Sie für die praktische Arbeit verloren, denn Ihnen werden sich die Schwierigkeiten nicht aufhellen sondern nur immer mehr verwirren [...] Sie werden der Schwierigkeiten nie Herr werden, wenn Sie sie am Schopfe fassen und zu bewältigen suchen. Sie sind auch zu alt, um nur noch zu lernen [...] Aber wenn wir in den besten Mannesjahren nicht schaffen, dann verkümmert der beste Teil unserer Schaffenskraft. Ich kann nur wiederholen, daß Ihr Entschluß mich auf das ernsteste um Sie besorgt gemacht hat. Wären Sie wohlhabend, dann würde ich Ihnen ein stilles Gelehrtentum von Herzen gönnen und Sie darum beneiden. Da Sie aber auf Erwerb durch Ihre Geistesarbeit angewiesen sind, ist es sehr bedenklich, wenn Sie Ihre schöpferischen Geisteskräfte verkümmern lassen wollen. Aber ich hoffe der Entschluß ist noch nicht endgültig. Auf Ihr Argument, daß die Bibliothekare eine so traurige Gesellschaft seien, gehe ich nicht ein. Das haben Sie wohl nur in der Verlegenheit hingeschrieben.

Jedenfalls bitte ich Sie dringend, am 24. oder 25. herzukommen. Für die Kosten komme ich auf. Wie die Sache sich auch entwickeln möge, diese Unterredung muß stattfinden. Dann können wir auch über unser „geschäftliches“ Verhältnis reden, über das ich heute hinweggehe, um jedem Eindruck, ich ließe mich durch persönliche Interessen leiten, zu begegnen. Ich habe Ihnen in dieser Sache noch viel zu sagen. Für heute sei es aber genug. Bitte lesen Sie meinen Brief Ihrer Frau Gemahlin vor. Ich glaube in unserer flüchtigen Bekanntschaft in ihr doch ein gut Teil gesunden und praktischen Verstand gefunden zu haben. Sie sind viel zu weltfremd, eine viel zu beschauliche Natur, als daß Sie zu solchen Entschlüssen nicht den Rat Ihrer Gattin hinzuziehen müßten. Bitte betrachten Sie das nicht als Einmischung in Eheangelegenheiten.

Und nun meinen herzlichen Glückwunsch zum Jungen²⁴. Nehmen Sie sich ein Beispiel an ihm. Er stürzt sich in den Kampf des Lebens, aus dem Sie sich mißvergnügt zurückziehen wollen [...] Sollten Sie wünschen, daß ich Ihnen die nächste Quartalsrate schon jetzt anweise, dann schreiben Sie mir bitte. Sie wären dann freilich bis zum Schluß des Jahres noch an mich gekettet.

Herzlichen Gruß
Ihr R.v.Erdberg

Berlin, d. 28.8.11

Lieber Herr Hofmann,

es sollte nicht erlaubt sein, zwischen Berlin und Dresden auf kaum drei Stunden Entfernung Briefe von solcher Länge zu wechseln, wie wir es taten, zumal in einer Sache von solcher Schwierigkeit und Tragweite. Ich bitte Sie darum nach Verständigung mit Heidenhain am 24. oder 25. herzukommen.²⁵ Wir wollen uns dann mündlich auseinandersetzen. Ich kann nun ruhig so lange warten, da Ihr Brief mich über die Tragweite Ihres Entschlusses einigermaßen beruhigt hat und ich der Überzeugung bin, daß wir uns bei gegenseitigem Entgegenkommen verstehen werden. Heidenhains schönen Brief sende ich Ihnen zurück. Er konnte mich nur in meiner Auffassung bestärken, daß ein Mann, der bei denen, die er für die Besten hält, so viel Anerkennung findet, nicht einfach vom Schauplatz abtreten darf.²⁶ Darüber und über alles andere also mündlich mehr.

Mit vielen Grüßen

Ihr R.v.Erdberg

2.3 Polemik im Volksbildungsarchiv (Offener Brief) und Gründung der Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Volksbildungsarchiv
im Auftrage
der Zentralstelle für Volkswohlfahrt
herausgegeben von Dr. R.v.Erdberg

Berlin, den 13. Februar 1913.

Lieber Herr H o f m a n n !

Es freut mich sehr, dass Sie Sonnabend herüberkommen wollen. Wenn es nicht geschehen wäre, würden Sie mich demnächst in Dresden gesehen haben, weil ich Sie dringend sprechen muss. Es handelt sich um unser ferneres Zusammenarbeiten am Archiv, dem sich von verschiedenen Seiten Schwierigkeiten entgegenstellen. Ich glaube, dass eine offene persönliche Aussprache unerlässlich ist, vielleicht würde nach der Sitzung am Sonnabend dazu Zeit sein. Sonntag früh bin ich leider in Anspruch genommen. Sollten Sie schon Sonnabend Mittag nach Berlin kommen, dann könnten wir uns auch vorher treffen. Vielleicht können Sie um 2 Uhr bei uns speisen. Wir würden dann vor der Sitzung Zeit genug haben. Sie sind wohl so freundlich, mir gleich zu schreiben, welchen Vorschlag Sie annehmen.

Mit den besten Grüßen
Ihr aufrichtig ergebener
Dr. R.v.Erdberg

Volksbildungsarchiv
im Auftrage
der Zentralstelle für Volkswohlfahrt
herausgegeben von Dr. R.v.Erdberg
Abteilung für Bibliothekswesen

Dresden, den 24. Februar 1913

Herrn Dr. R. v. E r d b e r g
Berlin

Sehr geehrter Herr Doktor,

[...] Zu den Schwierigkeiten, die in bezug auf meine weitere Mitarbeit am Archiv entstanden sind, erlaube ich mir, meine Gedanken nun noch einmal im Zusammenhange vorzutragen. Ich bitte freundlichst, trotz der Länge alles zu lesen, es auf jeden Fall vor den bevorstehenden Besprechungen und Entscheidungen zu lesen.

I Leitung der Abteilung Bibliothekswesen des Archives.

Diese Leitung ist bisher insofern absolut unparteiisch verfahren, als sie bemüht war, die bekannteren Fachleute aus allen Lagern heranzuziehen. Auf meine Aufforderung haben von Anfang an mitgearbeitet: Dr. Fritz, Dr. Heidenhain, später Dr. Jaeschke und Dr. Ackerknecht. Es ist bisher noch nicht ein einziger Beitrag von mir zurückgewiesen worden, weder aus sachlichen, noch aus formalen Gründen.

Wenn meine Beiträge sehr ausgedehnt, die der anderen Kreise weniger umfangreich waren, so lag das daran, dass ich eine grosse zusammenhängende Arbeit durchzuführen hatte und dass die Fachkreise selbst nicht mehr produzierten. Letzteres liegt aber nicht an der parteiischen Haltung des Archives oder seines Mitredakteurs, denn sonst hätten die betreffenden Herren ja ihre Mitarbeit überhaupt versagen müssen, und – was ganz besonders zu erwähnen ist – diese Herren haben auch an anderen Stellen durchaus nicht in umfassender Weise mitgearbeitet. Heidenhain z.B. ist durch die Archivredaktion zu Arbeiten gedrängt worden, die er sonst keinesfalls geschrieben haben würde [...]

II Die Form der Hofmannschen Kritik. Die äussere Form der Kritik ist, was ihren durchgehenden Charakter anlangt, bisher einer Zeitschrift, wie sie das Archiv sein will, würdig gewesen. Beweis: die Nichtbeanstandung durch Dr. v. Erdberg.

Es ist aber das Folgende zuzugeben. 1. Es ist viel kritisiert worden und 2. die innere Form der Kritik ist immer durch die Rücksicht auf die Sache, wenig durch die Rücksicht auf die Personen bestimmt worden. Da aber Personen die Sachen machen, so kann eine Kritik, die nicht die die Personen am meisten schonende Form wählt, zuletzt auch der Sache schaden [...]

Wenn meine Gegner, die darauf hinarbeiten, mich vom Archiv und der Zentralstelle wegzudrängen, das damit begründen, dass ich mit meiner kritischen Tätigkeit letzten Endes die Sache schädige, so werden sie zu Ausstellungen dieser Art in Zukunft keinen Anlass mehr haben. Schon das neue Heft des Archives wird das beweisen. Also nur wer meinen „Sturz“ um jeden Preis wollte, könnte nach diesen Erklärungen, die Sie überall wiederholen können, wo mein Abgang gefordert wird, noch auf meinen Abgang bestehen. Also nur die unsachlichen Elemente, die meinen Anschauungen in der Sache keine andere erfolgreich öffentlich entgegensetzen können, denen aber mit dem täglichen Weiterdringen der „Reform“ die Felle wegzuschwimmen beginnen. Und für diesen Fall müsste ich Ihnen, unbeschadet der Empfindung herzlicher Dankbarkeit, die ich immer für Sie hegen werde, auch erklären, dass ich es dann nicht billigen könnte, wenn Sie mich fallen liessen. Fallen lassen sollen Sie mich natürlich sofort, sobald Sie einen befähigteren Mitarbeiter für das Bibliothekswesen wissen. Aber das müssten Sie, dürften Sie immer tun, auch ohne den jetzigen Konflikt. Nicht weil es mich trifft, würde ich Ihnen jetzt die Preisgabe meiner Person übel nehmen, sondern weil es in der Meinung, dem Archive zu nutzen, die Sache trifft.

Eine andere Frage ist die, ob Sie überhaupt auch nur dem Archive nützen würden, wenn Sie mich zu Gunsten der Ladewig, Jaeschke, Plate, Ackerknecht, Schulz, Brunn, E. Schultze, etc. fallen lassen würden. Das eine ist klar, das haben Sie nicht bestritten, die gesamte „Bewegung“ kommt nur von einer Seite, z.T. vielleicht nicht direkt, vielleicht auf Umwegen, über einflussreiche Mittelsmänner hinweg. Es sind die Bibliothekare,

die bis jetzt die Sache gemacht haben, die sich durch meine Tätigkeit gekränkt und vielmehr noch in ihrer Eigenschaft als „Führer“ und „Autoritäten“ bedroht fühlen. Ohne weiteres gebe ich zu, dass auch der eine oder der andere Aussenstehende, nicht Bearbeitete, von sich aus an der einen oder anderen meiner Ausführungen Anstoss nehmen könnte. Aber keiner von diesen wird sich bewogen fühlen, als Preis für sein etwaiges Abonnement oder für seine weitere tätige Sympathie für die Zentralstelle meinen Kopf zu fordern. Es bleibt dabei: es ist ein ganz bestimmter kleiner Kreis von Personen, die sicher die Sache nicht höher stellen als das Persönliche, denen das Opfer gebracht werden müsste. Sie wollen sich nun bei diesen Personen oder ihren nächsten Freunden erkundigen, ob die Fortdauer meines Verhältnisses zum Archive diesem schaden könnte. Im Interesse des Archives rate ich Ihnen dringend, sich nicht nur bei diesen Persönlichkeiten zu erkundigen, sondern auch bei denen, die, rein sachlich interessiert, durch meine gesamte Tätigkeit und „Führerstellung“, durch die „Reform“ nicht bedroht sind. Gewiss – das ist schwerer, weil die Leute vereinzelt stehen und ich selbst natürlich keine Vertrauenskundgebung für mich veranlassen kann. Ich könnte aber, wenn ich es wollte, gegen das knappe Dutzend der rührigen Gegner Dutzende, ich glaube nach der Beratungstätigkeit unserer Bibliothek in den letzten 2 Jahren sagen zu dürfen: glatt hundert Personen nennen [...], die sicher anderer Meinung über den Schaden sein werden, den eine etwaige weitere Bindung des Archives an meine Person dem Archive bringen könnte [...]

Lieber Herr Doktor, – ich habe geglaubt, in diesem Briefe Ihnen gegenüber noch nicht den Grundsatz des „Sachte, kein Geräusch machen“, anwenden zu sollen. Nach der jahrelangen, ersten Zusammenarbeit für unser Sorgenkind, nach dem, was ich von Ihrer persönlichen Meinung über ein klares und entschiedenes Wort weiss, habe ich, glaube ich, nicht nur ein Recht auf unverblümete Aussprache, sondern haben Sie sogar Anspruch auf eine solche.

In diesem Sinne und in guter Hoffnung auf einen guten Ausgang,
herzlichst Ihr
Walter Hofmann

Volksbildungsarchiv
im Auftrage
der Zentralstelle für Volkswohlfahrt
herausgegeben von Dr. R.v.Erdberg
Abteilung für Bibliothekswesen

Dresden, den 27. Februar 1913

Herrn Dr. R. v. E r d b e r g
Berlin

Lieber Herr Doktor,

Sie werden mein Telegramm erhalten haben. Die Sache ist nun also entschieden und am 1. April gehts nach Leipzig. Ich denke, dass mit diesem grossen moralischen Erfolg der

von mir vertretenen Sache sich auch die Archiv-Angelegenheit in guter Weise bald klären wird. Denn selbstverständlich ist dieser Erfolg auch in erster Linie ein Erfolg des Archives. Die Gründung wird eine der grössten, die wir überhaupt gehabt haben: in bezug auf gründliche fachmännische Vorbereitung der ganzen Planung dürfte die Leipziger Gründung in der Geschichte der deutschen volkstümlichen Bibliothek wohl überhaupt einzig dastehen [...]

Mit Leipzig glaube ich – das möchte ich Ihnen im Blick auf die Entwicklung des Archives heute noch mitteilen – nun auch den richtigen Boden für die von mir vorbereitete Zentralstelle für Bibliothekswesen²⁷ zu haben. Die Leipziger Hochschule für Frauen arbeitet schon lange an mir herum [...], mit den Leipziger Bibliotheken und in Verbindung mit der Frauenhochschule eine Ausbildungsstätte für Bibliothekarinnen zu errichten, die Ausbildungsstelle wird wiederum mit der Zentralstelle verbunden werden. Einige Mittel sind, wie ich Ihnen sagte, schon da, die Gründung von Provinzialausschüssen für die Zentralstelle, besonders auch zur Gewinnung der vielen strebsamen nebenamtlichen Bibliothekare, ist mit Hilfe eines der tüchtigsten deutschen nebenamtlichen Bibliothekare schon in die Wege geleitet, der Oberbürgermeister hat für diese Bestrebungen schon Interesse gezeigt usw. Ich habe selbstverständlich den dringenden Wunsch, dass das Archiv mit diesem entstehenden Mittelpunkt des deutschen volkstümlichen Bibliothekwesens in engster Verbindung bleibt. In einiger Zeit, vielleicht schon in einem Jahre, brauchte ich ev. das Archiv nicht einmal selbst zu redigieren. Einer meiner wissenschaftlichen Mitarbeiter, – ich werde deren dann mindestens vier haben – könnte dann einspringen. Auf jeden Fall scheint es mir in der Natur der Sache zu liegen, dass nun, wo ich diesen grossen Apparat in die Hände bekomme, die weitere Verbindung des Archives mit mir für beide Teile nur von Vorteil sein kann [...]

Lieber Herr Doktor, es ist notwendig, dass wir jetzt fest und klar vorgehen und uns auch durch die kleine Schar der Wühler nicht in der Durchführung des Begonnenen schwankend machen lassen. Es ist auch kein Zweifel, dass es mich sehr bitter stimmen würde, wenn Sie gerade jetzt, wo die Sache allenthalben so schön vorwärtsgeht, mich fallen lassen würden. Aber das kann mich nicht hindern, Ihnen bei dieser Gelegenheit noch einmal meinen herzlichsten Dank auszusprechen für die Art, wie Sie in den verflossenen 4 Jahren zu mir gehalten haben. Wenn ich jetzt an einen Platz gestellt werde, den zu erringen ich früher nie hoffte, so danke ich das in allererster Linie Ihnen, dass Sie den Mut gehabt haben, mich an das Archiv zu rufen und mich 4 Jahre lang in meiner Weise für das, was ich für richtig hielt, arbeiten zu lassen. In diesem Sinne werde ich Ihnen immer, auch wenn unsere Wege – was ich nicht hoffen will – nun auseinander gehen sollten, dankbar bleiben.

Mit herzlichem Gruss bin ich
Ihr ergebener
Walter Hofmann

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 6. März 1913.

Lieber Herr H o f m a n n !

Mein Glückwunsch-Telegramm werden Sie erhalten haben. Ich darf Ihnen heute nochmals wiederholen, wie aufrichtig ich mich über Ihre Berufung nach Leipzig freue. Ihre Briefe habe ich erhalten. Sie wären aber für mich insofern gegenstandslos geworden, als mein Entschluss schon vor ihrem Empfang feststand. Immerhin ist das eine oder das andere in ihnen mir doch von Bedeutung gewesen.

Ich hoffe, wir werden auch weiterhin so gut zusammenarbeiten wie bisher und es anderen überlassen, auf uns herumschlagen. Hoffentlich gelingt mir nun endlich die Finanzierung des Archivs. Bisher habe ich nur Enttäuschungen zu verzeichnen.

Mit den besten Grüßen
Ihr
R.v.Erdberg

Volkbildungsarchiv
im Auftrage
der Zentralstelle für Volkswohlfahrt
herausgegeben von Dr. R.v.Erdberg
Abteilung für Bibliothekswesen

Dresden, den 7. März 1913

Herrn Dr. R. v. E r d b e r g
Berlin

Lieber Herr Doktor,

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Ich freue mich sehr, dass wir zunächst wieder ins richtige Geleise gekommen sind. Was die Finanzierung des Archivs anlangt, so will ich, wie man hier in Sachsen sagt, den Daumen steif halten. Sollte man nicht auch einmal an einige Grosskapitalisten herangehen, die schon ihr Interesse am Volkswohlfahrtswesen betätigt haben? Z.B. an Familie Bienert und Frau Berta Zanders in Bergisch-Gladbach.²⁸ An Bienerts könnte man allerdings nur herangehen, wenn schon irgendeine hervorragende Persönlichkeit mit der Zeichnung eines grossen Beitrages vorangegangen wäre. Sollten Sie auf meinen Vorschlag zurückkommen, so würde ich Ihnen gern für diesen Fall erst noch einige Winke geben [...]

Mit herzlichen Gruss
Ihr ergebener
Walter Hofmann

9. April 1913.

Lieber Herr H o f m a n n !

Ihre Briefe vom 7. und 29. März harren noch der Beantwortung. Ihr Vorschlag, Gros-
skapitalisten für das Archiv zu interessieren, ist gut und von mir auch schon befolgt, ehe
er gegeben war. Sie irren aber, wenn Sie annehmen, dass auf diesem Wege viel zu
machen ist. Alle diese Leute werden heute so ausserordentlich viel in Anspruch genom-
men, dass für den Einzelnen nicht viel abfällt. Immerhin habe ich augenblicklich einige
geringe Aussicht auf Erfolg. Sobald es sich entschieden hat, teile ich Ihnen weiteres mit
[...]

Mit herzlichem Gruss
Ihr
R.v.Erdberg

Zentralstelle
für
Volkswohlfahrt

Berlin, den 6.6.1913.

Lieber Herr Hofmann

von den Mainzer Beschlüssen²⁹ werden Sie schon gehört haben. Natürlich müssen wir
unter diesen Umständen die Konferenz einstweilen aufgeben. Für das Archiv denke ich
von mir aus aus dem Vorfall keine Konsequenzen zu ziehen sofern Ihre Reaktion auf
das Vorgehen gegen Sie mich nicht etwa dazu zwingt. Darüber möchte ich mit Ihnen
reden. Ich reise am Sonntag früh zur Versammlung der Gesellschaft zur Verbreitung.
Können Sie um 1/2 12 auch dorthin kommen, damit wir uns während einer der vielen
Vorträge, die Sie wohl wenig mehr reizen werden, aussprechen können. Sonst teilen Sie
mir nach dem Hotel Palmbaum in der Gerberstr. 3 mit, wo und wann ich Sie finde [...]

Herzlichen Gruß
Ihr
R.v.Erdberg

7. März 1913

Herrn
Dr. R. v. E r d b e r g,
Berlin

Sehr geehrter Herr Doktor,

Zur Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung gehe ich nicht. Am Sonntagvormit-
tag arbeite ich, Sie könnten mich von 1/2 9 Uhr an in meinem Büro treffen; über den

Nachmittag kann ich noch nicht verfügen. Am Montag bin ich in meinem Büro und stehe Ihnen, auch ausserhalb desselben, zu einer Unterredung gern zur Verfügung. Am Montagvormittag muss ich vermutlich für eine Stunde aufs Rathaus, weiss aber noch nicht genau wann. Vielleicht können wir zusammen zu Mittag essen. Sie erreichen mich telephonisch unter 6053. Der Inhalt der Mainzer Beschlüsse ist mir noch nicht bekannt.

Mit bestem Gruss
Ihr ergebener
[W. Hofmann]

Sehr geehrter Herr Doktor!

Auf Grund unserer heutigen Unterredung trete ich hiermit von meiner Stellung am Archiv zurück.

Da ich das erste, noch nicht veröffentlichte Heft redigiert habe und nahezu der gesamte Stoff (in der Abteilung für Bibliothekswesen) von mir stammt, nehme ich an, daß Sie mich bei der Behandlung der Erklärung im Archive³⁰ nicht ausschalten werden. Ich halte es nicht für richtig, daß Sie die Erklärung, 8 Monate nach Schluß der Redaktion des Heftes, noch aufnehmen wollen. Bestehen Sie aber darauf, dann betrachte ich die Redaktion noch nicht als abgeschlossen und bitte, noch redaktionelle Änderungen an dem Hefte vornehmen zu dürfen. Ich erbitte also nochmals – für diesen Fall – die gesamte Korrektur.

Ihnen und dem
Archive das Beste wünschend
Ihr ergebener
Walter Hofmann
Leipzig, den 8 Juni 1913.

9. Juni 1913

Herrn
Dr. R. von Erdberg,
Berlin

Lieber Herr Doktor!

Nach nochmaliger eingehender Ueberlegung komme ich doch auf meinen ersten Vorschlag von heute vormittag zurück, d.h. ich trete jetzt vom Archiv zurück und überlasse es Ihnen, mich nach Beendigung der Affäre zur Uebernahme der Arbeit wieder aufzufordern. Darin liegt, das möchte ich ausdrücklich betonen, keine Misstrauenserklärung gegen Sie, sondern einmal will ich mir in der Angelegenheit volle Bewegungsfreiheit wahren, und soweit doch in meiner Stellungnahme ein Misstrauen zum Ausdruck kommt, richtet es sich im besten Falle gegen die Zentralstelle selbst.

Für die freundlichen Worte des Vertrauens, die Sie mir heute früh gesagt haben, danke ich Ihnen noch ganz besonders, und ich hoffe sehr, dass sich uns noch einmal und womöglich schon bald die Möglichkeit eines Zusammenarbeitens ergibt [...]

Mit herzlichem Gruss bin ich
Ihr ergebener
[W. Hofmann]

Volkbildungsarchiv
im Auftrage
der Zentralstelle für Volkswohlfahrt
herausgegeben von Dr. R.v.Erdberg

Berlin, den 22. Juli 1913

Lieber Herr H o f m a n n !

Ehe ich Ihre Chronik³¹ zum Umbruch sandte, wollte ich sie doch lesen. Das ist auf dem Lande geschehen, wo ich meine Familie für 2 Tage besucht habe. Ich bin von der Chronik – mit einer Einschränkung, die ich gleich machen werde – entzückt. Sie ist aus einem Guss, knapp und interessant [...] Wogegen ich mich wenden muss, das ist die Einleitung, d. h. der Abschnitt: Die Bewegungen im volkstümlichen Bibliothekswesen Deutschlands. Was Sie darin sagen, ist gewiss alles richtig. Aber Sie dürfen es nicht sagen und Sie brauchen es auch nicht zu sagen. Nicht wegen Ihrer Gegner, sondern weil eine solche Schilderung eigener Verdienste unter allen Umständen peinlich wirkt. Es ist aber wirklich auch nicht nötig, dies zu sagen, da es auf jeder Seite der Chronik aus den mitgeteilten Tatsachen spricht, wie Ihre Anschauungen sich Bahn brechen. Selbstberäucherung ist Sache der Erfolglosen. Sie haben sie nicht nötig. Und wenn ich auch weiss, dass Sie sie nicht beabsichtigten, so wirkt dieser Abschnitt doch so. Wie ich Ihnen sagte, wirkt er auf mich so ohne einen Gedanken an die Jaeschke und Ladewig. Lese ich freilich den offenen Brief an Sie daneben, dann empfinde ich den Abschnitt als eine Illustration zu dem, was Ihnen vorgeworfen wird. Und das wäre doch zu vermeiden. Ein etwas ängstliches Besorgtsein um Ihre Verdienste spricht auch aus einigen Bemerkungen der Chronik, wo Sie andeuten, dass Sie hier oder dort zu unrecht nicht zitiert worden sind. Ich glaube wirklich, Sie können sich ruhig auf einen schöneren Standpunkt stellen und es ansehen, wenn irgend ein Notleidender Ihnen ein Körnchen von Ihrer reichbesetzten Tafel aufpickt. Aber das sollen Sie natürlich halten, wie Sie selbst es als richtig empfinden.

Eben erhalte ich Ihr Schreiben vom 19. mit der Ankündigung einer „sehr eingehenden“ Erwiderung³². Ich habe einen gelinden Schreck bekommen. Was wollen Sie denn sehr eingehend darlegen? Die Situation ist so klar, dass dabei doch nur wiederholt werden könnte, was schon zehnmal gesagt ist. Mit Darlegungen kommt man Leuten, die für bestimmte Ueberzeugungen gewonnen werden sollen. Hier sind doch alle überzeugt von dem, was Sie sagen und nur geärgert, weil gerade Sie es sagen. Da können Sie doch nichts anderes erwidern als: Kinder, Ihr habt im Grund ganz recht, aber wer ein grosses

Ziel vor Augen hat und sich einer Mission bewusst ist, der muss vorwärts schauen und kann nicht jeden Augenblick fragen, ob er auch der Historie gerecht wird oder ob nicht irgendwo Verdienste im verborgenen blühen. Der darf aber auch nicht zu rücksichtsvoll sein. Dass ihm das Sachliche immer über dem Persönlichen steht ist selbstverständlich; sein Kampf gegen Persönlichkeiten gilt darum nie diesen, sondern der Sache, die sie decken und ein scharfes Wort ist darum nie persönlich beleidigend. Und wie er in anderen ein Vertreter der Sache sieht, der sie dienen, so gilt auch sein Kampf für die eigene Sache eben nur der Sache. Wie er dort nicht die Persönlichkeit verletzen will, wenn er die Sache angreift, so dient es hier nicht der Sache um seiner eigenen Persönlichkeit ein Relief zu geben. In diesem Geiste habe ich gearbeitet und werde ich arbeiten.

Mir scheint so ungefähr Ihre einzige würdige Erwiderung lauten zu können. Aber vielleicht werde ich einer anderen überzeugt [...]

Da Sie Ihre Erwiderungen auf den offenen Brief erst Ende d. M. liefern können, würde ich sie zusammen mit dem Brief an den Schluss des Heftes setzen.

Mit den besten Grüßen
Ihr sehr ergebener
R.v.Erdberg

Leipzig, den 22. Juli 1913

Lieber Herr Doktor,

mit gleicher Post lasse ich die Erwiderung an Sie abgehen, es wäre mir eine große Freude, wenn Sie Inhalt und Jawort freundlich aufnehmen wollten. Ich bitte um Korrektur.

Jetzt verreise ich auf ein paar Tage. Post wird mir nachgeschickt.

Herzlichen Gruß

Ihr
Walter Hofmann

Volksbildungsarchiv
im Auftrage
der Zentralstelle für Volkswohlfahrt
herausgegeben von Dr. R.v.Erdberg

Berlin, den 22. Juli 1913

Lieber Herr H o f m a n n !

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Ich erhalte zu meiner Ueberraschung und Freude Ihre Erwiderung schon heute. Besonders gefreut hat es mich, die Uebereinstimmung in unseren Grundanschauungen wieder bestätigen zu können, in der Tatsache, dass Ihre Erwiderung durchaus in dem Geiste geschrieben ist, den ich in meinen kurzen Sätzen andeutete. Freilich glauben Sie auf eine eingehende Begründung nicht verzichten zu können, und es

liegt mir natürlich ganz fern, Ihnen eine solche abschneiden zu wollen. Dazu hätte ich nach meiner Auffassung nicht das Recht. Ich habe aber auch nicht die Neigung dazu, denn Ihre Erwiderung ist so massvoll und sachlich gehalten, dass ich sie um dieses Vorzugs willen noch mit besonderer Freude gelesen habe. In einem Punkte allerdings muss ich Ihnen auch hier, wie bei der Chronik entgegenreten. Ich halte es für ganz unmöglich, dass Sie sich auf die erste Fassung des offenen Briefes beziehen.³³ Einmal dürfen Sie das Heidenhains wegen nicht tun, der natürlich nicht den Auftrag hatte, diese Fassung zu Ihrer Kenntnis zu bringen und dem somit ein Vertrauensbruch vorgeworfen werden könnte. Zweitens aber darf für Sie nur die offizielle veröffentlichte Fassung existieren, denn gerade dadurch, dass jene erste Fassung zurückgezogen worden ist, haben Ihre Gegner anerkannt, dass sie mit ihrem Inhalt nicht einverstanden sind. Ich weiss nicht, ob Sie Beweise dafür haben, dass jene erste Fassung von Herrn Dr. Jäschke herrührte. Das spielt aber auch keine Rolle. Jedenfalls würden sich an die betreffende Fussnote sehr unerfreuliche Erörterungen anknüpfen. Ich bin nicht sicher, ob sie in Ihrem Interesse liegen würden. Sie werden mit mir der Ansicht sein, dass in solchen Polemiken nur das gilt, was von den Gegnern mit dem Anspruch auf Geltung veröffentlicht worden ist, und dass es ein Postulat der vornehmen Polemik ist, alles auszuschneiden, was nur Gegenstand privater Beratungen dieser Gegener gewesen ist und was sie selbst, dadurch dass sie es nicht in die Öffentlichkeit brachten, als stichhaltig nicht anerkannt haben. Ich bitte Sie darum dringend, die Fussnote zu streichen und sende Ihnen zu diesem Zwecke die betreffende Seite des Manuskripts wieder zu.

Sachlich habe ich mich zu Ihrer Erwiderung schon geäußert. Es ist nicht nur Rücksicht auf den ungeheuren Umfang dieses Archivheftes, die mich wünschen lässt, sie wäre namentlich in ihrem letzten Teil kürzer ausgefallen. Ich habe nicht den Eindruck gehabt, dass der Passus über Ihre Ladewig-Kritik³⁴ in dem offenen Brief die Bedeutung beizumessen ist, die Sie ihm durch Ihre ausführliche Wiederlegung geben. Vielmehr hatte ich den Eindruck, dass dem armen L a d e w i g, da sich die Gelegenheit gerade bot, eine Vertrauens-Kundgebung zugebracht werden sollte. Vielleicht hätten Sie mit kürzeren Hinweisen auf Ihre Besprechung dasselbe erreicht und nicht den Eindruck Ihrer die Grundlagen der bestehenden Gegensätze so treffend darlegenden Erwiderung durch zu weitgehendes Eindringen in einen speziellen Fall etwas abgeschwächt. Diesen Eindruck hatte ich allerdings bei der Lektüre. Aber es soll nun so bleiben, wie es dasteht, und ich darf nochmals meiner Genugtuung darüber Ausdruck geben, dass hier eine Klippe unseres Zusammenarbeitens glücklich umschifft ist. Ich brauche Ihnen nicht zu verhehlen, dass ich einige Sorgen hatte, zumal nach der gereizten Stimmung, in der ich Sie in Leipzig traf. Allerdings glaube ich nicht, dass die Angelegenheit damit nun erledigt sein wird. Vielleicht für das Archiv aber wohl nicht für Sie persönlich und zwar aus den Gründen, die ich in meinem letzten Briefe andeutete.

Sie sind hoffentlich auf einige Tage verreist, um sich zu erholen. Ich wünsche Ihnen besten Erfolg dazu.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr
Dr. R.v.Erdberg

Städtische Bücherhallen
zu Leipzig

Leipzig, den 28. Juli 1913

Herrn Dr. R. v. Erdberg
Berlin

Lieber Herr Doktor,

[...] Meine Freude über Ihre freundliche Aufnahme meiner Erwiderung auf den offenen Brief habe ich gestern schon ausgesprochen. Dass es mit dem Archiv und mir nun vorläufig noch einmal weitergeht, ist mir in jedem Betracht ausserordentlich wertvoll, und ich denke fast, dass Sie auch in Zukunft keine Veranlassung haben werden, unser Verhältnis zu lösen. Allerdings erachte ich es auch in solchen Krisen als die einzig richtige Politik, in allem wesentlichen festzubleiben und sich nicht durch eine geschickt organisierte, im übrigen aber auf schwachen Füßen stehende vorübergehende Gegenbewegung einschüchtern zu lassen. Wenn das deutsche Volksbildungs- und Volksbibliothekwesen überhaupt die Zukunft hat, muss sich ja, daran zu zweifeln wären Sie wohl der Letzte, die mit meinem Namen verknüpfte Bewegung durchsetzen und wie stünde dann das Archiv da, wenn es gerade im entscheidenden Augenblicke von der Sache, die es so bedeutend mit eingeleitet hat, abspringen würde. Denn, wenn dann auch weiterhin meine Meinung im Archive „anerkannt“ würde, was würde das dem Archiv nützen, wenn die literarische Arbeit und Produktion an eine andere Stelle verlegt würden. Und dass es sich bei dem allgemeinen Durchdringen der neuen Bewegung nur noch um wenige Jahre handeln kann, werden Sie am ersten wohl bei der Lektüre der Chronik des vorliegenden Heftes erkannt haben [...]

Mit bestem Gruss bin ich
Ihr ergebener
Walter Hofmann

23. August 1913

Herrn
Dr. R.v.Erdberg,
Berlin.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich sprach Ihnen schon vor längerer Zeit von dem Plan zur Errichtung einer Zentralstelle für volkstümliches Bibliothekwesen. Sie legten seinerzeit Wert darauf, dass Ihre Zentralstelle von vornherein in irgendeiner Form in der Organisation mit vertreten sei, und ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu versichern, dass mir wenigstens Ihr persönlicher Beitritt zu dem Unternehmen von hohem Wert sein würde. Ich lege Ihnen daher heute den Programmentwurf (im Korrekturabzug) bei, wie er an die Persönlichkeiten

verschickt wird, die sich zunächst zur Mitwirkung an der Sache bereit erklärt haben. Es sind das ausser Ihnen:

Prof. Dr. Haack, Leiter der Volksbibliotheken der Stadt Cöln; K. Kaisig, Leiter des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien, Gleiwitz; Dr. A. Lampa, ordentlicher Professor der deutschen Universität Prag; Dr. A. Doren, Professor an der Universität Leipzig; Fr. Elise Bosse, Leiterin der Freien öffentlichen Bibliothek Dresden-Plauen; E. Kron, Leiter der öffentlichen Bücherhalle zu Braunschweig; Frau Anna Zanders, die Stifterin der Oeffentlichen Bücherei zu Bergisch-Gladbach; Fr. E. Francke, Leiterin der Bücherei zu Bergisch-Gladbach; Franz Naumann, Lehrer und nebenamtlicher Leiter der Volksbibliothek zu Meissen; Walter Hofmann, Leiter der öffentlichen Bücherhallen zu Leipzig.

Ausserdem tritt jetzt Herr Prof. Dr. Doren an eine Anzahl deutscher sozialpädagogisch interessierter Hochschullehrer heran (Natorp, Eucken, Lamprecht, Köster, Herkner), um sie für den Beitritt zu dem Werbeausschuss zu gewinnen. Herr Prof. Lampa ist dabei, den Anschluss des grossen österreichischen Zentralverbandes für Volksbildungswesen an die Zentralstelle herbeizuführen, der bibliothek-technische Ratgeber wird für Oesterreich als Beilage zu dem Lampaschen Zentralblatt erscheinen. Für Deutschland habe ich schon einen leistungsfähigen Verleger, gehe aber mit dem Gedanken um, einen Anschluss an die Blätter für Volksbibliotheken zu gewinnen. Auch der Beitritt einiger wissenschaftlicher Bibliothekare zu dem Ausschuss erscheint mir sicher. Ich würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie mir bis Donnerstag, Freitag nächster Woche mitteilen wollten, ob Sie gewillt sind, dem in dem Programmwurf vorgesehenen Werbeausschuss beizutreten und ob ich Ihren Namen unter das Schriftstück setzen darf. Der so unterzeichnete Entwurf gelangt jetzt noch nicht zur allgemeinen Versendung, sondern er wird zunächst nur dem Rat der Stadt Leipzig vorgelegt werden, um ihm in einer angemessenen Form zu zeigen, wie weit der Gedanke für eine Gemeinsamkeitsarbeit, wie sie eine solche Zentralstelle darstellen würde, Wurzel gefasst hat. Die Aussichten für die Sache sind bei der Stadt ausserordentlich günstig; man will von oben die Zentralstelle für Leipzig sichern.

Ein Beitritt der Zentralstelle für Volkswohlfahrt zu der gemeinnützigen Gesellschaft selbst wäre allerdings nur möglich, wenn sich Ihre Zentralstelle von vornherein zu einem grösseren Jahresbeitrag (etwa 200 M) verpflichten würde. Wir würden dann der Zentralstelle eine Reihe wertvoller Gegenleistungen bieten und gewissermassen ihr Organ für die Behandlung bibliothekarischer Angelegenheiten darstellen können.

Mit herzlicher Begrüssung bin ich
Ihr ergebener
[W. Hofmann]

Die herzlichsten Neujahrswünsche zuvor

Lieber Herr Hofmann,

Ihre letzten Briefe habe ich zu beantworten immer gezögert, weil ich eine Entscheidung in den Angelegenheiten des Volksbildungsarchivs abwarten wollte, die in diesen Tagen fallen mußte. Sie ist nun gefallen und hat eine schwere Krise für das Archiv heraufbeschworen. Die erhebliche finanzielle Hilfe, die mir für den ersten Januar zugesagt war, ist zurückgezogen worden, d.h. daß das Archiv zur Zeit völlig mittellos ist und in diesem Augenblick auch natürlich keine Aussicht hat, sich finanzielle Hilfen zu schaffen. Ich hatte diesen Schlag vorausgesehen, oder wenigstens vorausgeahnt. Die Frage lautet nun, was tun und da haben Sie natürlich ein gewichtiges Wort mitzureden. Ich schulde Ihnen noch das Redaktionshonorar für 1/4 Jahr. Nicht um Sie zu strafen hatte ich es zurückgehalten, sondern es nicht ausgezahlt, weil ich kein Geld mehr hatte. Bestehen Sie darauf, dann erhalten Sie die Summe natürlich noch nachträglich. Das wäre die Situation bis zum 1. Januar. Weiter liegt sie für mich so: entweder ich gebe das Archiv auf, das will ich nicht und kann ich nicht; dazu bin ich auch viel zu sehr durchdrungen von den Aufgaben, die erst nach dem Kriege erwachsen werden; oder ich gebe die Abteilung für volkstümliches Bibliothekswesen auf, dazu würde ich gezwungen sein, wenn Sie auf meinen gleich zu machenden Vorschlag nicht eingehen können oder wollen. Es ist mir kein Zweifel, daß wenn diese Abteilung fortgeführt wird, Sie allein es tun können. Nicht nur Ihre persönlichen Verdienste, sondern auch die Verbindung mit den Leipziger Instituten kann das Archiv nicht entbehren, wenn es diese Abteilung überhaupt weiter führen will. Wie wünschenswert das wäre, brauche ich Ihnen nicht auseinanderzusetzen. Ich kann das aber nur tun, wenn Sie ein Jahr auf das Redaktionshonorar verzichten wollen. Ich sage ein Jahr. Es ist selbstverständlich, daß ich auf diese Frist nicht bestehen würde, wenn früher eine günstige Wendung eintritt. Ebenso aber kann ich auch keine Garantie übernehmen, ob nach einem Jahr diese Wendung schon erfolgt sein wird. Ungünstigsten Falles würden Sie dann entscheiden müssen, wenn Sie sich weiter stellen wollen und das würde wohl von den Verhältnissen und Aussichten abhängen, die dann bestehen. Ihnen diesen Vorschlag zu machen, lieber Herr Hofmann, ist mir nicht leicht geworden und doch glaube ich es tun zu dürfen, ja zu müssen. Ich würde Ihr Interesse an dem Unternehmen, das Sie ja mit Recht mit als das Ihre betrachten, zu niedrig einschätzen, wenn ich Ihnen nicht wenigstens die Gelegenheit gäbe, sich zu einem Opfer für es bereit zu erklären. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß ich dieses Opfer erwarte oder verlange. Ihrer Entscheidung will ich in keiner Weise vorgreifen, weiß ich doch, daß sie wahrscheinlich mit von Umständen beeinflusst werden wird, die ich nicht kenne.

Aber noch eines bitte ich Ihnen ganz offen sagen zu dürfen. Das Archiv ist Ihnen in der Zeit unserer gemeinsamen Arbeit in einer Weise entgegengekommen, wie wohl selten, vielleicht niemals eine Zeitschrift einem Mitarbeiter. Im letzten Jahr ist Ihnen das Honorar ausgezahlt worden, eigentlich doch ohne Gegenleistung, selbst meine Bitte im

September endlich Material für die Chronik zu liefern, da vor Weihnachten noch eine Nummer erscheinen müsse, ist unbeantwortet geblieben. Sie werden einwenden, daß nicht immer Sie der Anlaß gewesen sind, wenn die Hefte sich über Gebühr verspäteten. Direkt gewiß nicht, aber vergessen Sie nicht, daß ich von Anfang an kein Opfer gescheut habe, um Ihnen entgegenzukommen, vor allem auch in den Raumansprüchen, die Sie an die einzelnen Hefte stellten, und daß ich dadurch in einer Weise finanziell in Anspruch genommen wurde, die es mir nicht gestattete, mir selbst auch nur annähernd ausreichende Hilfen zu verschaffen. Mißverstehen Sie mich bitte nicht. Es liegt mir ganz fern, Ihnen Vorwürfe machen zu wollen. Was ich getan habe, habe ich natürlich auch im Interesse meiner Zeitschrift getan. Wenn ich Sie aber heute daran erinnere, so geschieht das aus zwei Gründen. Einmal damit Sie diese Erwägungen bei der Entscheidung, die Sie nun treffen müssen, nicht ganz unberücksichtigt lassen. Dann auch, weil wir in Zukunft ganz anders als bisher wirtschaften müssten. Wenn das Archiv unter diesen schwierigen Verhältnissen erhalten und fortgeführt werden soll, wenn es vor allem darauf rechnen will, nach dem Kriege wieder finanzielle Beihilfen zu bekommen, muß es von uns aus regelmäßig erscheinen. Ich müßte ganz sicher sein können, daß Sie die vor einem Jahr bei der Neuregelung der Honorarfrage übernommene Verpflichtung regelmäßig vierteljährig das Material zu liefern, einhalten. Ebenso daß Sie für die Literaturübersicht sorgen, deren Abgabe für die beiden letzten Jahre d.h. 12 und 13 auch schon lange fällig ist. Nur wenn Sie dieses mit gutem Gewissen eingehen können, darf ich auf ein weiteres Zusammenarbeiten rechnen. Können Sie das nicht, dann sagen Sie es mir bitte offen. Dann muß ich die Abteilung aufgeben. Daß es mir in diesem Jahre natürlich nur möglich sein würde, unter persönlichen Opfern das Archiv durchzuhalten, erwähne ich zum Schluß noch aus mancherlei Gründen, Opfern, die mir um so schwerer fallen würden, als meine Einnahmen durch den Krieg geschmälert, meine Ausgaben aber sehr wesentlich gestiegen sind. Daß ich damit nicht renomieren will, wissen Sie.

Dem lieben Herrn Poelchau³⁵ schreibe ich auch in diesen Tagen. Bitte erwirken Sie mir einstweilen seine Verzeihung, daß ich sein so sehr wohlwollendes Schreiben nicht beantwortet habe. Die Gründe können Sie ihm ja nun nennen. Er soll jedenfalls sein Honorar für die schöne Literaturübersicht auch bekommen. Ich werde nur noch um etwas Geduld bitten müssen.

Wie immer erwarte ich – wie Sie sich denken können – mit viel Spannung Ihre Antwort.

Mit den besten Grüßen

Ihr sehr ergebener
R.v.Erberg

Sollten Sie eine mündliche Unterredung für dringend halten, dann komme ich gern auf einen Tag nach Leipzig.

Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen
Eingetragener Verein

Leipzig, den 14. Januar 1915

Herrn Dr. von Erdberg,
Berlin W. 50.

Lieber Herr Doktor!

Wenn ich Sie mit meiner Antwort etwas habe warten lassen, so nicht aus dem Grunde, dass ich mir die Archivangelegenheit erst hätte lange überlegen müssen. Solange Sie das Archiv weiterführen wollen und solange es Ihr Wunsch ist, dass ich die Abteilung Bibliothekswesen weiterführe, solange werde ich das in der für das Archiv kritischen Zeit auch ohne Gehalt tun. Ich weiss selbst genau, was ich Ihnen und dem Archive verdanke.

Dabei will ich nicht verhehlen, dass mich der Schlag schwer, sehr schwer trifft. Gerade jetzt hatte ich unter Berechnung dieser Einnahme und in der auch für mich durch den Krieg gebotenen äussersten Einschränkung mich so eingerichtet, dass ich die zur Arbeit notwendigen Hilfen heranziehen konnte, und dass ich somit fest annehmen konnte, meinen Verpflichtungen gegen das Archiv wieder regelmässig nachkommen zu können. Wie es nun gehn wird, weiss ich nicht, aber es muss gehen! [...]

Das wäre das Geschäftliche. Und wie soll ich den Punkt benennen, der zum Schlusse noch zu besprechen ist? Es handelt sich um die Festigkeit meiner Position beim Archive. Ich weiss, wie sachlich und vornehm Sie denken, aber ich möchte doch auf jeden Fall, vor allem im Blicke auf die Menschen und Mächte, von denen Sie abhängig sind, die Erwartung ausgesprochen haben, dass ich, wenn ich jetzt auch ohne Entschädigung für das Archiv mitarbeite, in Konfliktszeiten, bei Angriffen von gegnerischer Seite usw. am Archiv eine Stütze und einen Halt habe. Nichts liegt mir jetzt ferner wie der Gedanke an Kampf und Streit, ich lege Ihnen noch einmal (ich weiss nicht ob ich es schon tat!) eine Abschrift meines Vermittlungsbriefes an Heidenhain und Nörrenberg vom 16. 9. bei;³⁶ ich will aber, wenn noch einmal in der bekannten unnoblen Weise wider mich Sturm gelaufen wird, das Recht der entschiedenen Meinungsäusserung haben. Wir haben bisher in diesem Punkte nur theoretische Erörterungen gehabt, in der Praxis, wenn Sie meine Polemik gelesen haben, waren wir zuletzt immer einer Meinung. Aber manchmal erschien es mir doch, als ob Sie, von irgendwelcher Seite gedrängt, die Weiterführung des Archives nur mit meiner Preisgabe glaubten erkaufen zu können. Wenn Sie solche schwierige Situationen etwa befürchten und zugleich glauben müssten, mich in einer kritischen Lage doch einmal fallen lassen zu müssen, dann schreiben Sie mir das bitte, dann würde jetzt für beide Teile der richtige Zeitpunkt für Lösung des Verhältnisses gekommen sein.

In der Hoffnung, dass wir zusammen bleiben können und dass wir nach Jahresfrist auch finanziell etwas besser dastehn, grüsse ich Sie als

Ihr ergebener
Walter Hofmann

Volksbildungsarchiv
im Auftrage
der Zentralstelle für Volkswohlfahrt herausgegeben von Dr. R.v.Erdberg

Berlin, den 18. Januar 1915.

Lieber Herr H o f m a n n !

Für Ihren freundlichen Brief vom 14. d. Ms. danke ich Ihnen aufrichtig. Er lautet so, wie ich es erwartet hatte. Hätte er anders gelaute, so wäre mir das eine herbe Enttäuschung gewesen viel weniger für das Archiv, als für mich persönlich. Dass Sie durch Ihren Entschluss zu erheblichen Opfern gezwungen werden, habe ich vorausgesehen. Solche Opfer müssen wir jetzt aber alle bringen, und es ist gewiss niemals leichter sie zu bringen als jetzt [...].

Und nun zum letzten Punkte Ihres Briefes. Meine Unterredung seinerzeit mit Dr. A c k e r k n e c h t haben Sie doch wohl nicht ganz richtig verstanden, vielleicht auf Grund eines unklaren Berichtes von mir. Ich war von keiner Seite gedrängt worden, mit Ihnen zu brechen, hatte auch keineswegs die Absicht es zu tun, sondern wollte nur sondieren, welche Möglichkeiten sich mir bieten würden für den Fall, dass ich durch Ihren Streit mit den Kollegen gezwungen werden würde, mich von Ihnen zu trennen, wenn ich die Existenz des Archivs nicht gefährden wollte. Erst in der Unterredung mit A c k e r k n e c h t merkte ich, dass man mich von dieser Seite gern dazu bringen würde, Sie vom Archiv zu entfernen, und gerade diese Erfahrung drängte mich auf den Standpunkt, nun erst recht zu Ihnen zu halten. Ich will nicht leugnen, dass trotzdem der Umstand hätte eintreten können, den ich befürchtete. Ich hätte von ihm aber nur im alleräußersten Notfalle mich bestimmen lassen, wenn tatsächlich die Existenz des Archivs auf dem Spiel gestanden hätte. Die Gefahr lag aber, wie ich bald sah, nicht vor, und ich sehe sie auch jetzt nicht. Ich kann Sie also in diesem Punkte völlig beruhigen. Zu alledem kommt, dass diese schwierige Situation uns noch enger verbindet, als wir bisher schon verbunden gewesen sind, dass es also darum um so mehr ausgeschlossen ist, ich könnte Sie in einer schwierigen Situation fallen lassen. Davon könnte jetzt überhaupt nur noch die Rede sein, wenn wir persönlich in unseren sachlichen Anschauungen so weit auseinandergingen, dass unser Zusammenarbeiten nicht mehr möglich wäre. Um der schönen Augen anderer willen kann ich Sie nun nicht mehr preisgeben. Ich glaube diese Versicherung um so ruhiger abgeben zu dürfen, als ich annehme, dass Sie in Zukunft auch in der Notwendigkeit entschiedener Meinungsäußerungen die Form finden werden, durch die persönliche Konflikte sich vermeiden lassen. Ihr Schreiben an Professor N ö r r e n b e r g ist mir dafür eine Gewähr.

Ich schliesse in der Hoffnung, dass unser Beisammenbleiben für das Archiv die Bedeutung haben wird, die ich davon erwarte, und dass für unser geliebtes Organ nach dem Kriege eine Zeit anbrechen wird, die uns für die Opfer, die wir ihm jetzt bringen müssen, in etwas wenigstens, vielleicht auch finanziell, entschädigt.

Mit den besten Grüßen
Ihr sehr ergebener
Dr. R.v.Erdberg

2.4 Ausscheiden Hofmanns aus dem Volksbildungsarchiv

14. August 19.

Herrn
Dr. R. von Erdberg,
Berlin.

Lieber Herr Doktor!

Ich habe vor mehreren Wochen, ja ich glaube fast, es sind schon Monate, einen Brief an Sie geschrieben, auf den ich bis jetzt ohne Antwort geblieben bin. Ich nehme Ihnen das aber nicht übel, ich weiss von mir selbst, dass im Sturm der Ereignisse vieles liegen bleibt. Heute möchte ich um Ihre Entschliessung in zwei verschiedenen Angelegenheiten bitten.

Zunächst zum Volksbildungsarchiv. Sie werden selbst schon konstatiert haben, dass im letzten Jahre meine Mitarbeit sehr viel zu wünschen übrig gelassen hat. Es ist ja nicht viel wesentliches passiert, aber immerhin hätte doch einiges Chronikmaterial und hätten einige Besprechungen geliefert werden können. Ich habe mir von Monat zu Monat vorgenommen, die Arbeit am Archiv wieder richtig aufzunehmen, von Monat zu Monat aber sind unsere eigenen Aufgaben so gewachsen, dass ich alles, was nicht zu meinem Amt und nicht ganz unmittelbar zu unserer Zentralstelle gehört, habe vernachlässigen müssen. Ja die Zentralstelle selbst ist bei dieser Entwicklung zu kurz gekommen, – wir haben von unseren Mitteilungen, die alle 8 Wochen erscheinen sollen, bisher nur einen halben Bogen herausgebracht. Alles das geht zurück auf eine ganz unheimliche Steigerung unseres Betriebes, die jetzt gegen die gleichen Monate des vorigen Jahres über 100% beträgt. Infolgedessen müssen wir sehr jäh ausbauen, unser Personal verdoppeln, neue Räume mieten u.s.w. Und damit bin ich für einige Zeit den theoretischen und literarischen Arbeiten in weitem Umfang entzogen. Daher möchte ich Ihnen heute den folgenden Vorschlag machen. Ich habe unter meinen Mitarbeitern seit einiger Zeit einen Dr. Curth, wohl der befähigste Mensch, der bisher in unseren Dienst getreten ist. Curth ist ein Schüler von Tönnies und kürzlich von diesem als Dozent für die neue Hamburger Universität vorgeschlagen worden. Er hat aber abgelehnt, weil er bei uns und vielleicht künftig auch in der Volkshochschularbeit grössere Fruchtbarkeit seines Wirkens sieht. Curth ist nun auch zum ersten Male der Mann, der meine begonnene wissenschaftliche und literarische Arbeit weiterführen können, im gleichen Geiste und gleicher Richtung, aber durchaus als selbständige Persönlichkeit und vor allem auch in selbständiger und sehr feiner literarischer Form. Ich möchte heute also vorschlagen, dass Sie sich einverstanden erklären, dass in Zukunft Dr. Curth, natürlich im Zusammenarbeiten mit mir, das Referat über das Bibliothekswesen übernimmt. Damit würde das Archiv einen Mitarbeiter haben, der ganz im Geiste der neueren Bestrebungen arbeiten würde und der zugleich dazu beitragen könnte, das Niveau des Archivs auf seiner bisherigen Höhe zu halten. Wenn Ihnen daran liegt, wieder meinen Namen mit dem Archiv verbunden zu sehen, so könnte er ja vielleicht

auf dem Titelblatt stehen bleiben, doch könnte freilich Dr. Curth nicht, wie Frä. Dr. Nathan, als anonyme ausführende Kraft tätig sein, sondern seine Mitwirkung müsste in irgend einer Weise in Erscheinung treten, sein Name müsste also an irgend einer Stelle genannt werden. Ich bitte Sie sehr, sich diese Anregung einmal zu überlegen. Ich lege natürlich nach wie vor allergrössten Wert darauf, dass die Abteilung für Bibliothekswesen in unserem Sinne und von Leipzig aus bearbeitet wird. Sollten Sie meinen Vorschlag ablehnen, so bäte ich mir zunächst noch einmal Bedenkzeit aus, weil ich vielleicht doch bei uns eine Regelung treffen könnte, die mir erlauben würde, meinen Verpflichtungen dem Archiv gegenüber in Zukunft besser nachzukommen. Ich bemerke übrigens noch, dass Dr. Curth, bevor er zu uns kam, im weltwirtschaftlichen Institut bei Harms in Kiel tätig war und dort umfangreiche wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht hat [...]

Mit der Bitte, meine verschiedenen in diesem Briefe an Sie gerichteten Anfragen möglichst umgehend beantworten zu wollen, begrüsse ich Sie herzlich als

Ihr
[W. Hofmann]

Volksbildungsarchiv Zentralblatt für Volksbildungswesen
Organ des Ausschusses der deutschen Volksbildungsvereinigungen

Berlin, den 16. August 1919.

Lieber Herr H o f m a n n !

Soeben erhalte ich Ihren Brief vom 14. ds. Mts. Es tut mir sehr leid, wenn ein Schreiben von Ihnen unbeantwortet geblieben ist [...] Was nun Ihren Vorschlag, betreffend Herrn Dr. Curth angeht, so nehme ich ihn ohne weiteres an in der Hoffnung, dass dadurch das Bibliothekswesen im „Volksbildungsarchiv“ wieder mehr zu seinem Rechte kommen wird. Das wird umsomehr nötig sein, als A c k e r k e c h t und P l a g e demnächst eine Konkurrenz-Zeitschrift herausgeben werden.³⁷ Das hat mich auch veranlasst, meinem Verleger die Pistole auf die Brust zu setzen und ihn zu zwingen, mir ein pünktlicheres Erscheinen der Zeitschrift in Zukunft zu garantieren. Desgleichen habe ich erreicht, dass das „Volksbildungsarchiv“ fortan monatlich erscheinen soll, ohne dass der Umfang des Bandes erweitert wird. Auch die Typen sollen geändert werden, das Archiv wird in Zukunft in Fraktur gesetzt werden. Alle diese Aenderungen lassen sich geschickt auch mit einer Aenderung in der Schriftleitung verbinden. Dann allerdings wird es schwer sein, auf dem Titelblatte zwei verantwortliche Mitarbeiter für das Bibliothekswesen zu nennen. Ich verzichte nicht schmerzlos auf Sie, aber unser zehnjähriges Treuverhältnis soll ja nicht gelöst werden. Es ist selbstverständlich, dass die Frage des Bibliothekswesens im „Volksbildungsarchiv“, solange ich es herausgebe, nur im Sinne der Leipziger Richtung behandelt werden wird. Ich glaube aber, dass es sowohl für das Archiv als auch für die Sache gut ist, wenn Sie an dieser Stelle in den

Hintergrund treten. Das neueste Kesseltreiben gegen Sie (der Separatabzug ist natürlich auch mir zugeschickt worden)³⁸ ist nichts weniger als schön. Wenn Sie Ihre Gegner in der letzten Zeit auch gereizt haben, so sollten sie doch loyal genug sein, mit Ihren Erklärungen den Fall erledigt sein zu lassen. Sie spüren aber in allem, was Sie schreiben, einen aggressiven Ton, den ich, wenn ich ganz offen sein darf, auch in Ihrem Artikel in der „Neuen Erziehung“³⁹ finde. Ich führe diesen Ton auf Ihre begreifliche Gereiztheit zurück. Wie dem aber auch sei, man wird in Zukunft nicht mehr gegen Ihre Person kämpfen können und sich einbilden, damit zugleich gegen die Sache zu kämpfen, wenn eine Stelle da ist, die Ihre Ideen vertritt, ohne dass Ihre Person direkt dahintersteht

Mit herzlichen Grüßen
Ihr
R.v.Erdberg

21. August 19.

Herrn
Dr. R. von E r d b e r g,
B e r l i n.

Lieber Herr Doktor!

Schönsten Dank für die schnelle Beantwortung meines letzten Briefes. Dankbar bin ich Ihnen vor allem, dass Sie auf meine verschiedenen Vorschläge und Anregungen in so freundlicher Weise eingehen. Was das Volksbildungsarchiv anlangt, so gab es mir nun zunächst doch einen Stich, dass die äusserliche Verbindung nun gelöst werden muss und mein Name von dem Titelblatt usw. verschwindet. Sie werden das verstehen. Es handelt sich hier ja nicht nur oder nur in sehr geringem Masse um Prestige-Fragen, sondern um eine Herzensangelegenheit, zu der mir schliesslich das Volksbildungsarchiv in der 10jährigen Arbeit geworden ist. Aber ich sehe ein, dass es nicht anders geht. Erleichtert wird mir alles das durch die feste Ueberzeugung, dass das Archiv in Dr. Curth einen wirklich wertvollen ständigen Mitarbeiter für das Bibliothekgebiet erhält. Ausserdem hoffe ich ja nach wie vor mit freien Beiträgen im Archiv erscheinen zu können, – ja gerade wenn der Druck des Bewusstseins nicht genügend erfüllter Verpflichtungen nicht mehr auf mir lastet, werde ich vielleicht dann dem Archiv wieder leistungsfähiger gegenüber stehen [...]

Mit herzlichem Gruss und mit der Bitte, mich auch Ihrer Frau Gemahlin bestens empfehlen zu wollen, bin ich

Ihr
[W. Hofmann]

2.5 Weitere Zusammenarbeit zwischen Erdberg und Hofmann

Ausschuß der Deutschen Volksbildungsvereinigungen

Berlin, den 10. Januar 1920

Lieber Herr H o f m a n n !

Soeben verhandelt Professor H a a c k mit mir wegen eines Volksbildungstages in Köln, dem ich mit besonderer Freude entgegenehe, weil wir da wieder zusammenwirken sollen.⁴⁰ Aber nicht um dieser Freude Ausdruck zu geben, schreibe ich Ihnen heute, sondern weil ich eine sehr dringende Bitte an Sie richten möchte.

Unsere „Arbeitsgemeinschaft“⁴¹ ist Ihnen ja bekannt. Ich gebe mich der schmeichelhaften Hoffnung hin, dass Sie diese Zeitschrift gut finden, und diese Hoffnung berechtigt mich, Ihnen die Bitte um einen Beitrag auszusprechen. Das Thema „Volkshochschule und Volksbücherei“ gewinnt immer mehr an Aktualität. Ehe Unberufene darüber nicht genügend Durchdachtes sagen, möchten wir aus der berufensten Feder einen Aufsatz bringen, der die Aussprache über diese Frage gleich auf ein angemessenes Niveau stellt. Ich weiss, dass Sie sich in diesem Augenblick schwer zur Erfüllung unserer Bitte entschliessen werden. Aber gerade das ist mir eine Gewähr dafür, dass der Aufsatz, den Sie uns dann hoffentlich doch liefern, sehr gut sein wird. Bitte geben Sie uns keinen Korb. Wir beide wissen ganz genau, dass das freie Volksbildungswesen sich zurzeit in einem kritischen Stadium befindet. Entweder der Geist, den wir vertreten, setzt sich durch, oder wir kommen in einen noch schlimmeren leeren Betrieb hinein, als wir ihn jemals gehabt haben. Da erwachsen uns, wie mir scheint, vor allen anderen sehr ernste Verpflichtungen, die uns zwingen, auch über augenblickliche persönliche Neigungen und Stimmungen hinweg etwas zu tun. Die „Arbeitsgemeinschaft“ ist gewiss ein geeigneter Boden, um Ihre Anschauungen in sehr weite und massgebende Kreise zu tragen. Also erfüllen Sie unsere Bitte bald; wir rechnen bestimmt darauf.

Wenn Sie übrigens ein Interesse daran haben, an dem Essener Volkshochschulkursus⁴² teilzunehmen, dann könnte ich es wohl noch verantworten, Ihnen eine Einladung zukommen zu lassen. Ich würde dann aber freilich um eine umgehende Mitteilung bitten.

Mit herzlichen Grüssen

Ihr

R.v.Erdberg

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen
Eingetragener Verein

Leipzig, den 13. Januar 1920

Herrn
Dr. R. von E r d b e r g,
Berlin

Lieber Herr Doktor!

Herzlichen Dank für Ihren letzten Brief. Da bringen Sie mich in eine schöne Verlegenheit! Ich werde jetzt von allen Seiten bombardiert um Beiträge über das Büchereiwesen. Man scheint sich jetzt allenthalben darauf zu besinnen, dass die Volksbildungsarbeit ohne das Buch doch nicht gut möglich ist. Ich bin aber so schreibunlustig, dass ich allen abgesagt bzw. ihnen die Manuskripte meiner Vorträge aus dem letzten Jahre angeboten habe. Es ist ganz eigentümlich, wie meine Stimmung in bezug auf das Wirkenwollen über die eigenen unmittelbaren Arbeitsaufgaben hinaus vollständig umgeschlagen ist. Ganz abgesehen von aller Skepsis oder Nichtskepsis gegenüber der Volksbildungsfrage hatte ich früher doch die Lust am Schreiben und Publizieren, am Wirken und Führen. Das ist gänzlich vorbei. Es ist mir tatsächlich jetzt fast gleichgültig, ob Herr Ackernecht oder sonst irgend ein rühriger Herr die Plätze besetzt, von denen ich früher einmal glaubte, dass sie von mir gehalten werden müssten. Vielleicht ist es aber gerade die allgemeine Rührigkeit und Betriebsamkeit, die mich zurückschreckt, weil sie uns wieder einmal erkennen lässt, wie wenig damit getan ist, ja wie gefährlich diese ganze Geschäftigkeit im Grund ist. So zieht man sich auf sein eigenes Ackerstück zurück und hofft darauf, dass das Gute und Richtige, was man hier vielleicht bewirkt, doch dann irgendwie einmal auch an anderer Stelle auf verwandte Geister anregend und fördernd wirkt. Ich habe es auch in unserer Zentralstelle mit unserer ganzen Bewegung und unsern Anhängern gesehen, – das, was man eigentlich meint und das, was der innerste Kern des eigenen Handelns ist, davon haben sie fast alle miteinander keine Ahnung. Sie gucken ab, wie man sich räuspert und wie man spuckt, und je länger man mit den Herrschaften zusammenarbeitet „in der Bewegung“, umso überzeugter entringt sich dann fast täglich der Brust der Stosseufzer: „Gott schütze uns vor unseren Freunden!“ Es bleibt lediglich noch das eine, dass man, um seine Sache am eigenen Arbeitsplatz vorwärts zu treiben, u.U. den Hebel anderswo ansetzen muss, d.h. wenn die guten Leipziger erst einmal zu der Einsicht kommen würden, dass ich ausserhalb Leipzigs ein toter Mann bin, so würden sie vielleicht nicht mehr so willig alle meine Vorschläge akzeptieren, wie sie das bisher, bestimmt durch meine „Autorität“, getan haben. So werde ich ganz mich aus der öffentlichen Diskussion wohl doch nicht zurückziehen können, und wenn ich schreibe, dann wüsste ich allerdings keine Stelle, die mir lieber und wertvoller wäre als Ihre Arbeitsgemeinschaft [...]

Nach Essen wäre ich sehr gern gekommen. Es ist mir ein wirkliches Bedürfnis, noch mehr inneren Anschluss als bisher an Ihren Kreis zu gewinnen, der mir das einzige Erfreuliche auf dem Gebiete des Volksbildungswesens heute zu sein scheint. Aber wenn

ich den Beitrag für die Arbeitsgemeinschaft schreiben soll, kann ich nicht nach Essen fahren.⁴³ Bestimmt hoffe ich aber auf ein Wiedersehen in Köln. Werden Sie die Kölner Veranstaltung im Geiste Ihrer übrigen Kurse machen und werden Sie ein paar Leute Ihres Arbeitskreises mit hinbringen? Das wäre für die Sache gut und würde mich ausserordentlich erfreuen. Ich selbst soll ja dort einen Vortrag halten, das ist mir aber das Unwichtigste. Ich käme aber sehr gern einmal aus der hiesigen Tretmühle heraus und auf einen anderen Fleck Erde mit Ihnen und mit denen, die Ihnen in der Arbeit nahestehen, zusammen. Am schönsten wäre es, wenn wir zusammen fahren könnten, aber das wird sich wohl schlecht machen lassen.

Mit herzlichem Gruss und mit der Bitte, mich auch Ihrer verehrten Frau Gemahlin auf das beste empfehlen zu wollen, bin ich

Ihr
[W. Hofmann]

Volksbildungsarchiv
im Auftrage
der Zentralstelle für Volkswohlfahrt herausgegeben von Dr. R.v.Erdberg

Berlin, den 15. Januar 1920.

Lieber Herr H o f m a n n !

Was ist mit Ihnen nun eigentlich los? Ich hätte nie erwartet, Briefe von solcher Müdigkeit von Ihnen zu erhalten und das in einem Augenblick, in dem Sie im Begriff sind, sich so entschieden durchzusetzen. Dass Sie die Betriebsamkeit, die sich jetzt allenthalben breit macht, niederdrückt, könnte ich Ihnen nachfühlen, denn auf welchem Gebiete wirkt sie verheerender als auf dem der Volkshochschule! Das war aber zu erwarten, wenn sich einmal alles in die Bewegung stürzen würde. Dass wir in diesem Moment nicht einfach überrannt und begraben werden, sondern im Gegenteil unser Wort mehr gilt denn je, sollte Ihren Mut aber doch stählen. Ich bin Optimist genug zu glauben, dass in wenigen Jahren sich all diese blinden Mitläufer tot gelaufen haben werden, und dass dann etwas übrig bleibt, zu dem wir uns bekennen können. Gerade darum aber müssen wir jetzt auf dem Platze sein und dürfen unserer Sache nicht den Rücken kehren. So schlimm meinen Sie es ja nun auch nicht. Ich hoffe immer noch, dass es bei Ihnen eine vorübergehende Stimmung ist, welche die Erlebnisse der letzten Jahre, die, wie ich Ihnen, glaube ich, schon einmal schrieb, gerade unsere besten Männer aus dem Gleichgewicht gebracht haben, erklären möge. Ja, ich glaube Ihnen sogar auch persönlich einen Dienst zu leisten, wenn ich Sie recht eindringlich bitte, uns den Aufsatz für die „Arbeitsgemeinschaft“ so bald, wie Sie irgend können, zu schreiben. Ich müsste mich doch sehr täuschen oder Sie werden sich in der Arbeit wiederfinden.

Die Kölner Tagung wird nicht von unserem Ministerium veranstaltet. Ich wundere mich, dass Sie nicht wissen, wer dahinter steht. Ich vermute, dass es der Magistrat Köln

ist; der geistige Vater und nach aussen hervortretende Veranstalter ist unser alter Freund Haack. Deshalb entgeht Ihnen aber die Teilnahme an einem unserer Kurse nicht. Ich werde einen solchen für Sie aussuchen, der in recht schöner Jahreszeit und an einem recht schönen Orte, vielleicht auf Schloss Stolzenfels bei Koblenz oder an der Ostsee, stattfindet. Freilich dürfen Sie sich nicht versprechen, dort nur geistig höchststehende Menschen zu treffen. Der Zweck dieser Kurse ist ja, unserer Auffassung der Volkshochschule den Boden zu bereiten. Das setzt ja schon Kursteilnehmer voraus, die eben auf unsere Auffassung der Bildungsarbeit noch nicht eingestellt sind [...]

Bis dahin herzliche Grüsse, vielen Dank für die Bereitschaft, uns den Aufsatz zu schreiben und – lassen Sie sich nicht unterkriegen.

Ihr
R.v.Erdberg

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen
Eingetragener Verein

Leipzig, den 5. Februar 1920

Herrn
Dr. R. von E r d b e r g,
Berlin

Lieber Herr Doktor!

Ich bin diesmal in der angenehmen Lage, Wort halten und Ihnen schon heute das Manuskript für die Arbeitsgemeinschaft senden zu können. Sie werden allerdings über den Umfang erschrecken, aber es liess sich beim besten Willen bei der ersten Behandlung dieser Materie nicht kürzer machen. Es werden genau 24 Druckseiten. Die Hauptarbeit bestand für mich sowieso schon im Konzentrieren und Wegstreichen. Sie werden vielleicht zunächst, beim ersten Einblick in das Manuskript erstaunt sein, dass ich bei dieser Gelegenheit das Büchereiprogramm entwickle, aber es ist absolut nicht anders möglich, wenn die Sache nicht in der Luft schweben und nur ein leeres Gerede bleiben soll. Wir haben „die“ volkstümliche Bücherei, die das Gegenstück zur Volkshochschule ist, nicht. Wir haben eine Menge von Typen und von Spielarten, und niemand weiss recht, war unter der volkstümlichen Bücherei zu verstehen ist und was von ihr zu verlangen ist. Daher muss jetzt unbedingt, wenn von dem Zusammenwirken der Volkshochschule und der volkstümlichen Bücherei gesprochen werden soll, zunächst einmal vollständig klar gelegt werden, was die Volksbücherei an und für sich sein soll und was sie nicht sein soll.

Ich bin sehr gespannt, wie Sie die Arbeit aufnehmen werden. Es steht ja kaum ein einziger neuer Gedanke drin, aber ich glaube, sie hat ihren Wert durch die Klarheit und Prägnanz der Darstellung. Ich habe die grösste Mühe darauf verwandt. Es war mir nur möglich, die Sache zu machen, indem ich einen Erholungsurlaub von 14 Tagen, den mir der Nervendoktor zugeschrieben hatte, und den ich auch auf dem Lande verbracht habe,

lediglich zur Herstellung dieses Manuskriptes verwendet habe. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie mir Ihren Eindruck recht bald schreiben würden. Vermutlich werden Sie den Artikel in zwei Teilen bringen müssen, was mir allerdings sehr leid tun würde. Auf jeden Fall richte ich die dringende Bitte an Sie, die Arbeit so schnell wie möglich zu bringen. Wenn sie jetzt monatelang liegen bleiben würde, so würde das mich bei allen etwaigen Absichten, die ich über meine unmittelbare praktische Tätigkeit hinaus haben sollte, sehr lähmen, und Sie wünschen ja selbst, dass ich mich aus der Fachdiskussion nicht ganz zurückziehe. Ausserdem würde mir das baldige Erscheinen des Artikels sehr wertvoll sein im Blick auf unsere hiesigen Angelegenheiten. Die Bildungsamsache⁴⁴ wird jetzt doch, das ist kaum noch zu bezweifeln, mit politischen Erwägungen verknüpft. Es besteht die Gefahr, dass doch zuletzt irgend ein Tropf in das Amt hineingesetzt wird, und das wäre mir ein geradezu unerträglicher Gedanke und könnte u.U. dazu führen, dass ich, wenn ich nicht wo anders einen guten Platz fände, überhaupt aus der ganzen Bildungsarbeit herausgehe. Mir ist vor einiger Zeit schon ein Angebot aus der Industrie gemacht worden, das mich sehr beschäftigt hat. Ich muss jetzt nun darauf hinwirken, dass die Männer an der Spitze der Stadt sich so von meiner sachlichen Qualifikation überzeugen, dass sie anstandshalber doch nicht anders können, und für diese Operation verspreche ich mir gerade von dem Aufsatz in der Arbeitsgemeinschaft einiges. Also sehen Sie zu, was Sie tun können [...]

Mit herzlichem Gruss
Ihr
W. Hofmann

7. Februar 1920.

Lieber Herr H o f m a n n !

Ihren Aufsatz habe ich sofort gelesen. Ich bin sehr erfreut über die Art, in der Sie die Sache angepackt haben. Dass Sie um eine Entwicklung Ihres Büchereiprogrammes nicht herum kommen würden, hatte ich mir schon selbst gesagt. Die knappe Form, in der Sie es tun, ist sehr wirkungsvoll und wird ihren Eindruck auf die Leser der „Arbeitsgemeinschaft“ nicht verfehlen. In Essen hat Sulz⁴⁵ ja nun über dieses Thema geschwätzt. Auch er hat uns eine Entwicklung eines Büchereiprogrammes nicht erspart. In den 14 Tagen – sein Vortrag war der letzte – waren die Teilnehmer des Kursus aber schon so auf unsere intensive Volksbildungsarbeit eingestellt, dass sein Vortrag von den meisten überhaupt nicht mehr ernst genommen wurde und eine Diskussion kaum stattfand. Ich lehnte eine Aussprache meinerseits mit der Bemerkung ab, dass ich, wenn ich hätte voraussehen können, dass der Redner zum Thema nichts sage, sondern nur sein Büchereiprogramm entwickeln würde, einen Korreferenten bestellt hätte. Eine Widerlegung des Redners sei nur möglich auf Grund eingehender Erörterungen auf die Probleme, die er kaum gesehen habe.

Wir werden Ihren Aufsatz schwerlich in einem Heft unterbringen können, es sei denn, wir beschränken uns in dem betreffenden Heft auf diesen einen Beitrag. Ich will

darüber mit Dr. Picht⁴⁶ sprechen und ihm gegenüber Ihre Interessen vertreten. Der Artikel könnte allerdings frühestens in das April-Heft, das pünktlich erscheinen wird, aufgenommen werden. Ich würde Ihnen aber schon Anfang März Fahnenabzüge überlassen können, die Sie vielleicht in Leipzig in Ihrem Interesse verwenden können. Was Sie mir über die Entwicklung der Dinge in Leipzig schreiben, ist allerdings sehr bedauerlich. Ich glaube aber schwerlich, dass man es zu den von Ihnen angedeuteten Konsequenzen kommen lassen wird [...]

Mit herzlichen Grüßen
Ihr
Dr.v.E.

2.6 Das Einkaufshaus für Volksbibliotheken

16. Oktober 20.

Herrn
Dr. R. von E r d b e r g,
Berlin

Lieber Herr Doktor!

Sie machten mich vor einiger Zeit auf Herrn Goebel und sein Einkaufshaus für Volksbibliotheken⁴⁷ aufmerksam und empfahlen mir, das Unternehmen etwas im Auge zu behalten. Ich hatte schon damals die Prospekte des Einkaufshauses gesehen, die mich mit so grossem Misstrauen erfüllten, dass ich aus dem Volkshausbund ausgetreten bin. Hier schien, das war schon damals mein Eindruck, eine „Organisation“ im übelsten Sinne zu sein.

Diese Vermutung hat sich inzwischen bestätigt. Der Geschäftsführer der Einkaufsstelle ist inzwischen in Leipzig gewesen und hat uns einen Besuch gemacht. Er ist Kaufmann, behandelt die Sache vom rein kaufmännischen Standpunkt, hat aber gemerkt, dass ohne „geistige Rückendeckung“ die Sache eigentlich nicht zu machen ist. Diese scheint er bei uns suchen zu wollen. Denn in diesen Tagen kam sein buchhändlerischer Vertrauensmann, ein Leipziger Verleger, zu mir und bot mir bezw. der Zentralstelle ein Zusammengehen an. Ich habe erwidert, dass es sich nicht um ein Zusammengehen handeln könne, sondern nur um eine absolute Unterordnung der geschäftlichen Abteilung unter die geistige, in diesem Fall also unter unsere Führung. Daraufhin zog der Herr etwas verlegen ab [...]

Die Sachlage bei dieser Unternehmung ist also die: ein rühriger Kaufmannskopf macht sich die Notlage der Volksbibliotheken zunutze, indem er ein „Einkaufshaus“ gründet, – ohne zu der Sache eine innere Beziehung zu haben, ohne die Sachkenntnis zu besitzen, die hier vonnöten ist. Er hat aber auch das Geld nicht, das vonnöten ist, und so lässt er die Sache von den Kreisen finanzieren, nämlich vom Verlegerkapital, die an

dem Vertrieb bestimmter Bücher aus rein geschäftlichen Gründen interessiert sind. Damit wird auf dem Wege gemeinnütziger Organisation eine Abhängigkeit der Volksbücherei von einem Faktor hergestellt, von dem die Volksbüchereisache zu allererst unabhängig sein sollte. In dem Augenblick, in dem die Verleger den Kredit kündigen, stürzt das ganze Unternehmen zusammen, – so ist es nicht zu verwundern, dass der Vertreter der Verlegerinteressen schreiben kann, dass diese gemeinnützige Organisation „stets die Interessen der angeschlossenen Verleger wahrnimmt.“

Höher geht's nimmer! Auf jeden Fall lehrt aber dieses Beispiel, wie ungeheuer wichtig die Gründung einer wahrhaft gemeinnützigen und wahrhaft sachverständigen, am Geiste und der volkspädagogischen Erfahrung orientierten Einkaufs- und Herstellungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen ist. Diese Volkshausstelle, hinter der nicht die moralischen und propagandistischen Kräfte stehen, die hinter einem Zusammenschluss, wie dem jetzt von Süddeutschland aus geplanten stehen würden, hat im ersten Jahr einen Umsatz von Hunderttausenden gehabt! Hier drückt sich die Zwangslage der Bibliotheken aus, die jede Hilfe ergreifen, die sich ihnen zu bieten scheint, und wenn diese Hilfe nicht von denjenigen geboten wird, die etwas davon erkannt, dann wird sie eben von denen geboten, „die stets die Interessen der angeschlossenen Verleger“ wahrnehmen.

Durch nichts ist uns der Weg und die Pflicht zum Handeln klarer vorgezeigt als durch diesen Vorfall. Es wäre vielleicht sogar zu erwägen, ob man die deutschen Volksbibliotheken nicht vor diesem Geschäftsunternehmen warnen müsste.

Weil ich denke, dass Sie das alles sehr interessieren und beschäftigen muss, lege ich Ihnen auch die Denkschrift bei, die ich jetzt für Bäuerle und Hassinger in Angelegenheit des auf der Darmstädter Tagung beschlossenen Zusammenschlusses erstattet habe.⁴⁸ Ich bitte, das Schriftstück vertraulich zu behandeln.

Am 18. November muss ich bei Siegmund-Schultze⁴⁹ über die Grenzen der Volksbildung sprechen. Wenn ich es mit der Zeit irgend machen kann, suche ich Sie bei dieser Gelegenheit auf.

Mit bestem Gruss

Ihr

[W. Hofmann]

2.7 Krisen und Ermahnungen

Berlin, den 27. August 1921

W.8, Unter den Linden 4.

Lieber Herr H o f m a n n !

Ehe ich auf den Inhalt Ihres Briefes vom 24. d.Ms. eingehe, kann ich es doch nicht unterlassen, Ihnen ganz offen zu sagen, dass mich der Ton Ihres Schreibens einigermaßen befremdet hat. Er zeugt von einer Gereiztheit, für die ich keinen Anlass sehe. Ich kenne Sie nun gut genug, um mich durch diesen Ton nicht kränken zu lassen. Ich wäre

im Gegenteil eher geneigt, ein Zeichen Ihres Vertrauens darin zu erblicken, dass Sie mir gegenüber unverhüllt den alten Hofmann herauskehren in der Ueberzeugung, von mir nicht missverstanden zu werden. Aber ein gewisses Unbehagen werde ich doch nicht los. Es beruht auf der Ueberzeugung, dass Sie durch eine solche Art, sich zu geben, bei denen, die Sie nicht so gut kennen wie ich, Ihrer Sache ausserordentlich schaden. Sie könnten mir nun freilich erwidern, dass Sie anderen gegenüber sich anders fassen würden. Dann würde mir allerdings die Frage offen bleiben, weshalb Sie es gerade mir gegenüber tun. Dass Sie es mir gegenüber tun, scheint mir doch ein Zeichen dafür zu sein, dass Sie sich der Wirkungen, Ihrer Art zu schreiben, nicht immer bewusst sind. Das muss mich mit einiger Sorge erfüllen, da ich nach wie vor mit aller Energie für Ihre Sache eintrete, und mir von Unbeteiligten natürlich dieses Eintreten für Ihre Sache auch als ein Eintreten für Ihre Person ausgelegt wird. Sie werden mir diese offene Bemerkung zugute halten. Sie war notwendig im Interesse unseres persönlichen Verhältnisses und im Interesse der von uns gemeinsam vertretenen Angelegenheiten [...]

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen
Eingetragener Verein

Leipzig, den 12. April 1922.

Herrn
Dr. R. von E r d b e r g,
Berlin

Lieber Herr Doktor!

Ich will nicht, wie ich mir es erst vorgenommen hatte, in eine lange Erörterung Ihres letzten Schreibens und Ihrer einzelnen Beanstandungen eintreten. Ich will Ihnen aber, der Sie mir nachsagen, dass ich keine Gelegenheit vorübergehen lasse, mich an meinen Gegnern zu reiben – was angesichts der letzten seit 1¹/₂ Jahre erschienenen Hefte unserer Mitteilungen eine hanebüchene Ungerechtigkeit ist – ich will Ihnen sagen, was ich in dem vorliegenden Hefte bewusst unterlassen habe. Ich habe zwei Beiträge dem Papierkorb überantwortet (aus Rücksicht auf die Gesamtlage), die ich, einmal als Kritiker des Volksbüchereiwesens und dann als persönlich schäbig Angegriffener, hätte bringen müssen [...]

Sie verlangen von mir „einen Ton korrekter Höflichkeit“, ist das nicht fast bizarr, wollen Sie denn alle schöpferischen geistigen Menschen und Kämpfer zu Assessoren und Geheimräten machen, mit der „korrekten“ stilistischen Bügelfalte, oder wollen Sie Ihren Stil jedem Autor in der deutschen Volksbildungsarbeit aufzwingen. Und wenn nur Sie nur „korrekt höflich“ wären, wenn nicht Ihr Stil von Ironie funkelte – dort, wo Sie den Gegner oder den Schwachkopf treffen wollen – und wenn Sie damit oft nicht viel mehr böses Blut machten (was schon fast zur Geschichte der Volksbildungsbewegung der letzten 15 Jahre gehört), als ich mit meinen simplen Konstatierungen, dass jemand, bei dem $2 \times 2 = 5$ ist, als Rechner Dilettant ist.

Ich sehe nach Ihrem letzten Schreiben offengestanden sehr trübe in die Zukunft unseres Zusammenarbeitens. Nicht, dass Sie mir hin und wieder einen praktisch-taktischen Wink geben, verübele ich Ihnen. Darum bitte ich Sie ja im Interesse der gemeinsamen Sache. Aber dass Sie mir gegenüber als Präceptor auftreten, dass Sie mich moralisch malträtieren, wie in den letzten Jahre so oft, das werde ich auf die Dauer kaum aushalten [...]

Mit herzlichen Grüßen – trotz alledem – bin ich
Ihr
Walter Hofmann

Berlin, den 20. April 1922
W.8, Unter den Linden 4.

Lieber Herr H o f m a n n !

Ihr Brief vom 12. April hat mir die Osterfeiertage nicht verdorben, trotzdem er dazu ausserordentlich geeignet gewesen wäre. Ich muss Ihnen nun schon antworten, um Missverständnisse, von denen Sie ja sogar die verhängnisvollsten Folgen befürchten, aus dem Wege zu räumen. Lassen Sie mich zunächst vorausschicken, dass ich garnicht trübe in die Zukunft unseres Zusammenarbeitens sehe und dass Sie dazu nach meiner Meinung auch keinen Anlass hätten. Sie wissen doch ganz genau, dass ich immer von den zartesten Rücksichten Ihnen gegenüber beseelt gewesen bin und den Präceptor niemals über die Grenzen hinaus gespielt habe, für die ich Ihr Einverständnis glaubte voraussetzen zu dürfen. Wenn Sie mir Ihre Beiträge für die Mitteilungen zusenden mit der Bitte, zu ihnen Stellung zu nehmen, dann glaube ich, das tun zu müssen, auch auf die Gefahr hin, dass Sie mit meiner Kritik nicht einverstanden sind. Im übrigen habe ich deutlich genug zu erkennen gegeben, dass es sich hier nur um Aenderungsvorschläge gehandelt hat. Ich habe sogar die ausdrückliche Bitte hinzugefügt, diese Vorschläge nicht zu missdeuten. Ein Präceptor pflegt seinen Jungen mit roter Tinte das Konzept zu korrigieren und ihnen, wenn der Aufwand an roter Tinte zu gross wird, mit dem Lineal auf die Finger zu klopfen.

Aber nun im besonderen. Dass ich Ihnen vorgeworfen habe, Sie rieben sich bei jeder Gelegenheit an Ihren Gegnern, ist ein Missverständnis, und ich stehe nicht an zu bekennen, dass ich an ihm durch die knappe Fassung der Randbemerkung mit schuldig bin. Ich habe nicht sagen wollen, dass Sie keinen Anlass vorübergehen lassen, ohne gegen Ihre Gegner zu polemisieren (so viel Tatsachensinn habe ich Gott sei Dank, um zu wissen, dass das für die letzten Jahre nicht mehr zutrifft), sondern dass Sie jeder Polemik eine Schärfe geben (was ich unter Reiben verstehen wollte), die persönlich verletzen muss. Sie vergessen, wie ausserordentlich gereizt man gegen Sie ist, und dass verhältnismässig harmlose Wendungen, wie die von der unglückseligen Berliner Schule, aus Ihrer Feder alarmierend wirken, während man darüber hinweg lesen würde, wenn irgend jemand anderes dies geschrieben hätte. Und weil ich glaubte, dass gerade in diesem Momente eine Reizung der Gegner vermieden werden sollte, habe ich mit dem Bestreben, mich in die Psyche Ackerknechts, dem es zurzeit ja nicht gut geht, zu

versetzen, Ihnen meine Vorschläge gemacht. Ein grosser Irrtum ist es, wenn Sie annehmen, ich wolle Ihnen eine Auseinandersetzung mit Ihren Gegnern verwehren. Davon ist gar keine Rede, und das brauchten Sie von mir auch nicht anzunehmen, da ich mich ja lächerlich machen würde, wenn ich Ihnen verwehren würde, was ich selbst übe. Es kommt nur auf den Ton an. Sie spotten über die korrekte stilistische Bügelfalte und meinen, sich glücklich preisen zu können, nicht Höriger des Preussischen Kultusministeriums zu sein, wenn diese Korrektheit über alles gehen solle. Vielleicht werden Sie bei ruhiger Ueberlegung die Ungerechtigkeit, die in diesen Formulierungen liegt, selbst einsehen. Das ist eben der Ton, durch den Sie zu verletzen pflegen, durch den Sie auch mich auf das Tiefste verletzen würden, wenn ich Sie nicht besser kennte und nicht wüsste, dass hier wieder einmal Ihr Temperament mit Ihnen durchgegangen ist. Ich kann das nur bedauern, die anderen aber freuen sich darüber und nutzen es gegen Sie aus. Wenn Sie glauben, über alle Rücksichten hinweg Ihren Weg gehen zu können, dann ist das Ihre Sache, und ich könnte Sie daran nicht hindern. Ihr Weg würde aber dann ein sehr dornenvoller sein, und Sie würden das Ziel sehr viel später erreichen.

Sie sagen aber, dass ich es eben so treibe, nur mit etwas anderen Mitteln. Darauf kommt es aber gerade an. Die Mittel, die ich anwende, haben es mir durch ihre Wirkung noch niemals unmöglich gemacht, menschlich mit meinen Gegnern zu verkehren, weil sie sich eben nicht menschlich verletzt gefühlt haben. Und ich mache immer wieder die Erfahrung, dass ich zwar oft anstosse und vielleicht auch abstosse, dass aber bei näherer persönlicher Bekanntschaft die Hemmungen verschwinden, und ich mich selbst mit den Leuten zusammenfinde, mit denen ich nicht an einem Strange ziehe. Bei Ihnen – es tut mir sehr leid, aber ich muss diese bittere Tatsache aussprechen – liegt die Sache doch umgekehrt. Sie ziehen durch Ihre grossen geistigen Gaben die Menschen stark an, können sie aber nicht halten, weil Sie sich so ausschliesslich auf das rein Geistige, das Ihnen gegenübertritt, einstellen, dass die rein menschliche Sympathie zum Nebenmenschen darüber zu kurz kommt. Meine Frau hat einmal auf einen Mann, der sehr verschieden von Ihnen ist, aber Ihnen in diesem Punkte vielleicht ein ganz klein wenig ähnelt, die Bemerkung geprägt: „bei ihm ist die Kritik stärker als die Liebe, und das vertragen die Menschen nicht“. Bitte, fassen Sie dieses als eine freundschaftliche offene Aussprache auf und nicht wieder als Schulmeisterei. Ich weiss ganz genau, dass wir alle unsere Fehler und Mängel haben, und ich weiss aus persönlichster Erfahrung, wie schwer es ist, sie abzulegen. Ich möchte bei Ihnen nicht in den Geruch der Selbstgerechtigkeit kommen, und ich gebe Ihnen darum offen zu, dass meine Art der Polemik nicht immer ganz giftlos ist. Aber von dem Momente an, in dem ich gemerkt habe, wie sie in solchen Fällen wirkt, habe ich mich bemüht, einen anderen Ton zu finden. Dass mir das schon vollkommen gelungen sei, behaupte ich auch nicht. Ich bemühe mich eben noch fort, und ich glaube, dass ich mich darin doch auch nicht unwesentlich von Ihnen unterscheide, dass ich in diesem Punkte ein ziemliches Mass von Selbsterkenntnis besitze, während Sie von Ihrer Sache so überzeugt und durchdrungen sind, dass Sie meinen, sich den Luxus einer Arbeit an sich selbst (wenn auch nicht ganz, denn auch Sie haben sich geändert) ersparen zu können.

Ich musste, lieber Herr Hofmann, aus diesem Anlass diese offenen Worte an Sie richten, deren freundschaftlichen Sinn ich nicht zu verkennen bitte. Ich musste es, schon damit

es klarer zwischen uns ist, und Sie nicht falsche Schlüsse daraus ziehen, wenn ich von nun an eine absolute Zurückhaltung meiner Kritik Ihren literarischen Arbeiten gegenüber beobachten werde, so weit ich nicht als Vorsitzender der Zentralstelle in meinem Interesse anders verfahren muss. Ich glaube, dass damit die Garantie für ein weiteres freundliches Zusammenarbeiten gegeben sein wird [...]

Mit den besten Grüßen

Ihr

R.v.Erdberg

2.8 Der Fall Bultmann: Streit und Versöhnung

Berlin, den 14. Oktober 1924

W.8, Unter den Linden 4.

Lieber Herr H o f m a n n !

Zu dem Fall Bultmann⁵⁰, den ich aufrichtig bedauere, und den ich nach der Unterredung mit Ihrer Gattin etwas anders sehe als vorher, will ich nur ein paar Zeilen an Sie richten, die Ihnen meine Stellungnahme in der Angelegenheit, die ich Ihrer Gattin ja auch schon dargelegt habe, dokumentarisch klarstellen sollen.

Nachdem Bultmann mich um eine Empfehlung nach Dresden gebeten hatte, habe ich ihm einen Brief geschrieben, in dem sich gleich am Eingang der folgende Satz befindet: „Es könnte von Hofmann, für den Ihr Fortgang einen schweren Schlag bedeuten würde, wie ich glaube mit Recht, als illoyal aufgefasst werden, wenn ich hinter seinem Rücken eine Bewerbung von Ihnen unterstütze“. An Kaphahn⁵¹ habe ich später, als ich glaubte, ihm meine Auffassung der Dresdner Lage mitteilen zu müssen, geschrieben: „Ich bin von mehreren Kandidaten gebeten worden, mich beim Rat der Stadt Dresden für sie zu verwenden. Ich habe es abgelehnt, einmal weil ich an meinem ungeschickten Brief an den Rat genug hatte, zweitens weil ich nicht gegen Hofmanns Intentionen und ohne Verständigung mit Hofmann vorgehen wollte, und drittens, weil ich überhaupt sehr ungern empfehle, zumal wenn mehrere tüchtige Leute in Betracht kommen“. Ich glaube, aus diesen Zitaten geht unwiderleglich hervor, in welchem Geiste ich in die Angelegenheit, in die ich sehr gegen meinen Willen und unter Auferlegung strengster Diskretion hineingezogen war, eingegriffen habe. Ich teile sie Ihnen mit, damit von vornherein bei Ihrer Behandlung der Sache in dem Sinne, den ich mit Ihrer Gattin vereinbart hatte, bei Ihnen jedes Misstrauen, ich könnte doch mich einer Illoyalität Ihnen gegenüber schuldig gemacht haben, ausscheidet. Uebrigens habe ich den Brief an Kaphahn meiner Frau diktiert, was natürlich Anlass gab, den Fall mit ihr eingehend zu besprechen. Auch darin dürfte für Sie eine Garantie liegen. Ich bin nun sehr gespannt, welchen Fortgang die Sache nehmen wird. Sie können sich denken, dass ich ihre glückliche Lösung auf das dringendste wünsche.

Meine Frau und ich haben den Besuch Ihrer Gattin sehr genossen. Hoffentlich hat ihr der ruhige Tag und der sehr schöne Spaziergang bei uns wohl getan. Bitte, grüssen Sie sie von uns beiden bestens. Mit vielen Grüssen auch an Sie

Ihr
R.v.Erdberg

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen
Eingetragener Verein

Leipzig, den 24. Oktober 1924.

Herrn
Dr. R. von E r d b e r g,
Berlin

Lieber Herr Doktor!

Die Angelegenheit Bultmann ist jetzt soweit geklärt, dass wir in das Schlussverfahren eintreten können. Ich möchte daher bei Ihnen anfragen, ob Sie noch bereit sind, zu einer Besprechung der Angelegenheit und u.U. auch zu einer Verhandlung mit Herrn Bultmann herüberzukommen. Allerdings würde dafür kein früherer Zeitpunkt als die zweite Hälfte der Novemberwoche in Betracht kommen [...]

Wenn Sie herüberkommen, möchte ich gleich auch in eine grundsätzliche Erörterung Ihres Verhältnisses zu mir und der Zentralstelle eintreten. Ihre Stellungnahme im Falle Bultmann hat mir gezeigt, dass hier ganz tiefe prinzipielle Gegensätze zwischen Ihnen einerseits und mir und meinen engeren Mitarbeitern andererseits bestehen. Ich kann nicht an die Möglichkeit eines dauernden fruchtbaren Zusammenarbeitens im Rahmen der Zentralstelle glauben, solange diese Gegensätze bestehen oder solange nicht wenigstens, auf Grund der Einsicht in diese Gegensätze, ganz klare Abmachungen über das praktische Verhalten in gegebenen Fällen getroffen werden. Diese Aussprache müsste sogar der mit Herrn Bultmann vorangehen, und wenn sie fruchtbar sein sollte, müssten Sie mir Einsicht in die gesamte Korrespondenz gestatten, die Sie mit Bultmann und in Sachen Bultmann geführt haben. Der Auszug aus dem einen Brief, den Sie mir freundlicherweise geschickt haben, lässt, im Zusammenhang mit Äusserungen, die Bultmann getan hat, noch Unklarheiten in wichtigsten Punkten bestehen [...]

Mit der Bitte um Mitteilung, ob und wann Sie zu einer Besprechung, die voraussichtlich mehrere Tage beanspruchen würde, herüberkommen werden, grüsse ich Sie

als Ihr
Walter Hofmann

Berlin, den 27. Oktober 1924

Lieber Herr Hofmann !

Ihr Schreiben vom 24.d.Ms. macht es mir zurzeit leider unmöglich, in der Angelegenheit Bultmann nach Leipzig zu gehen. Sie verlangen in Ihrem Schreiben nichts weniger als dass vorher ein Inquisitionsgericht über mich eröffnet werde, in dem ich Ihnen auch meine private Korrespondenz vorzulegen hätte. Darauf kann ich Ihnen nur kurz und deutlich antworten, dass ich das für unter meiner Würde liegend erachte und aus meiner Ablehnung jede Konsequenz zu ziehen bereit bin. Ich meine damit natürlich, dass ich den Vorsitz in der Zentralstelle niederlegen werde, wenn sich nicht ein anderer Weg der Verständigung mit Ihnen findet. Dass ich versuchen will, einen solchen Weg zu finden, das geschieht – dessen brauche ich Sie wohl nicht zu versichern – nicht um meinet-, sondern um der Zentralstelle und unserer gemeinsamen Sache willen. Ich habe Ihnen aus meinen beiden in Betracht kommenden Schreiben an Bultmann und an Kaphahn die Sätze zitiert, die Ihnen m.E. unwiderleglich die Loyalität meiner Gesinnung und meiner Handlungsweise Ihnen gegenüber dartun mussten, und ich empfinde es sehr schmerzlich als einen Mangel an Vertrauen, wenn Sie trotzdem auf Aeusserungen von Bultmann hin an dieser Loyalität zweifeln. Ich vermute, Bultmann hat Ihnen gesagt, dass ich ihm schriftlich versprochen hätte, ihn g.f. wärmstens in Dresden zu empfehlen. Das habe ich allerdings getan, und zwar wohl überlegt. Ich habe aber hinzugefügt, dass ich es nicht von mir aus tun könnte, sondern dass ich nur, im Falle von Dresden aus eine vertrauliche Anfrage an mich erginge, natürlich keinen Anlass hätte, nicht zu antworten. Sie werden selbst zugeben, dass ich, nachdem Sie selbst mich an der Dresdener Angelegenheit beteiligt haben, nicht hätte schweigen können, wenn eine solche Anfrage an mich ergangen wäre. Nach allem, was Sie mir über Bultmann gesagt hatten, musste ich annehmen, dass Sie selbst Bultmann empfehlen würden, wenn die Aussicht, ihn in Leipzig zu halten, ausgeschlossen sein würde. Sie haben mir, als ich Ihnen ein paarmal scherzweise drohte, Ihnen Bultmann nach Preussen zu entführen, kein einziges Mal auch nur angedeutet, dass Sie Bultmann für einen leitenden Posten nicht für geeignet hielten. Dass Bultmann die Fachschule nicht absolviert hat, habe ich auch erst in Waldheim durch Ihre Frau Gemahlin erfahren. Von Ihnen wusste ich nur, als Sie mir das erste Mal von Bultmann erzählten, dass er die Fachschule besuche. Trotz allem hätte ich, wenn von Dresden aus eine Anfrage an mich ergangen wäre, nur mitgeteilt, was ich von Ihnen über Bultmann wusste. Wie ich auch an Kaphan geschrieben habe, bin ich mit Empfehlungen äusserst vorsichtig. Bultmann gegenüber wäre ich es besonders gewesen, nicht wegen seiner fachlichen Befähigung, an der ich nicht zweifeln konnte, sondern wegen meiner Unsicherheit dem Menschen Bultmann gegenüber. Bitte, vergessen Sie nicht, dass Bultmann sich vertraulich an mich gewandt hatte. Ich bin nicht gewöhnt, ein in mich gesetztes Vertrauen zu täuschen. Es lag ganz ausserhalb meiner Möglichkeit, Ihnen über das Anliegen Bultmanns an mich etwas zu sagen und Sie um Rat zu fragen. Auf der anderen Seite hätte ich es menschlich und nach meiner damaligen Stellung Bultmann gegenüber auch sachlich nicht vertreten können, wenn ich Bultmann im Falle, dass ich in eine Zwangslage gekommen wäre, nicht empfohlen hätte. Dass ich mich in dieser Situation wohl befunden habe, will ich nicht behaupten.

Es wäre mir sehr viel lieber gewesen, wenn ich mit der Sache garnichts zu tun gehabt hätte. Da ich aber in sie hineingezogen worden war, musste ich einen Weg wählen, auf dem ich sowohl die Loyalität Ihnen gegenüber wahren, als auch Bultmann gegenüber das tun konnte, was er, rein menschlich gesehen, von mir mit Recht erwarten durfte. Die Empfehlung, die ich ihm nach Dresden gegeben hätte, wäre eine indirekte Empfehlung von Ihnen gewesen. Ich gebe Ihnen, nachdem ich mit Ihrer Frau Gemahlin gesprochen habe, zu, dass ich damit eine objektive Dummheit gemacht hätte, an der ich aber, wie ich oben darzulegen versuchte, nicht schuldig gewesen wäre. Die letzte Ursache der peinlichen Situation, in der auch ich mich befunden habe, liegt ja darin, dass Bultmann nicht das Vertrauensverhältnis zu Ihnen hatte, das Sie vielleicht annahmen, und das – hier will ich nun einmal ganz offen sein – für Ihre Angestellten auch ausserordentlich schwierig ist.

Sie schreiben, dass die Besprechung mit mir auf die Stellung der Vertrauensfrage in Ihrer Eigenschaft als Büchereipolitiker und Geschäftsführer der Zentralstelle hinauslaufen müsste. Es ist mir sehr schmerzlich, dass Sie nach 15jähriger Zusammenarbeit glauben, eine solche Vertrauensfrage an mich stellen zu müssen. Ebenso schmerzlich ist es mir, dass Sie nach dieser 15jährigen Zusammenarbeit noch fähig sind, mir einen Brief zu schreiben wie den vom 24. Oktober, in dem Ihr Misstrauen mir gegenüber ganz unverhüllt zum Ausdruck kommt. Wenn Ihnen meine Mitteilungen und das, was Herr Bultmann Ihnen gesagt hat, nicht in Einklang zu sein schienen, dann hätte ich vor allem erwartet, dass Sie mir einfach gesagt hätten, worüber Sie nicht hinwegkommen können, im übrigen aber ein Verständnis dafür bewiesen hätten, dass ich in meiner doppelten Stellung Ihnen und Bultmann gegenüber, in einer Angelegenheit, in der Ihrer beider Interessen völlig auseinandergingen und mit der Verpflichtung vollster Vertraulichkeit, wohl in die Lage kommen konnte, das eine oder das andere Wort nach dieser oder jener Seite hin zu sagen und zu schreiben, das andere vielleicht, Sie aber nicht missdeuten durften. Deshalb schrieb ich Ihnen ja, dass ich die Angelegenheit eingehend mit meiner Frau besprochen hätte. Nicht weil ich das Bedürfnis hatte, mich hinter meiner Frau zu verkriechen, sondern um Ihnen zu beweisen, wie sehr mir daran lag, in der schwierigen Situation so zu bestehen, dass Sie mir einen berechtigten Vorwurf nicht machen konnten. Sie kennen meine Frau ja recht gut und wissen vermutlich, mit welcher einer uns nicht immer erreichbaren Gewissenhaftigkeit sie solche Dinge behandelt.

Mit diesen Erklärungen habe ich das äusserste getan, was mir möglich war. Genügen sie Ihnen und darf ich darauf rechnen, dass Sie mir das Vertrauen entgegenbringen, welches ich bei Ihnen besessen zu haben glaubte, dann sei die Angelegenheit erledigt. Genügen sie Ihnen nicht, und glauben Sie, mir dieses Vertrauen nicht schenken zu können, dann würde ich mich genötigt sehen, den Vorsitz der Zentralstelle niederzulegen. Damit Sie aber sehen, dass ich hierbei nicht aus einer plötzlichen und persönlichen Empfindlichkeit heraus handle, würde ich vor diesem Schritt mit Flitner und Bäuerle⁵² persönlich den Fall verhandeln. Denn ich halte mich nicht für berechtigt, einen Schritt zu tun, der die verhängnisvollsten Folgen haben könnte, ohne vorher wenigstens alle Möglichkeiten versucht zu haben. An meiner persönlichen Würde lasse ich mir freilich nicht rühren. Das aber geschieht durch Ihre Forderung der Vorlage meiner persönlichen Korrespondenz. Ich hätte sie Ihnen vorgelegt, wenn Sie diese Forderung nicht gestellt

hätten. Ich habe Kaphahn – auch das will ich Ihnen mitteilen – um Vertraulichkeit meines Briefes nur gebeten, so lange die Dresdener Angelegenheit unerledigt sei und für den Fall, dass Bultmann nicht gewählt werden sollte; d.h. für den Fall, dass Bultmanns Bewerbung Ihnen doch nicht verborgen geblieben wäre, hatte ich selbst die Absicht, Ihnen unter Vorlage der Dokumente meine Stellung in dieser ganzen Angelegenheit darzulegen. Jetzt freilich habe ich Kaphahn gebeten, meinen Brief unter allen Umständen als vertraulich zu behandeln, denn jetzt haben Sie zu beweisen, wie weit Ihr Vertrauen mir gegenüber reicht [...]

Mit den besten Grüßen
Ihr
[R.v.Erdberg]

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen
Eingetragener Verein

Leipzig, den 23. Dezember 1924.

Herrn
Oberregierungsrat Dr. von Erdberg,
Berlin

Lieber Doktor von Erdberg!

Bei der Rückkehr von meinem Arbeitsurlaub finde ich Ihren Brief vom 18. Dezember vor. Er war mir ein Willkommensgruss, wie ich ihn mir nicht schöner hätte wünschen können.

Eine grosse Freude ist mir, dass Ihnen die Gestaltende Volksbildung⁵³ so gefällt. Ich hatte diese Arbeit ohne grosse Absichten ziemlich schnell hingeschrieben. Manchmal scheint das doch das Beste zu sein. Es wird das wohl aber nur dort gehen, wo es sich um die letzte Zusammenfassung einer oft durchdachten und auch oft schon dargestellten Gedankenreihe handelt. Damit sage ich auch, dass ich mit Ihnen in der Beurteilung des Neuigkeitswertes der Arbeit weithin übereinstimme. Die geistige Wurzel, aus der sie hervorgewachsen ist, ist natürlich der Gedanke der intensiven Volksbildung, den wir beide seit zwanzig Jahren, Sie wohl sogar noch bedeutend länger, vertreten. Allerdings scheint mir in der Wendung von dem Begriff des Intensiven zu dem Begriff der Gestaltung doch ein nicht unwichtiger Fortschritt zu liegen. Wenigstens ergeben sich für mich aus dem Begriff der Gestaltung bestimmte Forderungen, die sich aus dem Begriff des Intensiven, glaube ich, nicht ohne weiteres ergeben. Bei intensiver Bildungsarbeit denkt man immerhin noch mehr an etwas Isoliert-Methodisches, während ich bei Gestaltung viel mehr an etwas Geistig-Totales denke. Beim Beharren bei dem Begriff des Intensiven könnte z.B. jemand in einer im übrigen ungestaltenden Bücherei eine sehr gute intensive Ausleihe machen. Man könnte es vielleicht auch so sagen: man kommt von dem Begriff des Intensiven nicht zwingend zum Begriff der Gestaltung,

wohl aber ist in dem Begriff der Gestaltung der Begriff des Intensiven mit eingeschlossen.

Ich glaube, dass von hier aus sich auch der Gegensatz zu manchen unserer Freunde, wie etwa zu Bäuerle, ergibt. Ich glaube, dass Bäuerle, dem der Gedanke der intensiven Volksbildungsarbeit so geläufig ist, für den Begriff der Gestaltung, der ein Begriff aus der künstlerischen Erlebenssphäre ist, überhaupt kein Organ hat, und wenn man von hier aus weiterdenkt, ergeben sich sehr wichtige Ausblicke auf die Entwicklung unserer Volksbildungsarbeit und auch unserer Volkspolitk.

Nun zur Verwertung der Arbeit. Dass sie zunächst für die Jubiläumsschrift der Wiener Urania bestimmt ist, wissen Sie doch wohl. Freilich hat die Urania die Arbeit seit sechs Wochen in den Händen, ohne sich bisher dazu geäußert zu haben. Ich kann mir allerdings lebhaft vorstellen, dass die Herren etwas erschrocken waren, als sie das Manuskript in der Hand hatten; denn was hier steht, dürfte so ziemlich Satz um Satz das Gegenteil von dem sein, was in der Urania sonst gemacht und gedacht wird.

Ueber die weitere Verwendung des Artikels hatte ich mir freilich schon ganz bestimmte Gedanken gemacht. Ich wollte die Gestaltende Volksbildung in schöner Fraktur gesetzt als Sonderveröffentlichung der Zentralstelle herausbringen und dann an eine Anzahl Volksbildungsleute, Zeitungen und Zeitschriften gehen lassen, mit der Erlaubnis des Nachdrucks unter Quellenangebe. Mir wäre diese Verwendung auch jetzt noch die liebste, und selbstverständlich würden Sie auf diese Weise auch den Aufsatz bringen können.

Aber es liegt Ihnen doch wohl daran, mit der Veröffentlichung der Gestaltenden Volksbildung einen Vorsprung vor anderen Stellen zu haben, besonders auch im Blick auf die Ausmünzung der Sache in Ihrem Ministerium. Und es ist ganz selbstverständlich, dass ich da Ihrem Wunsche entspreche. Nehmen Sie also die Gestaltende Volksbildung als Morgengabe für unsern neugeschlossenen Freundschaftsbund. Nur möchte ich auf jeden Fall das Recht haben, Sonderabzüge herstellen zu lassen, die ich dann etwa in derselben Art verwenden würde, wie ich mir das bei meinem ursprünglichen, oben angedeuteten Plan gedacht hatte. Damit werden Sie ja wohl einverstanden sein können, da ja auf dem Umschlag des Sonderdruckes auf jeden Fall das Archiv für Erwachsenenbildung als Quelle angegeben werden wird. Eines allerdings möchte ich Sie bitten zu berücksichtigen. Ich hatte für bestimmte Verwendungszwecke die Absicht, die Gestaltende Volksbildung jetzt recht bald herauszubringen. Ich weiss nun nicht, wie jetzt die Situation beim Archiv ist. Sollte etwa das Heft, in dem Sie den Aufsatz bringen würden, erst in vier oder sechs Wochen oder gar noch später herauskommen, so würde das meine Pläne sehr durchkreuzen. Für diesen Fall müsste ich Sie bitten mir zu gestatten, den Sonderabdruck vorher herstellen zu lassen. Ich würde selbstverständlich vor dem Erscheinen der Zeitschrift keine Massenversendung vornehmen, die die Wirkung des Heftes selbst beeinträchtigen könnte. Vielleicht sind Sie so freundlich, mir über diesen besonderen Punkt noch Nachricht zugehen zu lassen [...]

Und nun, lieber Doktor von Erdberg, noch etwas ganz anderes. Wir, meine Frau und ich, liebäugeln mit dem Gedanken, Sie im Januar einmal in Waldheim zu überfallen, vielleicht so, dass wir an einem Freitag oder Sonnabend ankämen und Sonntag abend wieder wegführen. Wir denken es uns wunderschön, nach den Stürmen der letzten

Monate einmal ruhig zu viert vor Ihrem Kaminfeuer zu sitzen. Vielleicht besprechen Sie diesen kühnen Plan mit Ihrer lieben Gattin und teilen uns gelegentlich mit, ob im Januar eine Möglichkeit der Verwirklichung besteht. Zunächst aber senden wir Ihnen und den Ihren die herzlichsten Grüsse und Glückwünsche zum Fest!

Ihr
Ihnen in Freundschaft verbundener
Walter Hofmann

Berlin, den 29. Dezember 1924
W.8, Unter den Linden 4.

Lieber Freund !

Ihr Brief vom 23. Dezember kam gerade zu Weihnachten an und bereitete mir wirklich eine Weihnachtsfreude. Dass Sie mir die „Gestaltende Volksbildung“ für das Archiv überlassen wollen, rechne ich Ihnen hoch an. Ich bin natürlich bereit, allen Wünschen, die Sie für die Veröffentlichung des Aufsatzes hegen, entgegenzukommen [...]

Endlich noch ein Wort, das sich freilich erübrigt, zu Ihrem und Ihrer Gattin angekündigten Besuch. Sie wissen, wie sehr er uns willkommen sein wird. Aber nun stellen Sie uns diese Freude nicht nur in Aussicht, sondern bereiten Sie sie uns auch wirklich. Sie schreiben, dass Sie am Freitag oder Sonnabend kommen könnten und am Sonntag wieder wegfahren würden. Ich nehme an, das musste so sein, weil Ihre Frau Gemahlin sich von Schulpflichten nicht frei machen kann, sonst wäre es natürlich viel netter, sie blieben den ganzen Sonntag und führen erst Montag früh wieder ab. Sie können ja so früh in Leipzig sein, dass evtl. durch Verlegung einer Schulstunde ein Ausfall sich leicht vermeiden liesse. Und nun will ich auch gleich wegen der Zeit Ihnen Vorschläge machen. Freitag, den 2. Januar könnten wir Sie noch nicht aufnehmen, da meine Schwägerin und ihr Sohn aus Südamerika zurzeit bei uns sind und erst Sonnabend, den 3. abends abreisen. Meine Frau wird von diesem Besuch, den wir in vollen Zügen geniessen, etwas ermüdet sein, so dass es vielleicht glücklicher wäre, Sie kämen Freitag den 9. Januar und blieben bis Montag den 12. Es ginge auch vom 16. – 19. Januar, wenn Ihnen das lieber wäre. Also entscheiden Sie, bitte, und geben Sie mir recht bald eine definitive Nachricht [...]

Mit herzlichen Grüssen
Ihr getreuer
[R.v.Erdberg]

2.9 Rücktritt Hofmanns von der Leitung der Zentralstelle

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen
Eingetragener Verein

Leipzig, den 27. November 1926.

Herrn
Oberregierungsrat Dr. Erdberg,
Berlin

Lieber Freund!

Mit meiner heutigen Zusendung werde ich Ihnen eine Ueberraschung bereiten, hoffentlich keine allzu unerfreuliche. Ich hatte ursprünglich die Absicht, Sie in endgültiger Form davon zu benachrichtigen, dass ich von der Stellung des Geschäftsführers der Zentralstelle zurücktrete, aber Sie hätten diese Form vielleicht doch als eine Unfreundlichkeit empfunden. Nun hoffe ich aber, dass meine Darlegungen Sie von der Richtigkeit des von mir beabsichtigten Schrittes überzeugen. Ich weiss, dass auch einige Gründe gegen meine Entschliessung sprechen, aber ich glaube, dass das Gegengewicht der von mir aufgeführten Gründe stärker ist. Auf jeden Fall wollen wir beide die ganze Angelegenheit streng unter dem Gesichtspunkt des sachlichen Interesses betrachten, und da kann über die Entscheidung, die getroffen werden muss, glaube ich kein Zweifel entstehen. Für unsere persönlichen Beziehungen freue ich mich aber auf den Augenblick, wo ich nicht mehr als fordernder Geschäftsführer der Zentralstelle Ihnen gegenüberstehe, sondern wo wir beide wieder nur durch unsere sachlichen und menschlichen Beziehungen aneinander gebunden sind.

Mit den herzlichsten Grüssen
Ihr
Walter Hofmann

Berlin W. 8, Unter den Linden 4
eingegangen 30.11.26

Lieber Freund,

eben kehre ich aus Schleswig-Holstein zurück, wo wir eine sich fast ins dramatische gipfelnde Tagung hatten, von der ich Ihnen mündlich mehr erzähle. Ich finde hier Ihre Denkschrift vor. Es hätte mich allerdings sehr befremdet, wenn Sie den Entschluß zur Ausführung gebracht hätten, ohne sich vorher mit mir zu verständigen. Im übrigen kann ich mich Ihren Erwägungen nicht verschließen. Eines nur ist mir fraglich, ob wirklich der Erfolg eintreten wird, daß die Zentralstelle von dem Odium, das auf ihr ruht, entlastet werden wird. Das Odium ist begründet in der Kritik, die die

Zentralstelle üben muß und in ihrem Anspruch die geistige Zentrale der deutschen Büchereipolitik zu sein. Das wird so bleiben und es könnte sogar der Fall eintreten, daß der Haß, den Sie bisher zu tragen hatten, sich auf die Institution wirft und diese noch härter bekämpft wird als bisher. Immerhin, schwieriger würde die Situation dadurch nicht werden. Also in Gottes Namen! Sind Sie aber Beckers⁵⁴ ganz sicher? Die Probezeit Ihres Verhältnisses scheint noch nicht abgelaufen zu sein. Sie haben sich schon manchmal für Menschen begeistert und erst später eingesehen, wieviel Sie von ihnen trennt. In diesem Falle könnte eine zu späte Erkenntnis verhängnisvoll werden. Beim Lesen Ihrer Denkschrift wartete ich immer darauf, daß Herr Hofmann⁵⁵ als Nachfolger erklärt werden würde und war dann sehr erstaunt, auf den Namen Becker zu stoßen. Die Macht des Geschäftsführers soll ja nun sehr eingeschränkt werden, mit Recht. Jedenfalls werden noch sehr gründliche Beratungen am Platze sein, denn es müssen auch hier alle Sicherungen geschaffen werden. Daß die Zentralstelle auf eigene Beine gestellt wird, so lange Sie noch da sind, auf dessen Beinen sie bisher allein stand, ist natürlich von großer Bedeutung für ihre Entwicklung [...]

Herzlichst Ihr R.v.Erdberg

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen
Eingetragener Verein

Leipzig, den 1. Dezember 1926.

Herrn
Oberregierungsrat Dr. Erdberg,
Berlin

Lieber Freund!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihr letztes Schreiben (ohne Datum, eingegangen am 30. November). Die Zentralstellenangelegenheit werden wir also in Leipzig besprechen. Ich freue mich, dass Sie sich meinen Erwägungen nicht verschliessen. Was Herrn Becker anlangt, so verstehe ich, dass Sie als Vorsitzender der Zentralstelle, der die Entwicklung unserer Organisation seit langem verfolgt und der mich persönlich kennt, zunächst Bedenken haben. Mir würde das an Ihrer Stelle ebenso gehen. Ich glaube aber doch, dass die Dinge hier anders liegen. Ich bin von Herrn Becker nicht von Anfang an „begeistert“ gewesen, [...] sondern auf Grund der Empfehlungen, die Herr Becker genießt (die Anregung einer Mitarbeit Herrn Beckers bei uns war durch Flitner ausgegangen), auf Grund verschiedener persönlicher Zusammenkünfte hatte ich den Eindruck, dass wir hier eine wertvolle Kraft für bestimmte Aufgaben gewinnen würden, an welche Kraft ich mich innerlich aber zunächst nicht weiter gebunden hatte. Wenn ich heute zu Herrn Becker anders stehe, so nicht auf Grund blendender persönlicher Eindrücke, sondern auf Grund der Qualitäten, die Herr Becker in den ersten Monaten seiner Mitarbeit und auch im persönlichen Verkehr gezeigt hat. Im Blick auf das Sachliche sind die Qualitäten in bezug auf das, was Herr Becker bei uns zu tun hat und

zu tun haben würde, hervorragend, und was das Menschliche anlangt, so bin ich auch jetzt nicht „begeistert“, aber von einem Gefühl tiefer innerer Beruhigung und tiefen Vertrauens erfüllt. Aber ich würde mich vielleicht nach den mannigfachen Fehlschlägen, die wir gehabt haben, und da ich mich tatsächlich manchmal etwas impulsiv festlege, auf mein eigenes Urteil allein nicht verlassen. Es ist aber so, dass vor allem auch meine Frau, die in diesen Dingen viel besonnener und instinktsicherer ist als ich, restlos mit Herrn Becker mitgeht und dass, soweit ich sehe, alle Mitarbeiter im Hause durch die Anwesenheit und Mitarbeit Herrn Beckers tief befriedigt sind. Ich glaube tatsächlich, dass das Risiko in dieser Hinsicht so gering ist, wie es überhaupt nur sein kann, wenn man mit Menschen wichtige Verbindungen eingeht [...]

Es ist nun aber notwendig, lieber Freund, dass Sie am Montag den 13. schon am zeitigen Vormittag in Leipzig sind. Die für Montag nachmittag, Dienstag und Mittwoch festgesetzten Besprechungen können wir nicht mehr ändern. Es scheint mir auch notwendig, dass wir uns in der Geschäftsführerangelegenheit klären, ehe unsere auswärtigen Freunde in Leipzig eintreffen. Selbst wenn wir noch zu keinem endgültigen Entschluss kommen sollten oder unsere Freunde mit diesen Dingen noch nicht behelligen wollen, wäre es aber vielleicht doch für unsere Behandlung der in der Arbeitsbesprechung zu erörternden Fragen wichtig, wenn wir in bezug auf die zukünftige Gestaltung der Zentralstelle einigermassen klar sehen würden.

Am besten würde es vielleicht sein, Sie würden schon am Sonntag abend kommen. Ich bitte Sie, wieder bei uns zu wohnen. Das Ihnen bekannte Fremdenzimmer ist diesmal freilich nicht frei, weil Lampas⁵⁶ für eine Woche bei uns sind und schon am Freitag eintreffen. Unsere Wohnung ist aber so gross, dass wir Sie sehr schön unterbringen können. Sie würden ein recht behagliches Zimmer haben. Am Sonntag abend würden wir freilich noch nicht unsere Angelegenheiten besprechen können. Wir haben da mit Lampas zusammen Herrn und Frau Becker, Hans Hofmann und Fr. Schaeffer eingeladen und wollen uns da den Kopf mit Büchereipolitik nicht beschweren. Es wäre aber sehr schön, wenn Sie gerade an diesem Abend mit bei uns sein könnten. Vielleicht sind Sie so freundlich und geben mir recht bald Antwort.

Es grüsst Sie auf das herzlichste
Ihr
Walter Hofmann

2.10 Ausklang

Berlin, den 23. Dezember 1927
W.8, Unter den Linden 4.

Liebe Frau H o f m a n n !

Mit lebhaftem Bedauern hörte ich durch Becker, welchen Unfall Ihr lieber Mann erlitten hat. Sie werden ja nun reichlich Gelegenheit zur Pflege haben und viel Geduld aufwenden müssen, denn ich weiß aus Erfahrung, wie anstrengend es ist, ans Bett

gefesselt zu sein, ohne dass damit eine Schwächung der Energie und der geistigen Aktionsfähigkeit verbunden ist. Gewöhnlich pflegt dann die erstere sich in falscher Richtung auszutoben und die zweite sich an den gegebenen Widerständen noch zu steigern. Ich darf darum Ihnen beiden zum Fest vor allem Ruhe und Geduld zur Ueberwindung dieses bedauerlichen Unfalls wünschen. Um meinen lieben Freund vielleicht ein wenig abzulenken, bitte ich, ihm das beiliegende Kuvert auf sein Weihnachtsbett zu legen. Vielleicht machen ihm die Blätter, von denen er gelegentlich einige zu besitzen gewünscht hatte, etwas Freude.

Mit herzlichen Grüssen und Wünschen, auch für das neue Jahr, denen sich meine Frau anschliesst, bleibe ich auf fernerhin

Ihr sehr ergebener und getreuer
[R.v.Erdberg]

Leipzig, den 29.12.27.

Herrn
Oberregierungsrat Dr. v. Erdberg,
Berlin

Lieber Freund!

Sie sind wirklich ein Künstler in der Krankenbehandlung. Die Freude, die Sie mir zu Weihnachten bereitet haben, hat sicher dazu beigetragen, meinen Zustand schnell zu verbessern. Ueber die köstlichen Menzel-Blätter⁵⁷ selbst ist ja kein Wort zu verlieren; dass Sie sich aber von diesen Schätzen getrennt haben, um mir eine Freude zu machen, damit haben Sie eine neue Tiefe in Ihrer Freundschaft zu mir offenbart.

Ihre guten Ratschläge habe ich im übrigen, wie ich hoffe, befolgt. Ich denke, dass ich, wenn das Verhalten eines Kranken zensiert werden würde, ich mit einer glatten 3 doch wohl davon kommen würde. Das grösste Verdienst an alledem hat freilich meine Frau. Ich habe schon vor zwanzig Jahren ein Gedicht auf sie gemacht, in dem ich ihre himmlische Geduld pries. So sind wir also noch verhältnismässig gut über die Feiertage weggekommen, und es geht jetzt wieder aufwärts. Der Schaden selbst ist als ein Knöchelbruch festgestellt, aber durchaus unkompliziert, so dass nach Ansicht meines sehr tüchtigen Arztes volle Sicherheit auf eine restlose Heilung besteht. Etwas langwierig wird die Sache im ganzen freilich werden. Den Gipsverband, den ich jetzt habe, werde ich noch 3 Wochen tragen müssen, und dann wird eine monatelange orthopädische Behandlung einsetzen, um alle Nachwirkungen zu beseitigen. Aber das muss man nun eben mit in Kauf nehmen, wenn man sich zu solchen leichtsinnigen Streichen wie die Ski-Abfahrt auf einer Bobbahn hat hinreissen lassen. Freilich, wenn Sie wüssten, welch unbeschreiblich schöner kristallheller Wintertag es war, an dem die Sache passierte, dann würden Sie „alles verstehen und alles verzeihen“. Ich war tatsächlich – nach vielstündiger absolut einsamer Fahrt in der weissen Winterherrlichkeit bei strahlender Sonne unter grünblauem Himmel – wie in einem Rausch, und ohne irgendwel-

che Anspielungen mir erlauben zu wollen, wissen Sie ja doch, dass man bei Räuschen die übliche bürgerliche Vernunft und Vorsicht ausser acht lässt.

Nun wollen Sie uns die Freude machen und am 4. herüberkommen [...] Meine Frau freut sich sehr, [dass] Sie kommen; sie wird Ihnen dann persönlich für Ihr überaus freundliches Schreiben, mit dem Sie ihr eine grosse Freude gemacht haben, danken. Unser Gastzimmer ist frei, und meine Frau bittet Sie, in gewohnter Weise davon Gebrauch zu machen.

Also auf Wiedersehen am 4. Januar! Zunächst aber alle guten Wünsche für Sie und die Ihren, zugleich von meiner Frau,

von Ihrem
W. Hofmann

3. Rückblick

3.1 Robert von Erdberg zu Hofmanns 50. Geburtstag¹

Lieber Walter Hofmann!

Zu Ihrem fünfzigsten Geburtstage vereinigen sich Ihre Schüler und jüngeren Freunde, um Zeugnis dafür abzulegen, wie sie das von Ihnen geschaffene Werk hüten und pflegen. Wenn ich, sie einführend, in ihrem Kreise erscheine, dann darf ich nicht beanspruchen, es als Schüler oder als jüngerer Freund zu tun. Schon vor drei Jahren haben Sie mich zum sechzigsten Geburtstage beglückwünscht,² und als wir uns kennen lernten, stand ich nicht mehr in den Lehrjahren. Aber wenn wir alle heute in dem Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit Ihnen nahen, dann darf ich die Führung übernehmen. Alle anderen danken Ihnen, was Sie für die volkstümliche Bücherei getan haben, ich danke Ihnen darüber hinaus, was Sie mir persönlich in der Vollendung meiner bescheidenen Lebensarbeit gewesen sind.

Wir haben uns im Jahre 1908 auf dem dritten Volkshochschultage in Dresden zum erstenmal gesehen und gleich gefunden. Nicht hatten Sie oder hatte ich auf dieser Tagung Ideen über die freie Volksbildung entwickelt. Wir beide haben, wenn ich mich recht entsinne, auf dieser Tagung überhaupt nichts gesagt. Aber gerade dieses Schweigen, dieses ablehnende Schweigen war es, worin wir uns fanden.

An diesem Tage sind persönliche Erinnerungen erlaubt. Niemand ist von seinem Werk zu trennen. Wir können von der Sache, der jemand gedient hat, nicht reden, ohne von ihm zu reden. Von Ihnen aber läßt sich auch persönlich nicht reden, ohne von Ihrem Werke zu sprechen. Ihr Biograph wird einmal in Verlegenheit kommen, wenn er an das Kapitel geht: Hofmann als Mensch; es wird ihm nicht gelingen, den Menschen aus dem Bibliothekar herauszuschälen. Daß Sie sich mit Ihrem Werk so identifizierten, daß Sie so mit Ihrem Werke zusammenwuchsen, das ist Ihre und Ihres Werkes Stärke und Schwäche zugleich gewesen, das hat Ihnen persönlich die ungeheure Wucht und Stoßkraft gegeben, aber auch die granitene Härte und Unerbittlichkeit. Man muß es verstehen, daß Sie im Ringen um Ihr Werk – und wer Sie kennt, weiß, daß es immer ein Ringen mit Ihnen selbst gewesen ist – so sein und werden mußten, wie Sie geworden sind, um Sie als Menschen und als Schöpfer Ihres Werkes verstehen zu können. Aber wo Stärke ist, da ist auch allemal Schwäche. Die Feindschaft gegen den Stärkeren wäre ja ganz unrentabel, wenn seine Schwächen ihr nicht immer wieder die Möglichkeit böten, ihre Existenz als berechtigt erscheinen zu lassen.

In dem Ringen mit sich selbst, das in diesem Falle wiederum ein Ringen um die Sache war, haben Sie den Entschluß gefaßt, in einem Alter, in dem andere sich erst zu den letzten Entscheidungen rüsten, die Zügel aus der Hand zu geben, sich auf den geistigen Ausbau Ihres Werkes zu beschränken und sich auf Ihr Amt als Leiter der Städtischen Bücherhallen in Leipzig zurückzuziehen. Sie überlassen es der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, ob sie Trägerin des von Ihnen entwickelten Büche-

reikedankens sein und als solche die Kraft der geistigen Empfängnis für das, was Sie ihr noch bieten können und wollen, bewahren kann.

Darin aber, in dieser Entsagung, die freilich zugleich der Beweis höchsten Vertrauens in Ihr Werk ist, in diesem Verzicht auf jede Macht, die nicht durch geistige Überlegenheit erworben wird – ein Verzicht, der einem „machthungrigen Diktator“ besonders wohl ansteht – liegt ja die Berechtigung dafür, daß wir Sie heute feiern. Sie stehen in der Tat in einer Zäsur Ihres Schaffens. Da ist ein Augenblick der Rückschau und der Vorausschau, ein Augenblick der Besinnung erlaubt.

Daß mir das Rückschauen ansteht, habe ich schon gesagt. Wenn ich diese Schau mit einem Blicke vollziehe, dann sehe ich das Bild eines Kampfes Schulter an Schulter, so eng aneinandergestellt, daß Hiebe, die dem einen galten, auch den anderen trafen, und daß für Hiebe, die der eine austeilte, auch der andere verantwortlich gemacht wurde.

Ich erinnerte Sie an unser Zusammentreffen in Dresden 1908. Wir konnten uns dort im Schweigen finden, weil uns beide die Verzweiflung über die Lage der freien Volksbildung vor die Frage gestellt hatte, was wir denn eigentlich in dieser Angelegenheit noch zu tun hätten. In der allgemeinen Befriedigung darüber, wie herrlich weit wir es auch auf diesem Gebiete gebracht hatten, standen wir beide isoliert, ohne von einander zu wissen, als die Zweifler an allem, als die Überzeugten, daß nur eine völlige Wandlung den Gedanken der freien Volksbildung retten könne. Wir wollten an jenem Abend im Café König nichts voneinander, nicht einmal auf eine Entwicklung unserer Ansichten kam es uns an, wir wollten uns nur der Gewißheit freuen, daß wenigstens ein Mensch außer uns unsere Einsamkeit teilte; die Beruhigung empfinden, daß, wenn wir uns im Kreise der Volksbildner schon für die absolut Verstiegenen halten mußten, wir es doch nicht allein waren; die Befriedigung auskosten, einmal mit einem Gleichgesinnten von der Seele weg lästern zu können. So hat vielleicht das Böse an unserer ersten Begegnung einen ganz geringen Anteil gehabt und gleich damals unsere Zusammenarbeit ein wenig mitbestimmt, wie ja, wenn alle guten Feen ihre Gaben in die Wiege des Neugeborenen legen, stets auch die Böse erscheint, ohne am Ende doch viel ausrichten zu können. Aber so ganz auf das Negative waren unsere Beziehungen von Anfang an doch nicht gerichtet.

Schon im Jahre 1905 hatte ich in einem harmlosen Artikel in der „Concordia“⁴³ auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die der Befriedigung des mehr oder weniger differenzierten Lesers durch eine ihm gemäße Literatur entgegenständen, weil die Erwartungen und die Anforderungen, mit denen der einzelne Leser zumal an die Unterhaltungsliteratur herantrete, so verschieden seien wie die Individualitäten selbst. Und wenn diese Schwierigkeiten bei der wissenschaftlichen Literatur auch nicht genau dieselben seien, so seien sie darum nicht geringer. Und ich sprach es damals schon aus, daß die Kataloge der Volksbüchereien diesen Schwierigkeiten nicht begegneten, indem sie den Leser ratlos ließen und dem Entleiher keine Hilfe böten. Nur eine persönliche individuelle Beratung, zu der aber keine Zeit gegeben wäre und für die auch sonst Voraussetzungen fehlten, könnte hier helfen. Ich überlegte, wie etwa eine solche Beratung durch freiwillige Hilfskräfte erreicht werden könnte. Unter diesen Umständen stellte ich mich auch der Statistik der Volksbüchereien sehr skeptisch gegenüber. Die großen Ausleihziffern

gäben keine Gewißheit darüber, was gelesen worden wäre, noch viel weniger darüber, welche volksbildnerischen Wirkungen von den Büchereien ausgingen. Mehr Vertiefung und weniger Verbreitung tue not. Unter der Begründung, daß es weniger darauf ankomme, daß ein Volk lese, als was es lese, und vor allem, wie es lese, lehnte ich den Kitsch für die Volksbücherei ab und behauptete, daß wir einen Überfluß an guten Büchern hätten, und daß es nur darauf ankäme, sie mit ihren Lesern zusammenzubringen. Es wäre an der Zeit zu fragen, ob die Arbeit unserer Volksbüchereien nicht in dieser Richtung vertieft werden müßte. Und 1906 in meiner Polemik gegen den Verein für Massenverbreitung guter Volksliteratur⁴ lehnte ich die Fiktion des guten Buches als solchen schon ab.

Daß ich mit solchen Ansichten mich mit dem Begründer und Leiter der Bücherhalle in Dresden-Plauen, der schon daran war, in der Praxis zu verwirklichen, was ich Unberufener neben Berufeneren nur theoretisch fordern konnte, sehr schnell finden mußte, ist klar. Und wenn ich nicht irre, sind wir denn auch an jenem Abend in Dresden nicht auseinandergegangen, ohne daß Sie mir für die „Concordia“ einen Bericht über Ihre Dresden-Plauener Arbeit versprochen hatten, der dann auch tatsächlich erschienen ist,⁵ was in der Folge nicht von allen von Ihnen versprochenen Berichten behauptet werden durfte.

Und dann kam das für uns denkwürdige Ostern 1909, an dem Sie meinen Brief mit der Aufforderung zur Mitarbeit am „Volksbildungsarchiv“ erhielten⁶ mit der von Ihnen selbst wiederholt geschilderten Wirkung. Im Unterbewußten hörten Sie damals so etwas wie einen Ruf des Schicksals, Ihre Antwort aber ließ davon nichts ahnen. Diese Antwort ist noch vorhanden.⁷ Sie ist jedenfalls das interessanteste Dokument für die Psychologie Hofmanns durch die Art, in der es seinem Verfasser gerade alle die Eigenschaften auf das entschiedenste abspricht, die sich bei ihm bald in der ausgeprägtesten Form offenbaren sollten. Wenn also Sie, meinem Drängen folgend, den Ruf dann doch annahmen, da war es erstaunlich zu beobachten, wie hier eine Aufgabe ihren Mann gefunden hatte und ihn restlos in ihren Dienst zwang. Sie gehörten von nun an nur noch der Sache, in deren praktischem Dienst Sie freilich auch vorher schon völlig aufgegangen waren, in deren theoretischer Durchbildung Sie aber erst die volle Genüge ihres Wesens finden sollten.

Diese Aufgabe aber erstreckte sich auf ein weiteres Gebiet als das des volkstümlichen Büchereiwesens. Das gesamte freie Volksbildungswesen befand sich damals in einer nur von wenigen erkannten, von vielen bestrittenen Krisis. Ein neuer Geist mußte geweckt, neue Formen mußten für die Arbeit gefunden werden, wenn ihr nicht der berechtigte Vorwurf gemacht werden sollte, sie habe ihre Zeit nicht verstanden und ihren großen Augenblick verpaßt. In dieser Überzeugung gründete ich im Jahre 1909 das „Volksbildungsarchiv“, und es bestand von Anfang an für mich kein Zweifel darüber, daß Sie in ihm die Sache der volkstümlichen Bücherei vertreten mußten. Nicht um die Forderungen zu wiederholen, die von berufenen Männern schon erhoben waren, sondern um hier auf Grund Ihrer Arbeit in Dresden-Plauen die praktische Büchereiarbeit wissenschaftlich zu unterbauen und die Praxis selbst in allen ihren Zweigen auf dem Boden der so gewonnenen Erkenntnisse zu entwickeln und auszubauen.

Diese Aufgabe haben Sie in der Aufsatzreihe „Die Organisation des Ausleihdienstes in der modernen Bildungsbibliothek“ (I. Die Behandlung der Organisation der Ausleihe in der modernen deutschen Bildungsbibliothek, II. Zur Psychologie des Proletariats, III. Die Organisation) in Angriff genommen, die auch heute noch als grundlegend für die praktische Volksbüchereiarbeit betrachtet werden darf. Jahrelang haben Sie im Dienst dieser Aufgabe am „Volksbildungsarchiv“ mitgearbeitet und wesentlich dazu beigetragen, daß die Zeitschrift die ihr zugedachte Stellung im freien Volksbildungswesen sich errang. Wir können dieser Zeiten nicht gedenken, ohne uns der Schwierigkeiten zu erinnern, der gigantischen Rücksichtslosigkeit der Sache, in deren Dienst wir uns gestellt hatten. Wenn die Arbeiten zum Termin nicht fertig werden konnten, weil sie Ihnen über den Kopf wuchsen, und wenn dann, als sie vollendet waren, ihr Umfang sich als viermal so groß erwies, als er berechnet gewesen war, wenn die Hefte des „Volksbildungsarchives“ ihren Umfang vervielfachen mußten, um das Material fassen zu können, dann bedeutete das Schwierigkeiten, Sorgen und Opfer für den Verfasser, den Herausgeber und den Verlag, die man kennen mußte und die man kennen muß, wenn man uns gerecht werden will. Wir beide haben allen Anlaß, an diesem Tag dankbar der Hilfe zu gedenken, die Carl Heymanns Verlag, vor allem in der Person seines damaligen Leiters, Herrn Kreyenberg, und seines jetzigen Leiters, Herrn Kersten, uns geleistet hat. Wir dürfen aber auch erwarten, daß uns ein manchmal vielleicht zu forsches Draufgängertum heute nicht mehr angerechnet, sondern aus unserer Lage in jenen Tagen verstanden werde.

Ich spreche immer von uns, als gälte es einer gemeinsamen Erinnerungsfeier und nicht einer dankbaren Rückschau auf Ihre Leistungen aus Anlaß Ihres fünfzigsten Geburtstages. Es geschieht nicht, um mich an diesem Tage neben Sie stellen, sondern um dadurch um so deutlicher auf Ihre Leistung für das freie Volksbildungswesen hinweisen zu können. Im Grunde hatte ich an der Volksbüchereiarbeit ja nur ein teilweises Interesse, soweit es sich bei ihr eben um ein Teilgebiet des freien Volksbildungswesens überhaupt handelte. Was veranlaßte mich denn, meine neugegründete Zeitschrift durch Sie im Interesse der Volksbücherei aus allen Fugen bringen zu lassen? Doch nur die Erkenntnis, daß in Ihnen der Mann gefunden war, den theoretische Begabung und handwerkliche Zuverlässigkeit zu einem Reformator in der freien Volksbildungsarbeit befähigten; ein Mann, bei dem nie zu befürchten war, daß er über theoretischen Spekulationen die Beziehung zur Praxis verlieren und sich dann schließlich an hohen Forderungen und stolzen Programmen genügen lassen würde, bei dem aber auch keine Gefahr dafür bestand, daß er mit seinen theoretischen Erkenntnissen am Ende vor den Erfordernissen und Schwierigkeiten der Praxis kapitulieren würde. Nein, das Schiff Ihrer Praxis kann nur mit Segeln, geschwellt von der theoretischen Erkenntnis, seine Bahn ziehen.

Wenn darum eine Zeitschrift für die „wissenschaftliche Vertiefung der freien Volksbildungsarbeit“ ins Leben gerufen werden sollte, dann mußten Sie ihr vornehmster Mitarbeiter sein, denn an Ihnen war es, zunächst einmal auf einem Gebiet die Bresche zu schlagen, zu zeigen, wie es gemeint war, an einer Stelle ein Niveau nicht nur zu fordern, sondern auch zu schaffen, das die ganze Bewegung verpflichtete. Daß aber Ihre Arbeit für das ganze freie Volksbildungswesen nicht nur diese indirekte Bedeutung haben sollte, hat sich seitdem längst erwiesen und ist von allen Einsichtigen wiederholt

anerkannt worden. Es läßt sich eben kein Teilgebiet unserer Arbeit mit dieser Gründlichkeit durchforschen und durcharbeiten, ohne daß dabei befruchtende Erkenntnisse für die gesamte Arbeit sich ergeben.

Im Jahre 1914 gründeten Sie die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Der Gedanke, den Sie bisher allein vertreten hatten, sollte nun von einer Organisation getragen werden. Es war ein folgenschwerer Schritt. Bald spürten Sie nun etwas von der Wahrheit des Ibsen-Wortes, daß der Starke am stärksten ist, wenn er allein steht. Die Kämpfe, die Hemmungen, die Mißverständnisse, die wachsende Gegnerschaft der Vorkriegsjahre konnten Sie nicht beirren. Aber die Erfahrungen, die sich immer einstellen, wenn eine Lehre in eine Kirche eingeht, und die nun auch Ihnen nicht erspart blieben, haben Ihnen manche bittere Stunde bereitet. Heute wissen Sie es selbst, heute darf es Ihnen zum mindesten gesagt werden: zu Unrecht.

Ihr Volksbüchereigedanke ist ja nicht eine kulturphilosophische Spekulation. Er ist die praktische Gestaltung der sinnvollen Beziehung zwischen dem Volk und seinem Schrifttum in ihrer gedanklichen Vorwegnahme. Die Zentralstelle als Trägerin und Hüterin dieses Gedankens konnte von Anfang an keine rein geistige Angelegenheit sein. Es war ihr aufgegeben, diesen Gedanken zu vertreten und zu entwickeln, zugleich aber doch auch ihn praktisch zu erfüllen. Ja, darin lag ja eigentlich ihr Sinn und ihre Aufgabe als Organisation. Diese Doppelgestalt der Aufgabe bedeutete nichts anderes als die Notwendigkeit innerer Konflikte. Sie konnten ihr so wenig erspart bleiben, wie Theorie und Praxis sich jemals decken oder eine Idee rein verwirklicht werden kann.

Für Sie lag in dem, was so unvermeidlich gegeben war, eine ständige Quelle der Beunruhigung. Sie hatten den Apparat der volkstümlichen Bücherei zu einem immer vollkommeneren Instrument entwickelt. Hier gestatteten die Mittel innerhalb der Grenzen, die der Technik gesetzt sind, eine möglichst vollkommene Erfüllung des Zweckes. Sie sahen die Grenzen, Sie konnten die Möglichkeiten abschätzen, Sie blieben Herr der Situation. Ein solches Instrument zur Durchführung Ihres Büchereigedankens konnte die Zentralstelle natürlich nicht sein. In Ihnen aber erweckte schon die Tatsache, daß sie berufen war, einen Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen, ein um so beängstigendes Gefühl, als Ihr Einfluß dabei nur neben anderen Kräften eine entscheidende Rolle spielte. Von hier aus leiten sich alle Erfahrungen her, die so schwere Erschütterungen für Sie bedeuteten und Anlaß der wiederholten Versuche waren, die Zentralstelle zu einem immer vollkommeneren Instrument ihrer Aufgabe zu machen. Ihnen aber ist dabei nie ganz wohl geworden. Sie verläßt nie das Bewußtsein, daß auch in ihrer vollkommensten Verkörperung die Idee doch nie ihren reinen Ausdruck finden kann.

Als Sie darum, nachdem im Jahre 1925 die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen im Anschluß an die denkwürdige Feier zur Eröffnung der dritten Bücherhalle in Leipzig in ihrem inneren Ausbau vollendet und durch die Unterstützung der Länder als dauernde Einrichtung gesichert erschien, das Amt eines Geschäftsführers niederlegten und sich nur die Leitung einer als besonderes Institut für Leserkunde ausgebauten Abteilung vorbehielten, da hatte das doch noch einen tieferen Sinn, als er in wohlüberlegten Begründungen dieses Schrittes sich aussprach. Sie konnten und durften Ihre theoretische Forschungsarbeit, Ihre Arbeit an dem Gedanken der volkstüm-

lichen Bücherei, nicht mehr mit der Verantwortung für alles das belasten, was die Zentralstelle nun unternehmen mußte. Indem diese nunmehr in dem Institut für Leserkunde auf der einen und in ihren übrigen Abteilungen auf der anderen Seite für jede ihrer Aufgaben eigene Träger erhielt, konnten Sie sich als Leiter des Instituts ganz der geistigen Aufgabe widmen. Nicht, als ob Sie sich damit von der Zentralstelle losgelöst oder sie gar verleugnet hätten. Es handelte sich um nichts anderes als um die Anerkennung der Tatsache, daß die Zentralstelle als Unternehmen im Dienste der praktischen Büchereiarbeit zwar von der von Ihnen entwickelten Lehre sich leiten lassen muß, aber doch nach eigenen Gesetzen arbeiten und sich entwickeln muß, die nicht die Gesetze sind, die für die Weiterbildung Ihrer Lehre bindend sind. Jedes Unternehmen, das in der Praxis wirken will, hat eine eigene Lebensenergie, die ihm nicht unterbunden werden darf, wenn es nicht vernichtet werden soll, sein eigenes Tempo der Entwicklung, seine eigene Gesetzmäßigkeit. Damit ist aber die Doppelaufgabe der Zentralstelle nicht aufgehoben. Sie bleibt in ihrer Zweieinigkeit bestehen. Die Arbeit des Instituts hat nur einen Sinn als geistiger Wegweiser für die Zentralstelle, wie alles, was diese tut, sich vor den vom Institut aufgestellten Normen rechtfertigen muß. Das Institut muß die Erfahrungen der praktischen Büchereiarbeit dauernd beobachten. Wie es sie verwertet, was es aus ihnen macht, ist Sache seiner wissenschaftlichen Arbeit, die immer unter der Kontrolle der Praxis steht, aber die durch die Praxis nicht bestimmt wird. So kann sich die Zentralstelle für ihre Arbeiten wohl die Richtungen weisen lassen, ihre Straßen aber muß sie sich selber bauen. So allein ist die Gewähr dafür geboten, daß weder das Institut sich in fruchtlose Spekulationen versteigt, noch die Zentralstelle in einen hohlen Betrieb ausartet. Ich glaube, es hat sich schon jetzt erwiesen, daß nur auf diese Weise das Institut und die Zentralstelle in ihrem weiteren Umfange zu ihrer vollen Entfaltung kommen können, wobei ihre organische Verbundenheit ihnen keine Hemmung, sondern vielmehr eine Förderung bedeutet.

Der Zentralstelle ist die Möglichkeit ihrer Ausdehnung nicht beschränkt, denn indem sie niemand für die Lehre verpflichtet, in deren Dienst sie steht, darf sie sich an alle wenden, und alle können sich ihrer Dienste, soweit sie sie glauben brauchen zu können, ohne Gewissensbelastung bedienen.

Das Institut aber kann in der geistigen Auseinandersetzung mit seinen Freunden und seinen Gegnern ganz seiner geistigen Aufgabe dienen, ohne durch büchereipolitische Erwägungen oder gar Maßnahmen, zu denen übrigens die Zentralstelle dann auch keine Veranlassung mehr hat, gestört zu sein.

Je mehr aber die Verbindungen der Zentralstelle in die Breite gehen, je mehr sich ihr praktischer Aufgabenkreis erweitert, um so dringender bedarf sie des Institutes als ihrer geistigen Voraussetzung, und um so weiter reicht die Verpflichtung, aber auch die Verantwortung des Instituts.

In welchem Geiste die Fachschule der Zentralstelle zwischen beiden Aufgaben steht, die sich in ihr gewissermaßen berühren, brauche ich hier nicht weiter auszuführen.

Sie aber als Leiter des Instituts sind der Sorge um die Zentralstelle enthoben. Selbst eine gelegentliche Entgleisung kann sie nicht mehr aus dem Gleichgewicht bringen. Wie wenig Entgleisungen in der Praxis dem Gedanken etwas anhaben können, haben Sie ja zur Genüge erlebt. Daß aber Entgleisungen keine Massenerscheinung werden und

damit doch den Gedanken gefährden, dafür bürgt, auch wenn keine organisatorischen Maßregeln zur Vorbeugung getroffen wären, die Tatsache der Zweieinigkeit der Aufgabe, wie ich es nannte, die Tatsache, daß das Institut ohne die Zentralstelle seinen Sinn verlöre, und daß die Zentralstelle ohne Institut ein hohler Betrieb ohne geistige Führung werden müßte. Das kann sie aber nicht, weil ihre Arbeit völlig auf geistige Wirkungen zielt. Bei dieser Unmöglichkeit einer Loslösung voneinander, bei dieser prädestinierten Unzertrennlichkeit, die in der Schule ihren sichtbaren Ausdruck findet, hat es schon seinen tiefen Sinn, daß Institut und Zentralstelle einander nicht koordiniert sind, sondern daß das Institut als eine Abteilung der Zentralstelle in sie eingebaut ist. Geht die Zentralstelle ein, dann löst sich mit ihr das Institut auf. Stirbt das Institut, dann ist der Zentralstelle das Herz und damit das Leben genommen.

Indem die Entwicklung der Zentralstelle in dieser Richtung zu einem Abschluß gekommen ist, hat damit zugleich eine Epoche Ihrer Lebensarbeit ihr Ende erreicht. Und wenn wir uns gerade an Ihrem fünfzigsten Geburtstage bewußt werden und in einem Rückblick auf die Vergangenheit erkennen, daß es so kommen mußte und daß diese Entwicklung geradezu eine Rechtfertigung Ihrer Lebensarbeit bedeutet, reizt es uns um so mehr, den Blick in die Zukunft zu richten, ob wir voraussehen können, wie die nächste Epoche sich gestalten wird und was für Sie zu wünschen übrigbleibt.

Über eines freilich brauchen wir nicht in Sorge zu sein. Arbeitsreich, wie Ihr Leben gewesen ist, wird es bleiben. Wenn wir uns aber fragen, welcher Erfolg dieser Arbeit beschieden sein wird, dann möchte ich die Antwort nicht in den Zeichen lesen, die uns die Geschichte der neueren Büchereibewegung gegeben hat, sondern sie in den tiefer gegründeten allgemein-menschlichen Erfahrungen suchen, die ich in einem seinem Abend sich zuneigenden Leben machen durfte.

Wo sich ein starker Mensch ganz für eine Sache einsetzt, wo er sich ihr ganz hingibt, wo er in ihr nicht nur seine Lebensaufgabe, sondern, ohne Einschränkung gesagt, seinen Lebensinhalt findet, da bleibt der Erfolg nie aus. Ein solcher Mensch ist immer schöpferisch. Im Schöpferischen allein aber ist der Erfolg gegeben. Im Schöpferischen offenbart sich unter allen Umständen das Göttliche im Menschen. In ihm wirkt er über seine Zeit hinaus. Die Wertung des Geschaffenen, die zeitlich gebunden ist, hat nur nebenher Bedeutung.

Uns bleibt für Sie nichts mehr zu wünschen. Sie wissen, daß ich nie an Ihrem Erfolg gezweifelt habe; nicht etwa deshalb, weil ich an die Sache glaubte – natürlich habe ich auch das getan – sondern weil ich an Sie glaubte, weil ich wußte, daß in Ihnen diese Sache lebendig ist und lebendig bleiben muß, sonst wären Sie nicht mehr Sie. Darum konnten mich auch alle Anfeindungen, die Sie zu erleiden hatten, und die Entgleisungen, durch die Sie sie sich vielleicht gelegentlich verdienten, nicht beirren. In einem Lebenswerk wie dem Ihren sind das keine notwendigen Begleiterscheinungen, aber es sind Begleiterscheinungen, die, wenn sie sich nun einmal einstellen, zuletzt auch der Vollendung des Werkes dienen müssen. Das Böse ist ja im Grunde immer nur ein Mißverständnis.

Sie werden sich darum nicht wundern, wenn ich Ihnen zu Ihrem fünfzigsten Geburtstage nicht nur wünsche, daß die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwes-

sen das werde, was ihr Name aussagt, sondern wenn ich Ihnen sage, daß sie es werden wird. Die Logik der Tatsachen drängt sie dazu, und ihr muß am Ende auch der gute Wille der Menschen folgen. Sie sind der Pionier dieser Entwicklung gewesen. Damit haben Sie aber auch der freien Volksbildungsarbeit überhaupt ihre Bahn vorgezeichnet. Die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen ist der Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung organisch verbunden. Es kann gar nicht anders sein, und es darf nicht anders sein. Die freie Volksbildungsbewegung kann geistiger Mittel- und Schwerpunkte nicht entraten, in denen sich ihr Geist, ihr Wille und ihre Macht vereinigen. Das haben Sie für das volkstümliche Büchereiwesen erkannt, und das ist der Gedanke der Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung. Wir alle haben uns mit reinem Willen in diesen Dienst zu stellen. Als Ältester grüße ich alle, die nach mir kamen, und heute vor allem Sie als einen ihrer berufensten Führer.

Ihr
R.v.Erdberg

3.2 Walter Hofmann zum Tod von Robert von Erdberg⁸

Robert von Erdberg zum Gedächtnis

† 3. April 1929

Der deutschen Volksbildungsbewegung der letzten zehn Jahre fehlt es nicht an glänzenden Köpfen, an machtvollen Rednern, an leidenschaftlichen Missionaren, an hervorragenden Methodikern, an kraftvollen Organisatoren. Robert von Erdberg konnte keines dieser Epitheta für sich in Anspruch nehmen. Und doch war er die überragende Gestalt der deutschen Volksbildungsbewegung, von ihren Besten freiwillig als Führer anerkannt, niemals freilich sich als Führer gerierend. Heute dürfen wir aussprechen, was ihn, den zurückhaltenden, sich schwer erschließenden, so ganz und gar nicht „gewinnenden“ Mann zum Haupte dieses Kreises machte.

Robert von Erdberg, der Deutsch-Balte, war das, was in Deutschland so außerordentlich selten geworden ist, was wir Volksbildner vor allem sein sollten und doch so selten sind, – ein in sich selbst ruhender, ein geformter, ein gebildeter Mensch. Von seiner eigenen Bildung aus hatte er Zugang zu allem, was gebildet und geformt war. Alles andere als ein Polyhistor, lebte er in weiten geistigen Räumen: die Strenge einer wissenschaftlichen Untersuchung konnte ihm ebenso zur Freude werden wie die Schönheit einer mittelalterlichen Plastik, von hoher Dichtung war er ebenso ergriffen wie von großer Musik. Aber, Geistesbruder und Verehrer Lagardes, erbebt er vor dem „widerlichen Bildungsschleim“, den er über Deutschland liegen sah, und war beglückt, wenn er in einem schlichten Werkmann hinter der Hobelbank oder hinter der Pflugschar noch einen der wenig wahrhaft Gebildeten in Deutschland entdecken konnte.

Robert von Erdberg, weil selbst vom Kern seines Wesens aus gebildet, war der Mensch unerschütterlicher Klarheit in allen zentralen Fragen des Bildungslebens und der Bil-

dungsarbeit. An den peripheren Fragen meist wenig interessiert, war er der Mann unseres Kreises, der in den verworrensten Situationen und Diskussionen ruhig und sicher zu den Fundamenten unseres Tuns zurückführte und von hier aus das Schiefgewordene wieder gerade rückte und das Schwankendgewordene befestigte.

Robert von Erdberg war der Mensch des Gewissens, der Verantwortung, der Treue. Nach Herkommen, Blut und persönlicher Lebensform kein „Sohn des Volkes“, innerlichst verbunden mit den besten Kräften und den edelsten Erscheinungen der abendländischen Kultur, ging er, nicht patronisierend, sondern mit seiner ganzen Lebensarbeit und Existenz, Jahrzehnte vor der Revolution, in die soziale Arbeit, insbesondere in die Volksbildungsarbeit hinein. Und von den Menschen seines ursprünglichen gesellschaftlichen Kreises unverstanden, blieb er, viele Jahre lang, auf dem gewählten Arbeitsfelde der Sonderling, dessen Kritik und dessen sachliche Forderungen man belächelte, wenn man sie nicht mit Empörung zurückwies. In heute kaum mehr vorstellbarer Isolierung, schwer bedrückt, aber unbeirrt, sich selbst, seinem Leitbild, der Sache treu ist er seinen Weg gegangen, um endlich, im sechsten Jahrzehnt seines Lebens, sich zu seiner eigenen Überraschung als Mittelpunkt eines großen, ständig wachsenden Kreises, als verehrter Führer der jüngeren Generation zu finden.

Robert von Erdberg war ein innerlich freier Mensch, der freieste unter uns allen. Er, der Mann der exklusiven Herkunft und der beherrschten Form, war in der Beurteilung sachlicher und menschlicher Werte, in dem Sichbekennen zu diesen Werten, ganz gleich, wo sie wuchsen, von einer selbstverständlichen, ihm selbst kaum bewußten Kühnheit. In einer Zeit, da das Wort von der freien Bahn für den Tüchtigen noch nicht erfunden war, berief er als Hauptmitarbeiter an die Zeitschrift, die er zur wissenschaftlichen Vertiefung der Volksbildung begründete, einen Mann, der noch wenige Jahre vorher hinter dem Werktisch des Handwerkers gestanden hatte und der auch nicht die bescheidenste papierne Qualifikation aufweisen konnte. Als es zehn Jahre später galt, den Geschäftsführer für eine Spitzenorganisation der deutschen Volksbundsverbände zu wählen, da entschied er sich, zum Entsetzen aller Alten und Erfahrenen, für einen blutjungen, vollständig unbekanntem, von ihm aber erkannten Menschen.⁹ Und nie war er bewegter als dann, wenn er irgendwo im Lande einen bescheidenen Dorfschullehrer entdeckt hatte, der aus eigenem Instinkt Volksbildungsarbeit im echten Sinne leistete.

Robert von Erdberg war ein selbstloser Mensch. Er wollte für sich nichts. Die Jagd oder auch nur das Schielen nach Ehren, Würden und den ersten Plätzen war ihm vollständig fremd. Wenn seine Freunde ihm einmal bei dieser oder jener sachlichen Einzelentscheidung glaubten nicht folgen zu können, oder wenn er glaubte, den Entschlüssen oder Maßnahmen seiner Freunde und Mitarbeiter entgegenzutreten zu müssen, so entstanden doch niemals Bitterkeiten, weil die von allen gefühlte Lauterkeit und Selbstlosigkeit seines Wesens jede Trübung oder gar Vergiftung der Atmosphäre unmöglich machte.

Niemals stand ein Mann mit größerer Berechtigung an einem Platze hoher Verantwortung als Robert von Erdberg an der Spitze der deutschen Volksbildungsbewegung. Niemals war ein Mann mit größerem Rechte Führer als Robert von Erdberg, dem jedes Führenwollen fehlte und dem jede Führergeste fremd war. Der Platz, von dem er gegangen ist, wird unbesetzt bleiben.

4. Anmerkungen

Anmerkungen zur Einleitung

1. Vgl. beispielsweise die vom Deutschen Institut für Erwachsenenbildung herausgegebene Reihe „Dokumentationen zur Geschichte der Erwachsenenbildung“, in der die meisten Quellenbände erschienen sind.
2. Vgl. J. Henningsen: *Autobiographie und Erziehungswissenschaft*. Essen 1981, S. 11ff.
3. Wenn autobiographische Zeugnisse vorliegen, so zumeist in einer kondensierten Kurzform wie z.B. die ‚Bemerkungen zu einer Selbstdarstellung‘ von Adolf Reichwein (Adolf Reichwein. Ein Lebensbild aus Briefen und Dokumenten. München 1974, S. 253-262), ‚Mein Weg. Ein Dokument‘ von Heiner Lotze (Freie Volksbildung 2 [1927], S. 33-43) oder ‚Aus den Erinnerungen eines alten Kölner Volksbildners‘ von Paul Honigsheim (Orientierung in der Moderne. Bad Heilbrunn 1991, S. 316-329). Ausnahmen stellen u.a. die veröffentlichten Autobiographien von Wilhelm Flitner (Lebenserinnerungen 1889-1945. Paderborn 1986), Reinhard Buchwald (Miterlebte Geschichte. Lebenserinnerungen 1884-1930. Köln u.a. 1992) und Emil Blum (Als wäre es gestern gewesen. Zürich 1973) sowie die unveröffentlichte Autobiographie von Eduard Weitsch dar.
4. Das Walter Hofmann-Archiv (im folgenden WHA) ist Teil der Fachhochschule für Bibliothekswesen in Stuttgart.
5. Der Anmerkungsapparat ist so strukturiert, daß sich zusätzliche Informationen zu bestimmten Personen und Institutionen vor allem auf ihre volksbildnerische Bedeutung und Wirkung beziehen. Was die Überschriften der einzelnen (Teil-)Kapitel betrifft, so sind nur die Überschriften von Kapitel 1 Originalüberschriften Walter Hofmanns, die Überschriften der anderen Kapitel stammen vom Herausgeber.
6. W. Hofmann: *Der Wille zum Werk. Erinnerungen eines Volksbibliothekars*. Villingen 1967, S. 331f.
7. Vgl. u.a. J. Henningsen: *Zur Theorie der Volksbildung*. Berlin-Köln 1959; H. Dräger: *Verdienst und Scheitern des Volkslehrers Johannes Tews*. In: J. Tews: *Geistespflege in der Volksgemeinschaft*. Stuttgart 1981, S. 6-82; H.-H. Schepp u.a.: *Zum Demokratieverständnis der ‚Neuen Richtung.‘* Frankfurt 1988.
8. Vgl. H.-J. Kuhlmann: *Anfänge des Richtungsstreites*. Reutlingen 1961; T. Süle: *Bücherei und Ideologie*. Köln 1972; F. Marwinski: *Die Freie öffentliche Bibliothek Dresden-Plauen und Walter Hofmann*. Leipzig 1983; F. Laack: *Das Zwischenspiel freier Erwachsenenbildung*. Bad Heilbrunn 1984, S. 486-494; U. Günther: *Walter Hofmann*. In: G. Wolgast/J.H. Knoll (Hrsg.): *Biographisches Handwörterbuch der Erwachsenenbildung*. Stuttgart-Bonn 1986, S. 170-171. Derzeit arbeitet J. Keller-Schmidt (Universität Trier) an einer Dissertation über Walter Hofmann.
9. Die umfassendste Skizze stammt nach wie vor von W. Picht: *Robert von Erdberg*. In: Ders.: *Das Schicksal der Volksbildung in Deutschland*. Braunschweig u.a. 1950, S. 257-274. Vgl. daneben auch A. Mann: *Robert von Erdberg †*. In: *Blätter der Volkshochschule Breslau* 7 (1928/29), H.8/13, S. 113-116; Laack, *Das Zwischenspiel*, S. 573-586; I. Wirth: *Robert von Erdberg-Krczenciewski*. In: *Wolgast/Knoll, Biographisches Handwörterbuch*, S. 94-96; Jo-

sef Olbrich: Robert von Erdberg und das Freie Volksbildungswesen. In: B. Schmoltdt (Hrsg.): Pädagogen in Berlin. Hohengehren 1991, S. 273-290.

10. Über seine Jugend gibt Hofmann selbst einen ausführlichen Bericht im ersten Band seiner Autobiographie ‚Mit Grabstichel und Feder. Geschichte einer Jugend.‘ Berlin 1947.
11. Ida Bienert war die Gattin von Erwin Bienert (1859-1930), einem der reichsten Männer Sachsens. Ihm gehörte die bereits von seinem Vater auf den modernsten Stand der Technik gebrachte Hofmühle, die mit den ihr angeschlossenen Anstalten – Ölfabrik, Raffinerie, Bäckerei, Gasanstalt und Wasserwerk – zu den Großbetrieben Dresdens gehörte. Um die Jahrhundertwende hatte das Unternehmen knapp 300 Mitarbeiter und war mit seinem Pensions- und Unterstützungsfonds, der Krankenkassen- und Wöchnerinnenstiftung, der Sparkasse und Fabrikküche sowie dem Arbeiterausschuß ein Musterbeispiel sozialengagierten Fabrikpatriarchatentums. Ida Bienert beschäftigte sich neben ihrer Tätigkeit als Kunstförderin vor allem mit sozialreformerischen und frauenpolitischen Fragestellungen. Vgl. Marwinski, Freie öffentliche Bibliothek, S. 7ff.
12. Die Jenaer Lesehalle galt als eine der Mustereinrichtungen der Bücherhallenbewegung, die – angeregt durch anglo-amerikanische Vorbilder – in Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts zum Ausbau und zur Professionalisierung der Volksbibliotheken alten Typs führte. Im Vordergrund der Bestrebungen standen die systematische Verbesserung des Bücherschatzes, die Kombination von Ausleihe und angeschlossener Lesehalle sowie die Hauptamtlichkeit der Bibliotheksleitung.
13. Vgl. u.a. ‚Ausleihbibliothek oder Lesehalle?‘ In: Kunstwart 21 (1907-08), H.5, S. 337-341 und ‚Zur Reform des Volksbibliothekwesens.‘ In: Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften 4 (1908), S. 147-151 und 164-167. Ein Gesamtverzeichnis der Hofmannschen Schriften findet sich in H.E. Hofmann (Hrsg.): Walter Hofmann 1879-1952. (Biobibliographien; 2.) Berlin 1976.
14. Vgl. ‚Das bedingte Lesegeld.‘ In: Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen 11 (1910), S. 169-172.
15. Zum Leserbeirat vgl. Marwinski, Freie öffentliche Bibliothek, S. 58ff. und W. Hofmann (Hrsg.): Von der Arbeit des Leserbeirates der Freien öffentlichen Bibliothek Dresden-Plauen 1909-1914. Dresden-Plauen 1914.
16. Vgl. beispielsweise ‚Die Organisation der Freien öffentlichen Bibliothek Dresden-Plauen.‘ In: Concordia 16 (1909), S. 301-305 und 326-328.
17. Vgl. die ‚Berechnung des in Dresden vorhandenen Bedürfnisses nach allgemeinen öffentlichen Bibliotheken und Unterlagen zur Beurteilung des Finanzplanes der projektierten städtischen Zentralbibliothek mit vier Filialen.‘ Dresden-Plauen o.J. [1908].
18. Vgl. W. Hofmann: Die Dresdner Volksbibliotheken. In: Volksbildungsarchiv 1 (1910), S. 133-138, und R. Brunn: Offener Brief an das Volksbildungsarchiv. In: Ebda., S. 241-246.
19. August Scherl (1849-1921), Sohn eines Berliner Kolportage-Buchverlegers, gelang erst nach verschiedenen beruflichen Pleiten mit der Herausgabe des ‚Berliner Lokal-Anzeigers‘ im Jahre 1883 der große Durchbruch. Der erst wöchentlich, dann zweimal täglich herausgegebene ‚Lokal-Anzeiger‘ finanzierte sich über einen großen Annonceteil und wurde nach den neuesten Produktionsmethoden hergestellt. 2000 Boten brachten jedem Berliner, der im Berliner Adreßbuch stand, die Zeitung gegen eine monatliche Zustellgebühr kostenlos ins Haus. Nach und nach deckte Scherl mit weiteren neugegründeten Zeitschriften (u.a. ‚Die

- Woche“ und „Der Tag“) bzw. durch den Zukauf bereits etablierter Zeitschriften (u.a. „Praktischer Wegweiser“, „Sport im Bild“ und die „Gartenlaube“) zusätzliche Lesersegmente ab. Daneben versuchte er sich auch als Förderer der Technik (Motorfliegerei, Schnellbahn-System) und der allgemeinen Wohlfahrt (Theater, Emporlesebibliothek). Zu Scherl und seinen Aktivitäten vgl. H. Erman: August Scherl. Berlin 1954; K. Koszyk: Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Teil II. Berlin 1966, S. 290ff., und B. Treude: August Hugo Friedrich Scherl (1849-1921). In: H.-D. Fischer (Hrsg.): Deutsche Presseverleger des 18. bis 20. Jahrhunderts. Pullach 1975, S. 232-239.
20. Zu den entsprechenden Literaturverweisen vgl. Kap. 1.2.
 21. Es handelte sich um die ‚Merkmale zum volkstümlichen Bibliothekswesen‘ sowie um seine Rezension des allseits gepriesenen Buches von Paul Ladewig über die ‚Politik der Bücherei‘ im Zentralblatt für Volksbildungswesen (12 [1912], S. 121-135 und 161-171).
 22. Eine minutiöse Schilderung dieser zunehmend konfliktiven Entwicklung findet sich bei Kuhlmann, Richtungsstreit, S. 52ff.
 23. Vgl. Volksbildungsarchiv 3 (1913), S. 648-661.
 24. Vgl. u.a. E. Sulz: Die neue Richtung. Eine prinzipielle Auseinandersetzung. In: Zentralblatt für Volksbildungswesen 13 (1913), S. 175-189, und ‚Fortschritt und Reaktion in der Deutschen Bücherhallenbewegung.‘ In: E. Ackerknecht/G. Fritz (Hrsg.): Büchereifragen. Aufsätze zur Bildungsaufgabe und Organisation der modernen Bücherei. Berlin 1914, S. 1-22, sowie W. Hofmann: Das Buch, die Bücherei, das Volk und die Jugend. In: Volksbildungsarchiv 5 (1917), S. 100-116.
 25. Die Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen zu Leipzig. Leipzig 21917, S. 18.
 26. Vgl. dazu auch ‚Die deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen.‘ Leipzig 1924, und E. Boese: Walter Hofmanns ‚Institut für Leser- und Schrifttumskunde‘ 1926-1937. In: Bibliothek 5 (1981), H.1, S. 3-23. Eine der wichtigsten Arbeiten Hofmanns, die aus dem Institut hervorgegangen sind, ist seine 1931 veröffentlichte Studie über ‚Die Lektüre der Frau,‘ aufgrund derer er im gleichen Jahr die Ehrendoktorwürde der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig erhielt.
 27. So u.a. ‚Grenzen der Volksbildungsarbeit.‘ In: Volksbildungsarchiv 7 (1920), S. 81-99, ‚Gestaltende Volksbildung.‘ In: Archiv für Erwachsenenbildung 2 (1925), S. 21-31 und ‚Menschenbildung, Volksbildung, Arbeiterbildung in der volkstümlichen Bücherei.‘ In: Archiv für Erwachsenenbildung 2 (1925), S. 65-104.
 28. Vgl. ‚Volksbildung, Volksbücherei, Volkswerdung. Leitsätze.‘ In: Hefte für Büchereiwesen 16 (1932/33), S. 337-350.
 29. Vgl. Hofmanns biographische Notizen von 1947 im WHA Kasette 42, Mappe 1, Nr. 12, sowie die ‚Daten zum Leben und Werk Walter Hofmanns.‘ In: W. Hofmann: Buch und Volk. Köln 1951, S. 425.
 30. Vgl. Erdbergs Tagebucheintragen aus dieser Zeit in Picht, Schicksal der Volksbildung, S. 257f.
 31. Vgl. ‚Friedrich Flender. Historisches Drama aus Siegens Vergangenheit.‘ Siegen 1893, und ‚Ein heiliger Abend. Volksstück in 2 Bildern.‘ Bremen 1893.

32. Die Zentralstelle war 1891 auf Anregung des Preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe gegründet worden und sollte 1. der Sammlung von Materialien bzw. der Auskunfts-erteilung über Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, 2. der Bekanntmachung vorbildlicher Einrichtungen auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege durch Ausstellungen, Veröffentlichungen und der Herausgabe einer eigenen Zeitschrift („Concordia“) sowie 3. der Beratung von Behörden, Vereinen und Unternehmen bei der Gründung von Baugenossenschaften, Hilfs- und Pensionskassen, Fabrikbibliotheken, Lesezimmern, Jugendclubs etc. dienen. Außerdem wurden auf jährlichen Konferenzen zentrale Fragen der Wohlfahrtspflege behandelt sowie Interessierten die Gelegenheit gegeben, auf Informationsreisen Mustereinrichtungen des In- und Auslandes kennenzulernen. Neben der Förderung der Volksbildung engagierte sich die Zentralstelle vor allem auf dem Gebiet des Arbeiterwohnungswesens (Spar- und Bauvereine), der Jugend- und der Gesundheitspflege. Zur Entstehung und dem Arbeitsumfang der Zentralstelle vgl. R. v. Erdberg: Die Wohlfahrtspflege. Eine sozialwissenschaftliche Studie. Jena 1903, S. 36ff., und ‚Der Zentralstelle für Volkswohlfahrt zu ihrem fünfund-zwanzigjährigen Bestehen.‘ Berlin 1917.
33. Vgl. die Erfahrungsberichte Erdbergs in der ‚Concordia‘ über ‚Führungen von Arbeitern durch die Königlichen Museen in Berlin‘ (Concordia 4 [1897], S. 171-172) und ‚Aus der praktischen Tätigkeit der Zentralstelle (Concordia 5 [1898], S. 185-187). Diese organisierende Tätigkeit und praktische Mitarbeit wurde von Erdberg in der periodisierenden Rückschau auf die Entwicklung der deutschen Volksbildungsbewegung allerdings sehr kritisch beleuchtet. Vgl. ‚Fünfzig Jahre Freies Volksbildungswesen.‘ Berlin 1924, S. 33.
34. Eine Bibliographie der Schriften und Aufsätze Erdbergs findet sich in Picht, Schicksal der Volksbildung, S. 267ff.
35. Vgl. beispielsweise Erdbergs Beiträge in den beiden Konferenzberichten der Zentralstelle über ‚Die Erziehung des Volkes auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft.‘ Berlin 1900, und ‚Die Museen als Volksbildungsstätten.‘ Berlin 1904.
36. Der Berliner Spar- und Bauverein war im Jahre 1891 gegründet worden und entwickelte sich rasch zu einem mitgliederstarken Verein zur Förderung des genossenschaftlichen Wohnungswesens. Über die Bereitstellung billigen Wohnraums hinaus versuchte der Verein unter Federführung der Zentralstelle, die Wohnblöcke auch unter sozialpolitischen Gesichtspunkten zu gestalten: einerseits durch die Errichtung von Volksheimen, Bibliotheken, Kindergärten und Handarbeitskursen, andererseits durch die Beteiligung der Einwohnerschaft an Volkskonzerten, Museumsführungen und volkstümlichen Hochschulkursen. Die enge Verbindung der Zentralstelle zum Spar- und Bauverein wurde auch durch das persönliche Engagement von Zentralstellenmitarbeitern gewährleistet, die als Mitglieder im Aufsichtsrat, als Geschäftsführer der angeschlossenen Konsumgenossenschaften oder als Mieter in den Häusern des Vereins für zahlreiche persönlich-fachliche Überschneidungen sorgten.
37. Vgl. ‚Settlements.‘ In: Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Bd. 7. Jena 1911, S. 483f.
38. Erdberg, Zentralstelle für Volkswohlfahrt, S. 38.
39. Vgl. den großen Bericht von Erdberg über ‚Das Programm der Wohlfahrtspflege.‘ In: Concordia 14 (1907), S. 369-372 und 397-401 sowie ‚Das Programm der Wohlfahrtspflege.‘ (Schriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, N.F., H.1). Berlin 1908.
40. R.v.Erdberg: Die heutigen Aufgaben der Wohlfahrtspflege und ihre Durchführung. In: Programm der Wohlfahrtspflege, S. 30.
41. Erdberg, Programm der Wohlfahrtspflege, S. 372.

42. Ebda.
43. Ebda.
44. Erdberg, Die heutigen Aufgaben, S. 31.
45. In einer Würdigung zu Erdbergs 60. Geburtstag schreibt August Pieper: „Wir erinnern uns noch des Tages, da er [Erdberg, W.S.] zum ersten Male in einer Ausschußsitzung der Zentralstelle für Volkswohlfahrt seine Gedanken und Pläne vortrug. Niemand hat damals herzlicher als Prof. Hitzte ihm zugestimmt und für ihn sich eingesetzt“ (A. Pieper: Dr. Robert von Erdberg. In: Führerkorrespondenz 39 [1926], S. 187). Und in seinem Dankeschreiben an Pieper erläutert Erdberg: „Sie sind ja der einzige, der meinen ersten Anlauf zu einer Reform der freien Volksbildungsarbeit schon miterlebt hat, und Sie wissen, wie lähmend die absolute Gleichgültigkeit der Stelle (Zentralstelle für Volkswohlfahrt), von der ich vielleicht Förderung und Unterstützung hätte erwarten dürfen, auf mich wirken mußte [...] Hitztes und Ihre aufmunternden Worte waren ja, zumal seit dem Ausscheiden des Geheimrates Dr. Post, das einzige, was mir immer wieder Mut gab“ (abgedruckt in: A. Pieper: Dr. Robert von Erdberg. In: Führerkorrespondenz 42 [1929], S. 115).
46. Vgl. den großen ‚Vorbericht‘ in: Die Anbahnung und Pflege von Beziehungen zwischen den verschiedenen Volkskreisen (Volksheime). Berlin 1907, S. 1-90, sowie den Handwörterbuchartikel über ‚Settlements‘ (Anm. 36).
47. Vgl. ‚Die dritte Informationsreise der Zentralstelle für Volkswohlfahrt.‘ In: Concordia 16 (1909), S. 437-441, 460-463, 485-492 und 509-520.
48. Wie wichtig Erdberg die Erkenntnisse und Erfahrungen waren, die er auf dieser Reise machte, zeigt auch die Aufnahme einer überarbeiteten Fassung des Concordia-Berichts in seine Aufsatzsammlung ‚Freies Volksbildungswesen,‘ die er 1919 veröffentlichte. Zur Bedeutung dieser Reise für die Ausformulierung wesentlicher Topoi der Neuen Richtung vgl. auch Olbrich, Robert von Erdberg, S. 280f., der seinen Interpretationen allerdings nicht den Originalbericht in der „Concordia“, sondern die nachträglich bearbeitete Fassung von 1919 zugrunde legt.
49. ‚Der Rhein-Mainische Verband für Volksbildung und seine Volksakademie.‘ In: Concordia 15 (1908), S. 227.
50. ‚Zur Einführung.‘ In: Volksbildungsarchiv 1 (1910), S. 1f.
51. Ebda., S. 2f.
52. Unter den Mitarbeitern waren u.a. Paul Natorp, Rudolf Eucken und Max Frischeisen-Köhler.
53. Vgl. dazu auch die Briefe Erdbergs vom 22.3.1910, 23.3.1910, 29.3.1910, 6.3.1913, 9.4.1913 und 5.1.1915 sowie die Briefe Hofmanns vom 24.3.1910, 7.3.1913 und 14.1.1915.
54. Ab 1924 wurden beide Zeitschriften fusioniert und als „Archiv für Erwachsenenbildung. Organ des Hohenrodter Bundes“ unter der Leitung Erdbergs und Pichts herausgegeben. Ab 1926 wurde die Zeitschrift dann unter dem Titel „Freie Volksbildung. Neue Folge des Archivs für Erwachsenenbildung“ von Erdberg, Franz Angermann und Eduard Weitsch fortgeführt.
55. Einige dieser Arbeiten sind ‚Die Erziehung zur bildenden Kunst im Rahmen der Volkshochschule.‘ In: Die Arbeitsgemeinschaft 1 (1920), S. 14-21 und 44-49; ‚Vom Bildungsverein zur Volkshochschule.‘ In: Die Arbeitsgemeinschaft 2 (1921), S. 73-94; ‚Die offizielle Stellung

- der freien Volksbildung.' In: Freie Volksbildung 1 (1926), S. 39-55; ‚Zur Organisation der Freien Volksbildung.' In: Freie Volksbildung 2 (1927), S. 320-335.
56. U.a. sind folgende Titel in der Reihe vertreten: P. Tillich: Masse und Geist. Berlin 1922; R.v.Erdberg: Fünfzig Jahre Freies Volksbildungswesen. Ein Beitrag zur Geschichte der Volksbildungsbewegung. Berlin 1924; W. Flitner: Die Abendvolkshochschule. Berlin 1924; Heimat. Beiträge von der zweiten Hohenrodter Tagung. Berlin 1925; A. Lampa: Kritisches zur Volksbildung. Berlin 1927.
 57. Die Deutsche Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung wurde 1927 zur Aus- und Weiterbildung von Volksbildnern, zur Propagierung des Volksbildungsgedankens und zur Förderung der volksbildnerischen Forschung gegründet. Leiter der Schule war Fritz Laack (vgl. auch Kap. 1.4, Anm. 30).
 58. ‚Stand der Erwachsenenbildung in Deutschland.' In: Jahrbuch für Erwachsenenbildung 2 (1930), S. 27.
 59. Ebda.
 60. Vgl. beispielsweise ‚Die Verbreitung guten Lesestoffs.' In: Concordia 12 (1905), S. 307-307; ‚Volksbibliotheken und Lesehallen.' In: Concordia 15 (1908), S. 184-185 und 230; ‚Bekämpfung der Schundliteratur mit einer Zusammenstellung der bisher getroffenen Maßnahmen.' Berlin 1911; ‚Erziehung zum Lesen.' In: Concordia 20 (1913), S. 277-282.
 61. Concordia 12 (1905), S. 306.
 62. Ebda.
 63. Vgl. beispielsweise die Briefe Erdbergs vom 13.4.1910, 20.3.1911 und 22.7.1913.
 64. Vgl. ‚Mit Grabstichel und Feder. Geschichte einer Jugend.' Berlin 1947.
 65. Hofmanns Frau hat das Manuskript noch einmal korrigiert. Vgl. Kassette Nr. 43 im WHA mit der Bezeichnung ‚Der Wille zum Werk. Von Elise Hofmann-Bosse durchgesehenes, endgültiges Manuskript, August 1952. Ur-Manuskript mit ursprünglicher Einteilung der 12 Bücher.'
 66. Vgl. ‚Der Wille zum Werk. Erinnerungen eines Volksbibliothekars.' Villingen 1967, mit den Vorbemerkungen von Hans E. Hofmann zur Entstehungsgeschichte der Veröffentlichung.
 67. Die zwölf Bücher des Manuskripts hatten folgende Gliederung:
 - I Stätte der Begegnung (Bücher 1-8)
 - Schwieriger Beginn
 - Hilfe in Not
 - Stätte der Begegnung
 - Auf dem Weg zum Arbeiter
 - Der Arbeiterbeirat
 - Um Buch und Volk
 - Im Rausche des Ordens
 - Der Sündenfall
 - II Kampf und Freundschaft (Bücher 9-12)
 - Denkwürdige Begegnung
 - Narrenspiel der Volksbildung
 - Der große Auftrag
 - Freundschaft

68. Die Briefe bzw. Kopien der Briefe befinden sich alle im WHA, Kassetten Nr. 32, Mappen 2-7, und Nr. 33, Mappen 1-6.
69. Vgl. beispielsweise Kap. 1.2, Anm. 31 und 39.
70. Auf Grund des schlechten Erhaltungszustandes liegen die Quellen nicht im Originalabdruck, sondern als Abschrift vor. Dabei sind die handschriftlichen, in Sütterlin verfaßten Briefe in lateinischer Schrift wiedergegeben worden. Mein besonderer Dank gilt an dieser Stelle Frau Dr. Mauck, die mir bei der Übertragung der Briefe sehr behilflich war.

Anmerkungen zu Kapitel 1.1

1. Dieses Kapitel entspricht dem 9. Buch der Hofmannschen Berufserinnerungen.
2. Heinrich Wilhelm Gottfried Waldeyer-Hartz (1836-1921), seit 1883 führender Anatom und Begründer der Neuronenlehre an der Berliner Universität, war einer der Mitbegründer der volkstümlichen Hochschulkurse in Berlin.
3. Walther Lotz (1865-1941), Schüler Lujo Brentanos und seit 1893 Professor für Volkswirtschaftslehre an der Münchner Universität, war als sozialpolitisch engagierter Wissenschaftler langjähriger Vorsitzender des Münchner Volkshochschulvereins.
4. Rudolf Eucken (1846-1926), seit 1874 Professor für Philosophie in Jena, war u.a. Mitglied des Ausschusses für Volksvorlesungen und Volksunterhaltungen der Zeiß-Stiftung.
5. Paul Natorp (1854-1924), einer der Hauptvertreter der Marburger Schule des Neukantianismus und Begründer einer normativ-philosophisch begründeten Sozialpädagogik, setzte sich in den 1890er Jahren für die Einführung der Universitätsausdehnungsbewegung in Deutschland ein und forderte bereits um die Jahrhundertwende eine wissenschaftliche Fundierung der Volksbildungsarbeit. 1918 gründet er in Berlin die Deutsche Gesellschaft für Volkshochschulwesen zur Erforschung der Volkshochschulfrage auf streng wissenschaftlicher Grundlage.
6. Richard von Wettstein (1863-1931), als führender Vertreter der phylogenetisch orientierten Pflanzensystematik Professor in Prag und Wien, war einer der Mitbegründer des Wiener Volksheims.
7. Ludo Moritz Hartmann (1865-1924), Privatdozent für römische und mittelalterliche Geschichte, engagierte sich seit 1890 im Wiener Volksbildungsverein, initiierte die volkstümlichen Universitätsvorträge in Wien (1895), war Mitbegründer der Vereinigung österreichischer Hochschuldozenten (1899) und stellte die treibende Kraft bei der Gründung des Volksheims Ottakring dar, der bedeutendsten Einrichtung der Wiener Volksbildung, die mit ihren Fachgruppen und Laboratorien wissenschaftliche Laienbetätigung auf hohem Niveau ermöglichte. Zu Hartmann vgl. W. Filla u.a. (Hrsg.): Aufklärer und Organisator. Der Wissenschaftler, Volksbildner und Politiker Ludo Moritz Hartmann. Wien 1992.
8. Moritz Hartmann (1821-1872), politischer Lyriker, Publizist und radikaler Demokrat, war Mitglied der Deutschen Nationalversammlung von 1848 auf der äußersten Linken, beteiligte sich an der Wiener Revolution und am Badischen Aufstand und wurde nach einem längeren Auslandsaufenthalt 1868 Feuilletonredakteur in Wien.
9. Zur Wiener Volksbildung der Jahrhundertwende vgl. M.R. Vogel: Volksbildung im ausgehenden 19. Jahrhundert. Stuttgart 1959.

10. Anton Lampa (1868-1938), Ordinarius für Physik in Prag und Wien, war seit den 1890er Jahren als Popularisator naturwissenschaftlicher Kenntnisse auf dem Gebiet der Volksbildung tätig, baute das physikalische Laboratorium des Wiener Volksheims auf und war Herausgeber des 1901 gegründeten „Zentralblattes für Volksbildungswesen“, das führende Organ der deutschen Universitätsausdehnungsbewegung.
11. Die promovierte Botanikerin Emma Lampa, Frau von Anton Lampa, leitete die Kinderlesehalle und den Büchereiausschuß des Volksheims Ottakring.
12. Vgl. Einleitung, Anm. 32.
13. Der seit 1890 amtierende Minister für Handel und Gewerbe v. Berlepsch versuchte, die kompensatorische Sozialversicherungspolitik Bismarcks zugunsten einer präventionsorientierten Arbeiterschutzpolitik aufzuheben. Die Gründung der Zentralstelle war ein Element innerhalb dieses ‚Neuen Kurses‘ sozialpolitischer Intervention.
14. Werner Picht (1887-1965), seit 1919 Volkshochschulreferent im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und Verfechter einer intensiven Volksbildungsarbeit, gehörte zum inneren Kreis des Hohenroder Bundes. Als Mitherausgeber der „Arbeitsgemeinschaft“ und des „Archivs für Erwachsenenbildung“ hatte er einen beträchtlichen publizistischen Einfluß.
15. Diese ursprüngliche Absicht hat Hofmann in den fertiggestellten Teilen seiner Berufserinnerungen nicht verwirklicht.
16. Vgl. Einleitung, Anm. 11.
17. Es handelte sich hierbei um den Privatdozenten Dr. med. Strubell.
18. Eine Kopie dieses Vortrags liegt im WHA, Kassette 19, Mappe 1, Nr.2. Vgl. auch die Briefe Erdbergs und Hofmanns vom 22.1.1910, 27.1.1910, 8.4.1910 (beide Briefe) und 13.4.1910.
19. Bis 1902 hatte Hofmann als Graveur in der Werkstatt seiner Vaters gearbeitet.
20. Oskar Walzel (1864-1944), Literaturhistoriker und Vertreter einer geistesgeschichtlich orientierten Literaturwissenschaft, wurde 1907 Nachfolger von Adolf Stern (1835-1907), bei dem Hofmann während seiner autodidaktischen Studien an der TH Dresden Literaturgeschichte gehört hatte (vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 317f.).
21. Der Schriftsteller Theodor Däubler (1876-1934) wurde von der Kunst- und Literaturliebhaberin Ida Bienert seit 1907 finanziell gefördert. Im Gegenzug beriet er seine Förderin bei all ihren Bilderkäufen für ihre große (nach-)expressionistische Kunstsammlung.
22. Zu den Dresdner Verhandlungen vgl. den ‚Bericht über die Verhandlungen des III. Deutschen Volkshochschultages.‘ Leipzig 1908.
23. Es handelte sich dabei um die Leipziger Büchereifeier am 17.9.1925 anlässlich der Eröffnung der dritten städtischen Bücherhalle.
24. Dieser Teilnehmer ist Robert von Erdberg.
25. Die von dem Publizisten, Theaterkritiker und Schriftsteller Maximilian Harden (1861-1927) von 1892 bis 1922 herausgegebene Zeitschrift „Die Zukunft. Wochenschrift für Politik, öffentliches Leben, Kunst und Literatur, unabhängige Rednertribüne für jedermann“ war eine der einflußreichsten Zeitschriften des Wilhelminischen Kaiserreiches. Auch der „Simplicissimus“, eine seit 1896 erscheinende politisch-satirische Wochenschrift, übte mit seinen

- Karikaturen und zeitkritischen Diagnosen einen enormen Einfluß während der Kaiserzeit und der Weimarer Republik aus und erreichte eine beträchtliche Auflagenhöhe (bis zu 100.000 Exemplare).
26. Die Zeitschrift „Kunst und Künstler. Illustrierte Monatsschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbe“ wurde seit 1902 herausgegeben und enthielt vor allem Artikel über zeitgenössische (deutsche) Kunst.
 27. Hofmann hatte im November 1904 vor Eröffnung der Dresden-Plauer Bibliothek eine Woche lang die Organisation und Struktur der Öffentlichen Lesehalle in Jena studiert, die als eine der Musterbibliotheken der damaligen Zeit galt. Ein Jahr später besuchte er Jena zum zweiten Mal, um mit der Leiterin der Lesehalle, Helene Petrenz, seine Kritik am Jenaer Ausleihsystem zu diskutieren. Bei diesem Besuch begann er zum ersten Mal, ein Ausleihsystem zu konzipieren, bei dem die Begegnung zwischen Leser und Bücherei über die Vermittlungsleistung des Bibliothekars bibliotheksorganisatorisch gewährleistet war (vgl. Hofmann, Wille zum Werk, S. 6ff.).
 28. Elise Bosse (1880-1954), die spätere – zweite – Frau Hofmanns, war seit Juli 1906 Bibliothekarin in Dresden-Plauen und avancierte bald zur wichtigsten Mitarbeiterin Hofmanns (vgl. dazu auch Hofmann, Wille zum Werk, S. 42ff.).
 29. Arne Arnesen war zuerst als Assistent, dann als Leiter an der Osloer Bibliothek Deichmann tätig, die er in den 1910er und 1920er Jahren zu einer leistungsfähigen Bibliothek mit mehreren Filialen ausbaute.
 30. Vgl. A. Arnesen: Et tysk udlånsystem. In: Folkbiblioteksbladet 4 (1906), S. 89-91 [Ein deutsches Ausleihsystem].
 31. Aufgrund der vorhandenen Unterlagen war es nicht möglich, diese Person zu identifizieren.
 32. Die Zeitschrift wurde seit 1900 von E. Liesegang, dem Direktor der Nassauischen Landesbibliothek in Wiesbaden, als Organ der Bücherhallenbewegung herausgegeben.
 33. Leonhard Lier (1864-1917), Theaterkritiker und Redakteur (später Chefredakteur) beim „Dresdner Anzeiger“, unterstützte Hofmann bei seinen ersten schriftstellerischen Versuchen und war ihm auch bei der Vermittlung zu führenden Persönlichkeiten des Dresdner Kulturlebens (z.B. zu F. Avenarius) behilflich.
 34. Der Maler und Graphiker Otto Fischer war ein Jugendfreund Hofmanns, dem er einige seiner ersten kunstkritischen Arbeiten widmete.
 35. Richard Kaden, Bratschist und Leiter der Pädagogischen Musikschule in Dresden, war der führende Kopf des Musikerstammtisches Wesensteiner, der sich jeden Donnerstag traf und dem auch Hofmann einige Jahre angehörte.
 36. Gustav Morgenstern, Leiter des Feuilletons der „Sächsischen Arbeiterzeitung“, ab 1903 der „Leipziger Volkszeitung“, verpflichtete Hofmann als freien Mitarbeiter im Bereich der Kunst und Kunstkritik und gab ihm dadurch die Möglichkeit, vom Graveur zum Kunstkritiker umzusatteln.
 37. Ferdinand Avenarius (1856-1923), Kunsterzieher, Schriftsteller, Herausgeber des „Kunstwart“ und Gründer des Dürerbundes, verhalf Hofmann zum Abdruck einiger seiner Gedichte. Nachdem Hofmann mehrere Jahre regelmäßig im Hause Avenarius verkehrt hatte, trat eine zunehmende Entfremdung zwischen beiden ein, die auch in der unterschiedlichen Beurteilung des Scherlschen Leseprogramms zum Ausdruck kam (vgl. dazu auch Kap. 1.2).

38. Karl Söhle (1861-1947), Schriftsteller und Verfasser von Dorf- und Musikantengeschichten, unterhielt mit Hofmann freundschaftliche Beziehungen und vermittelte ihm den Zutritt zum Hause Bienert.
39. In Laubegast, einem Dresdner Vorort, unterhielt der Gastwirt Othmar Engfeld eine Weinstube, die seit 1903 zum Stammsitz Otto Fischers und Hofmanns wurde. Dort verliebte sich Hofmann in Engfelds Tochter Hanna, die seine Geliebte und erste Frau wurde.
40. Vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 388f.
41. Hofmann selbst bezeichnete sich in seinen Jugenderinnerungen als einen verdorbenen Handwerker, verunglückten Maler, gescheiterten Dichter und steckengebliebenen Kunstschriftsteller (vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 377).
42. Wenzel Holek und Albert Goldammer waren zwei derjenigen Arbeiterleser der Dresden-Plauener Bibliothek, die von Anfang an dem sogenannten Arbeiterbeirat angehörten und ihn als aktive Mitglieder maßgeblich prägten.
43. Friedrich Bosse (1848-1909), Vater von Elise Bosse, war viele Jahre lang Leiter des Leipziger Arbeiterbildungsvereins und Autor zahlreicher Bühnenstücke.
44. So z.B. die 9. Konferenz der Zentralstelle im April 1900 über „Die Erziehung des Volkes auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft“.

Anmerkungen zu Kapitel 1.2

1. Dieses Kapitel entspricht dem 10. Buch der Hofmannschen Berufserinnerungen.
2. Es handelte sich dabei um einen Aufsatz Hofmanns in der „Sächsischen Arbeiterzeitung“, in dem dieser kritisch zu einem Artikel von Hans Rosenhagen über die künstlerischen Verhältnisse Dresdens Stellung bezog (vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 309ff.). Zu Scherl vgl. Einleitung, Anm. 19.
3. Scherl hatte im Jahre 1894 einen ausgetüftelten Plan entworfen, um potentielle Kleinsparer zu regelmäßigem Sparen anzureizen. Der Plan sah vor, geringe Wocheneinlagen direkt bei den Sparern abholen und die Spargelder in öffentlichen Sparkassen deponieren zu lassen. Während die Jahresersparnis bei Jahresschluß auf ein gewöhnliches Sparkassenbuch überschrieben werden sollte, sollten die im Laufe eines Jahres akkumulierten Zinsen von sämtlichen Sparkassen abgezogen und als Prämien unter den beharrlichen Sparern verteilt werden. Vgl. A. Scherl: Das Ministerium Eulenburg und das Scherl'sche Sparsystem. Berlin 1894.
4. Das Kolportagesystem basierte auf dem systematischen Verkauf von zumeist billiger und in hohen Auflagen erstellter Literatur durch Hausierer. Vor allem der Lieferungsvertrieb im Abonnement, das den Erhalt eines Heftes an die Bezahlung des folgenden koppelte, ermöglichte dem Verleger eine sichere Kalkulationsbasis und bot kaufkraftärmeren Schichten eine momentane Zahlungserleichterung. Aufgrund der stattlichen Anzahl von Lieferungen für ein Werk (bis zu zweihundert Lieferungen waren keine Seltenheit) war der Gesamtpreis trotz des niedrigen Preises für ein Einzelheft insgesamt weit teurer als ähnliche Schriften im regulären Sortimentsbuchhandel.
5. Franz Diedrich (1865-1921), Nachfolger Morgensterns als Feuilletonleiter der „Sächsischen Arbeiterzeitung“, hatte positiv über die Eröffnung der Dresden-Plauener Bibliothek berichtet (17.2.1906, Nr. 40, 1. Beilage).

6. Vgl. F. Diederich: Die Freie öffentliche Bibliothek Dresden-Plauen. In: Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen 8 (1907), S. 113-120.
7. Vgl. F. Diederich: Wie gewöhnt man an guten Lesestoff? München 1906 (Dürerbund, 7. Flugschrift zur ästhetischen Kultur).
8. Vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 58ff., 64ff., 116ff. und 155ff.
9. Ernst Schultze (1874-1943) hatte als Leiter der Öffentlichen Bücherhallen in Hamburg das Buch „Freie öffentliche Bücherhallen, Volksbibliotheken und Lesehallen. Stettin 1900“ veröffentlicht, das Hofmann als Studienführer bei seinen Vorbereitungen zur Eröffnung der Dresden-Plauener Bibliothek diente. Aufgrund seiner ersten konkreten Erfahrungen im Ausleihbetrieb entwickelte er sich jedoch bald zum scharfen Kritiker Schultzes (vgl. Hofmann, Wille zum Werk, S. 5f. und 16).
10. Hofmann leistete von 1916 bis 1918 seinen Militärdienst als Landsturmmann ab und wurde in die von dem Divisionspfarrer Ludwig Hoppe gegründete Fahrbare Kriegsbücherei abkommandiert, die die Soldaten an der West- und Ostfront mit Büchern versorgte. In diesem Kontext unternahm er mehrere Reisen nach Rumänien und Bulgarien.
11. Das Einkaufshaus für Volksbüchereien war 1920 vom Deutschen Volkshausbund gegründet worden, erfuhr jedoch aufgrund einer zu engen Bindung an die privatwirtschaftlichen Interessen der ihm angeschlossenen Verleger die harsche Kritik zahlreicher Volksbibliothekare. Nach zähen Verhandlungen wurde das Einkaufshaus der büchereipolitischen Leitung der Hofmannschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen unterstellt. 1923 ging es ganz in den Besitz der Zentralstelle und des Vereins zur Förderung der Volksbildung in Stuttgart über. Vgl. ‚Das Einkaufshaus für Volksbibliotheken des deutschen Volkshausbundes.‘ In: Volksbildungsarchiv 8 (1921), S. 31-33 und 276-283 sowie ‚Das Einkaufshaus für Volksbüchereien G.m.b.H. (Deutsches Büchereihaus).‘ Leipzig 1923.
12. Vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 336ff.
13. Zu den Jugendgedichten Hofmanns vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 270ff.
14. Vgl. Hofmann, Wille zum Werk, S. 99.
15. Vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 192ff. und 264ff. sowie Kap. 1.1, Anm. 37.
16. Hofmann trat Ende 1926 von der Leitung der Zentralstelle zurück, um sich dem Aufbau des Instituts für Leserkunde zu widmen. Vgl. dazu auch Einleitung, Anm. 26.
17. Vgl. Anm. 7.
18. Vgl. ‚Ausleihbibliothek oder Lesehalle?‘ In: Kunstwart 21 (1907/08), H. 5, S. 337-341 und ‚Von der Ausleihbibliothek.‘ In: Kunstwart 21 (1907/08), H. 9, S. 201-205.
19. Vgl. ‚Bibliothek August Scherl.‘ In: Leipziger Volkszeitung v. 23.5.1908.
20. Vgl. ‚Scherls Leihbibliothek.‘ In: Kunstwart 21 (1908) H. 16, S. 219-222 und ‚Bibliothek Scherl, zweiter Akt.‘ In: Kunstwart 23 (1910) H. 22, S. 232-234.
21. Vgl. ‚Scherl-Idealisten.‘ In: Vorwärts 1908, Nr. 115 vom 17.5.
22. Eugen Kalkschmidt (1874-1962), Redakteur am „Kunstwart“ und Leiter der Zeitschrift „Deutsche Heimat“, in der Gedichte Hofmanns veröffentlicht wurden, war durch die Vermittlung von Avenarius Redakteur bei der „Frankfurter Zeitung“ geworden. Vgl. auch Hofmann, Grabstichel, S. 305.

23. Vgl. Frankfurter Zeitung vom 19.4.1908.
24. Vgl. das Ende von Abschnitt 5.
25. Der „März“ war zum ersten Mal 1907 erschienen.
26. Vgl. beispielsweise die beiden von Albert Langen verfaßten Artikel ‚August Scherl und sein neues geistiges Sparsystem.‘ In: März 2 (1908), H. 9, S. 199-203 und ‚Noch einmal die Bibliothek August Scherl.‘ In: März 2 (1908), H. 12, S. 450-453 sowie ‚Hans Thoma und die Bibliothek August Scherl.‘ In: März 2 (1908), H. 10, S. 279-282.
27. Vgl. Kap. 1.1, Anm. 27.
28. Paul Ladewig (1858-1940), einer der Begründer der deutschen Bücherhallenbewegung, war von 1898 bis 1909 Leiter der Kruppschen Bücherhalle, die er zu einer modernen Allgemeinbibliothek ausbaute. Als Direktor der Zentralstelle für Volksbücherei beim Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin und als Leiter der dort veranstalteten Bibliothekskurse wurde er zu einem der Gegenspieler Hofmanns während des Richtungsstreites.
29. Anspielung auf die vielen Attacken, Offenen Briefe und Kontroversen, die seit Ausbruch des Richtungsstreites im Jahre 1913 die Volksbibliothekare in zwei Lager spaltete. Vgl. dazu auch den Briefwechsel in Kap. 2.3.
30. Paul Schumann (1855-1927) war als Feuilletonleiter des „Dresdner Anzeiger“, als führender Mitarbeiter des „Kunstwart“ und als erste Schriftführer des Dürerbundes einer der maßgeblichen Mitstreiter von Avenarius. Schumanns Frau, Elsbeth Doehn, ließ sich von ihm scheiden und heiratete 1894 Avenarius. Ihr Sohn aus erster Ehe, Wolfgang Schumann, wuchs im Hause Avenarius auf.
31. Diese Chronologie Hofmanns und die Stilisierung seines Kampfes mit Avenarius werden von dem erhaltenen Briefwechsel Hofmann-Avenarius im WHA nicht gedeckt. Vielmehr wird deutlich, daß Hofmann bereits zu einem sehr viel früheren Zeitpunkt (Anfang Mai) mit Avenarius über einen kritischen Beitrag seinerseits im „Kunstwart“ korrespondierte und daß Avenarius Hofmann zu einer kritischen Veröffentlichung im „Dresdner Anzeiger“ geradezu ermutigte. Auch das private Verhältnis zwischen Hofmann und Avenarius erscheint im Briefwechsel nicht so abgekühlt wie es Hofmann aus der stilisierenden Rückschau darstellt. Die nachstehend abgedruckten Briefe aus dieser Zeit dokumentieren diesen Sachverhalt in überaus deutlicher Weise.

Blasewitz, den 18.5.8.

Lieber Herr Hofmann, Ihr Manuskript hat mich angenehm enttäuscht; ich glaubte Sie noch viel mehr im ironischen Stadium, und Sie sind ja in der Tat schon ganz sachlich. Also schön, bringen wirs im Kunstwart. Aber der Raum! Ich habe mich mächtig damit herumgeschunden, um alles Gesagte Allgemeiner (das lokal Dresdnerische gehört ja nicht in den Kw.) zusammenzupressen, aber immer wieder wuchs das Riesenmass Ihrer Beredtsamkeit weit über Kunstwartliches hinaus. Na, es geht jetzt zur Not. Ich schicke das Manuskript gleich nach München, und Sie erhalten Korrektur. In der können Sie ja alles ganz machen, wies Ihnen passt, nur mit der einen einzigen Einschränkung: dass Sie für jede Zeile mehr eine Zeile streichen. Ich bringen es dann sogar an leitender Stelle.

Mit bestem Gruss Ihr

F. Avenarius

Dresden, den 19. Mai 1908.

Sehr geehrter Herr Avenarius!

Ich freue mich sehr, dass Sie meine Scherl- und Avenarius-Kritik für würdig erachten, im Kunstwart zu erscheinen. Ich hatte allerdings nicht die Absicht, Ihnen gerade diesen Artikel, der für den Anzeiger bestimmt war, ohne Ueberarbeitung zu überlassen. Ich wollte ja auch am Sonntag den 2. Teil mitnehmen, um ihn noch einmal für den Kunstwart zu überarbeiten. Nun haben Sie's getan und hoffentlich so, dass ich nicht wieder zu viel zurückkorrigieren muss. Da Sie mir aber dazu die Ermächtigung geben, kann's ja nicht ganz schlimm werden.

Bitte teilen Sie mir noch mit, in welcher Nummer der Artikel erscheinen wird; ich werde natürlich versuchen, auch in anderen Zeitschriften gegen diese Sache, die mir verderblich erscheint, und gegen Ihre Auffassung zu schreiben, möchte aber weitere Artikel nicht vor der Veröffentlichung des Kunstwartaufsatzes erscheinen lassen.

Vom Erhabenen zum Komischen ist nur ein Schritt: Habe ich am Sonntag nach der stürmischen Debatte meinen Regenschirm (eleganter runder Holzgriff) bei Ihnen stehen lassen?

Mit bestem Gruss

Ihr ergebener

[W. Hofmann]

Dresden, den 20. Mai 1908

Sehr geehrter Herr Avenarius,

Ich stellte in gestrigem Briefe an Sie in Aussicht, vor der Veröffentlichung des Kunstwart-Scherlartikels mit Veröffentlichungen über diese Sache in andern Zeitungen und Zeitschriften zu warten. Ich habe aber gerade in den letzten 24 Stunden wieder Beweise von dem skrupellosen Vorgehen der Scherlkolporteure bekommen, so dass ich den dringenden Wunsch wieder in mir angefacht fühle, *doch* baldigst eine kleinere Sache für den Anzeiger zu schreiben [...]

Ich schreibe also speziell für Dresden einen kleinen absolut sachlichen Abwehrartikel (ohne Dürerbundzitate) und sende ihn Freitag früh an Professor Schumann ab, wenn ich bis dahin keine Nachricht von Ihnen habe.

Mit bestem Gruss

Ihr ergebener

[W. Hofmann]

Dresden-Blasewitz, am 20.5.8.

Lieber Herr Hofmann,

Meine Meinung in der Scherlsache kennen Sie ja: ich bin nur gegen das Ueberlegentum und Sichmisstrauischerklären, das böses Blut und eine etwaige Benutzung Scherlscher Unternehmungen für unsere Bildungszwecke auf alle Dauer unmöglich macht. Was sollte ich aber gegen sachliche Artikel haben? Mich also stören Sie durch Artikel gegen Scherl ganz gewiss

nicht. Dass die Sozialdemokratie mit Energie ihre Kreise von ihm fern zu halten strebt, finde ich zudem ganz in der Ordnung und habe es auch Scherl jun. selber gesagt [...]

Warum Sie mit lokaler Polemik auf das Erscheinen im Kunstwart warten sollten, sehe ich auch nicht ein.

Heft 18 ist leider ganz belegt. Vielleicht kann ich in Heft 19 den Artikel bringen. Ich spreche dann auch noch über Scherl im Allgemeinen. Wenn Sie korrigieren, so vergessen Sie bitte nicht, dass sichs diesmal u. hier nicht um ein Preisen der Volksbücherei handelt, wegen deren wir ja ganz einer Meinung sind, sondern ausschliesslich um einen Nachweis der Schädigung durch Scherl. Sonst kommen wir ja ins Unendliche. Übrigens wäre mirs sehr willkommen, wenn wir die Erfahrungen der Volksbibliotheken durch andere Beiträge ins Licht stellen. Das beiliegende kleine Manuscript z.B. liesse sich leicht zu einem selbständigen Artikelchen für die Rundschau erweitern, das ich gern bringen würde. Thema etwa: wie weit gehen die Leser mit?

Die Korrektur senden Sie bitte nicht nach München, sondern an mich, weil ich das Imprimatur erteilen muss.

Regenschirme treten bei uns immer gern unter, z.B. sämtliche Meissnersche der Reihe nach. Ihrer ist aber nicht hier.

Mit besten Grüssen
Ihr
F. Avenarius

32. Vgl. „In Sachen Scherls.“ In: Kunstwart 21 (1907/08), H. 21, S. 129-138.
33. Vgl. „Die Bibliothek August Scherl und ihre neue Entwicklung.“ In: Concordia 17 (1910), S. 15-17 und „Noch einmal Bibliothek August Scherl.“ In: Volksbildungsarchiv 1 (1910), S. 604-606.
34. Vgl. „Bibliothek Scherl, zweiter Akt.“ In: Kunstwart 23 (1910), H. 22, S. 232-234.
35. Es handelte sich um Hermann Duncker, von dem Hofmann (Wille zum Werk, S. 122) bereits gesprochen hatte. Duncker (1874-1960), der seit 1905 das Dresdner Arbeitersekretariat leitete und ab 1907 einer der ersten sozialdemokratischen Wanderredner wurde, hatte im Leipziger Arbeiterverein jahrelang mit Friedrich Bosse, dem Vater von Elise Bosse, zusammengearbeitet. Die Bekanntschaft Hofmanns mit Duncker kam vermutlich über Elise Bosse zustande.
36. Julius Post (1846-1910), Professor für Chemie an der TH Hannover, wurde 1891 mit dem Aufbau der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen betraut, die er bis 1907 leitete. Post war maßgeblich von den Fürsorgeeinrichtungen des Fabrikpatriarchatentums und den sozialreformerischen Vorstellungen von Schultze-Delitzsch beeinflusst.
37. Vgl. Hermann Lietz: Lebenserinnerungen. Weimar 1935, S. 97. Das genaue Zitat lautet: „Aber sagen Sie mir doch eins. Wie konnten Sie die Dummheit begehen, Ihre Schule in Preußen zu gründen?“
38. Vgl. „Volksbibliotheken und Lesehallen.“ In: Concordia 15 (1908), S. 184-185 u. 230.
39. Diese Version ist nicht ganz korrekt, da Erdberg Hofmann bereits angeschrieben und ihn um die Zusendung eines Jahresberichts der Dresden-Plauerer Bibliothek gebeten hatte (vgl. den Brief Hofmanns an Erdberg vom 30.7.1908).

40. Die Antwort Erdbergs erfolgte nicht umgehend, sondern erst am 8.9.1908.
41. Diese ‚Aufklärung‘ ist in der Kopie von Hofmanns direktem Antwortschreiben im WHA nicht belegbar. Vgl. den Brief Hofmanns vom 12.9.1908.
42. Vgl. ‚Die Bibliothek Scherl.‘ In: Concordia 15 (1908), S. 394-398.
43. Vgl. Anm. 6.

Anmerkungen zu Kapitel 1.3

1. Dieses Kapitel entspricht dem 11. Buch der Hofmannschen Berufserinnerungen.
2. Der Oberbürgermeister Gustav Otto Beutler, in dessen Amtszeit (1895-1915) sich Dresden zu einer modernen Industriestadt wandelte, der Stadtschulrat Otto Lyon (1853-1912), Herausgeber der ‚Zeitschrift für den deutschen Unterricht‘, und der Großindustrielle Karl August Lingner (1861-1916), Stifter des Hygiene-Museums in Dresden und der Dresdener Lesehalle, planten die Umorganisation der städtischen Volksbibliotheken in eine Zentralbibliothek mit vier Filialen. Gegen diesen Plan stemmte sich Hofmann in einer von ihm verfaßten Denkschrift, konnte sich jedoch mit seinen Vorstellungen nicht durchsetzen.
3. Dabei ging es um die Übernahme und den Ausbau der Städtischen Bücherhallen Leipzigs durch Hofmann und die Schaffung einer Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Da die Leipziger Stadtverwaltung Hofmanns Vorschläge akzeptierte, siedelte er 1913 nach Leipzig über. Vgl. dazu auch den Brief Hofmanns vom 27.2.1913.
4. Vgl. Kap. 1.1, Anm. 40.
5. Zu dem Buchbindergehilfen Alfred, dem Bruder von Hofmanns Mutter, vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 116 und 156.
6. August Hermann Beck (geb. 1879) war nach dem Studium des Maschinenbaus und der Staatswissenschaften (1898-1902) Assistent der Handelskammer Dresden (1903) und Geschäftsführer der Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung in Frankfurt (1904-1905). Danach widmete er sich vor allem der Organisation des Schrift- und Erfindungswesens sowie des Kultur- und Lehrfilms. Seit 1905 gab er jährlich die ‚Bibliographie der Sozialwissenschaften‘, die ‚Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften‘ und die ‚Dokumente des Fortschritts‘ heraus. Er bekleidete mehrere Vorstandsämter in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, im Internationalen Institut für Sozial-, Rechts-, medizinische und Technobibliographie sowie in der Militäramtlichen Patentüberwachungsstelle. Nach dem Ersten Weltkrieg war er Direktor der Transunion. Gesellschaft für internationalen Austausch in Technik und Wirtschaft sowie der Humboldt-Film GmbH.
7. Vgl. Anm. 2.
8. Vgl. ‚Zur Reform des Volksbibliothekswesens.‘ In: Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften 4 (1908), S. 147-151 und 164-167 sowie den Bericht ‚Zur Reform der Volksbibliotheken.‘ In: Dokumente des Fortschritts 2 (1909), S. 71-76.
9. Vgl. den Brief Erdbergs vom 5.12.1908.
10. Vgl. ‚Die Organisation der Freien öffentlichen Bibliothek Dresden-Plauen. Grundsätzliches und Praktisches.‘ In: Concordia 16 (1909), S. 301-305 u. S. 326-328.

11. Hofmann war zu diesem Zeitpunkt noch mit seiner ersten Frau verheiratet (vgl. dazu auch Kap. 1.1, Anm. 39) und hatte einen Sohn, Hans Eberhard. Sein zweiter Sohn aus erster Ehe, Hermann, wurde 1911 geboren, während sein dritter Sohn, Reinhold, aus der Ehe mit Elise Bosse hervorging. Neben seinen leiblichen Söhnen hatte Hofmann noch einen Pflegesohn, Paul.
12. Hofmann hatte als gelernter Graveur und kunstwissenschaftlich interessierter Autodidakt häufig das Dresdner Kupferstichkabinett besucht und war durch seine publizistischen Arbeiten auch in Kontakt zu Max Lehrs gekommen. Vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 322f.
13. Vgl. den Brief Erdbergs vom 6.4.1909 in Kap. 2.2.
14. Das „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ wurde seit 1904 von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé als Neue Folge des „Archivs für Soziale Gesetzgebung und Statistik“ herausgegeben.
15. Arthur Heidenhain (1862-1941) gehörte zu den Begründern der sogenannten älteren Bücherhallenbewegung. Er arbeitete von 1897-1899 als Bibliothekar an der Jenaer Lesehalle, an deren Ausgestaltung er maßgeblich beteiligt war. Von 1901-1933 leitete er die Lesehalle in Bremen. Im Richtungsstreit versuchte er, eine vermittelnde Position zwischen den Kontrahenten einzunehmen.
16. Vgl. ‚Über die Ausbildung für den Dienst öffentlicher Bibliotheken.‘ In: Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen 9 (1908), S. 191-199. Zu Heidenhain vgl. auch Hofmann, Wille zum Werk, S. 306ff.
17. Vgl. den Brief Heidenhains an Erdberg vom 23.6.1909 in Kap. 2.2.
18. Eduard Reyer (1849-1914) hatte 1898 in Wien die Zentralbibliothek gegründet, die im Laufe der Jahre mit ihren vielen Zweigstellen zur bedeutendsten kontinentalen Volksbibliothek avancierte und auch im Ausland als Musterbeispiel volksbibliothekarischer Arbeit betrachtet wurde. Emil Jaeschke (1874-1918) war von 1902-1913 Leiter der Stadtbibliothek Elberfeld, die er zu einer modellhaften kommunalen Einrichtung auf dem Gebiet der Volksbildung ausbaute. Zur Kruppschen Bücherhalle vgl. Kap. 1.2, Anm. 28.
19. Vgl. ‚Die Frau und die Volksbibliothek.‘ In: Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen 9 (1908), S. 167-170.
20. Vgl. Anm. 16.
21. Vgl. beispielsweise Hofmann, Wille zum Werk, S. 30f.
22. Der Volksbüchereitag fand am 27.9.1917 im Anschluß an die Jahreshauptversammlung der Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen statt.
23. Karl Poelchau (1879-1918) arbeitete von 1910-1912 als freiwilliger wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Dresden-Plauener Bibliothek, seit 1914 am Sachkatalog der Städtischen Bücherhalle in Leipzig.
24. Vgl. Volksbildungsarchiv 3 (1913), S. 197-304.
25. Vgl. ‚Der sozial-pädagogische Zug im Volksbüchereiwesen.‘ In: Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt 21 (1911/12), H.19, S. 601-603 und 635-636 sowie ‚Die Arbeit der Bienertschen Bibliothek (Dresden-Plauen) in den letzten Jahren.‘ In: Concordia 19 (1912), S. 25-30.

26. Vgl. den Abdruck dieser Ansprache Erdbergs in Kap. 3.1.
27. Vgl. den Brief Erdbergs vom 8.5.1909.
28. Dieser Beitrag ist in mehreren Folgen erschienen: T.1: Die Behandlung der Organisation der Ausleihe in der modernen deutschen Bildungsbibliothek. In: Volksbildungsarchiv 1 (1910), S. 55-72; T.2: Zur Psychologie des Proletariats. In: Volksbildungsarchiv 1 (1910), S. 227-344; T.3: Die Organisation. In: Volksbildungsarchiv 2 (1911), S. 29-132 und 3 (1913), S. 319-374.
29. Vgl. Hofmann, Wille zum Werk, S. 11ff.
30. Der Buchkartenapparat zeigte dem Bibliothekar den Präsenzbestand der Bücher an, das Leseheft dokumentierte bei jeder Entleiher Verfasser und Titel der betreffenden Werke. Vgl. Hofmann, Wille zum Werk, S. 25f.
31. Vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 199ff.
32. Leipzig 1922.
33. Vgl. Hofmann, Wille zum Werk, S. 121ff.
34. Vgl. Einleitung, Anm. 24.
35. Vgl. den entsprechenden Brief Hofmanns in Kap. 2.2.
36. Diese Bemerkung machte Erdberg nicht in einem früheren Brief, sondern in seinem Schreiben vom 22.3.1910.
37. Vgl. den entsprechenden Brief Erdbergs in Kap. 2.2.
38. Vgl. den Brief Erdbergs vom 29.3.1910.
39. Vgl. den Brief Erdbergs vom 30.9.1910.
40. Vgl. den Brief Erdbergs vom 21.9.1910.
41. Vgl. den Brief Erdbergs vom 21.2.1911.
42. Leipzig 1931.
43. Vgl. W. von Oettingen: Volksbildung und Kunst. In: Volksbildungsarchiv 2 (1911), S. 1-10 und J. Sievers: Über Museumsführungen. In: Ebda., S. 21-28.
44. Im ersten Heft des ersten Bandes schrieben neben Hofmann und Erdberg noch Paul Natop über ‚Soziale Erziehung‘ sowie Max Frischeisen-Köhler ‚Über volkstümliche Einführung in die Philosophie.‘
45. Volksbildungsarchiv 1 (1910), S. 5-27.
46. Vgl. Kap. 1.1, Anm. 7.
47. Vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 238ff.
48. Der Deutsche Lyceum-Club in Berlin hatte im Rahmen seiner Internationalen Volkskunst-Ausstellung am 16.2.1909 einen volkswirtschaftlichen Abend über die sozial-ökonomische Bedeutung der Volkskunst veranstaltet, an dem Erdberg den Hauptvortrag hielt.

49. Volksbildungsarchiv 1 (1910), S. 73-92.
50. Die Volksbildungstagung in Rothenburg, die vom Ausschuß der deutschen Volksbildungsvereinigungen organisiert wurde, fand vom 27.9.-1.10.1918 statt. Auf ihr zeigte sich bereits in aller Deutlichkeit die Unüberbrückbarkeit der weltanschaulich-programmatischen Gegensätze der verschiedenen Volksbildungsorganisationen. Johannes Tews (1860-1937), der langjährige Geschäftsführer der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, sprach auf der Tagung über ‚Begriff und Aufgabe der freien Volksbildungsarbeit‘ (vgl. Volksbildungsarchiv 6 [1919], S. 201-218), wo er die gelungene Alphabetisierung in Deutschland und die generalisierte Lese- und Schreibfähigkeit auch in Zusammenhang mit dem Bücherbedarf, der Zeitungsverbreitung und der Praxis des Postkartenschreibens brachte. In der schriftlichen Fassung des Vortrags wird an keiner Stelle ein Zusammenhang zwischen Seifenkonsum und Volksbildung postuliert, so daß eine polemische Übertreibung Hofmanns wahrscheinlich ist.
51. In seinen ‚Mitteilungen für die Mitglieder‘ gab der Lyceum-Club folgende Zusammenfassung des Abends: ‚Der Sozial-politische Abend über die Volkskunst, welcher durch einen formvollendeten Vortrag von Dr. von Erdberg das lebhafteste Interesse für die künftigen Aufgaben der Volkskunst entfacht, füllte die Klubräume; Speise-, Rauch- und Teezimmer fassten danach über 100 Tischgäste. Die Debatten mussten wegen Zeitmangel auf den darauf folgenden Empfangsabend der sozialen Kommission, auf den 24. Februar verschoben werden‘ (Deutscher Lyceum-Club. Mitteilungen für die Mitglieder 4 [1908/9], H.7, S. 1).
52. Zu Anton und Emma Lampa vgl. Kap. 1.1, Anm. 10 und 11.
53. Vgl. Zentralblatt für Volksbildungswesen 10 (1910), S. 31.
54. Die Schulungswoche fand vom 14.-18.5.1920 statt. Walter Hofmann und Elise Hofmann-Bosse hielten die Hauptvorträge über ‚Das Problem der Volksbücherei‘, ‚Die Gestalt der Volksbücherei‘ und ‚Die Ausbildung des Volksbibliothekars‘.
55. Theodor Bäuerle (1882-1956) studierte von 1910-1912 an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften und lernte während dieser Zeit auch den Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung kennen, der den 5. Deutschen Volkshochschultag ausrichtete. Bäuerle gründete 1918 den Verein zur Förderung der Volksbildung in Württemberg und gehörte zum engsten Mitarbeiterkreis des Hohenrodter Bundes.
56. Auf der 2. Kriegsvolksakademie des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung in Heppenheim (nicht in Weinheim, wie Hofmann irrtümlicherweise schreibt) vom 16.-23.9.1917 sprachen Erdberg und Bäuerle gemeinsam zum Thema ‚Staat und freies Volksbildungswesen‘. Beide Vorträge wurden unter dem Titel ‚Volksbildung. Ihr Gedanke und ihr Verhältnis zum Staat.‘ Berlin 1918 veröffentlicht.
57. Der Südwestdeutsche Volksbüchereitag fand vom 17.-22.9.1920 statt. Vgl. dazu auch den Brief Hofmanns vom 16.10.1920.
58. August Pieper (1866-1942) und Anton Heinen (1869-1934), die beide leitende Positionen innerhalb des Volksvereins für das katholische Deutschland innehatten, gehörten zu den katholischen Exponenten des Hohenrodter Bundes.
59. Erwin Szabó (1877-1918), Leiter der Budapester Stadtbibliothek und Reformator des städtischen Volksbüchereiwesens, hatte einen mehrwöchigen Kuraufenthalt in Dresden genutzt, um auch die Dresden-Plauener Bibliothek gründlich zu studieren. Vgl. Hofmann, Wille zum Werk, S. 142ff.

60. Das Herausbergremium des „Volksbildungsarchivs“ gab im Zusammenhang der Neustrukturierung der Zeitschrift u.a. folgende Erklärung:

„Herr Walter Hofmann, der die Schriftleitung für diesen Teil unserer Arbeit [Bibliothekswesen, W.S.] übernommen hatte, in der letzten Zeit aber durch Arbeiten überlastet, sich außer Stande sah, den übernommenen Verpflichtungen in einer ihn befriedigenden Weise nachzukommen, ist von dem Posten des Schriftleiters für das öffentliche Büchereiwesen zurückgetreten. Wir danken ihm auch an dieser Stelle für die wertvollen Dienste, die er uns geleistet, und die bedeutenden Anregungen, die er den engeren Fachgenossen im Rahmen unserer Zeitschrift gegeben hat. An seine Stelle wird eine Persönlichkeit treten, deren umfassende Sachkunde und deren Einstellung auf das gesamte freie Volksbildungswesen in dem von uns vertretenen Geiste ihn als Nachfolger Hofmanns besonders berufen erscheinen läßt“. Vgl. ‚An unsere Leser‘. In: Volksbildungsarchiv 6 (1919), S. 414. Vgl. auch den Briefwechsel Hofmanns mit Erdberg in dieser Angelegenheit in Kap. 2.4.

Die „Hefte für Büchereiwesen“ waren aus den „Mitteilungen der Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen“ hervorgegangen, die Hofmann seit 1915 in unregelmäßiger Form herausgegeben hatte. Seit 1920 erschienen die „Mitteilungen“ unter dem Titel „Hefte für Büchereiwesen“.

61. Diese Sichtweise Hofmanns ist tendenziös, da das „Volksbildungsarchiv“ auch nach dem Ersten Weltkrieg eine der führenden volksbildnerischen Zeitschriften blieb und kontinuierlich bis 1933 – allerdings unter wechselnden Namen („Archiv für Erwachsenenbildung“, „Freie Volksbildung“) – herausgegeben wurde.

Anmerkungen zu Kapitel 1.4

1. Dieses Kapitel entspricht dem 12. Buch der Hofmannschen Berufserinnerungen.
2. Der Ingenieur Heinrich Albrecht (1856-1931), seit 1892 Mitarbeiter der Zentralstelle und seit 1907 Nachfolger Posts in der Geschäftsführung, widmete sich in seiner Arbeit vor allem der Verbreitung des Baugenossenschaftswesens.
3. Nach einem Selbstmordversuch verbrachte Hofmann den Winter 1897/98 in Berlin bei dem Graveur und Silberstecher Ewald Menzel. Vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 173ff.
4. Der Techniker und Ingenieur Max Eyth (1836-1906) war zwanzig Jahre lang bei dem Engländer John Fowler, dem Erfinder des Dampfpfluges, beschäftigt, bis er Anfang der 1880er Jahre nach Deutschland übersiedelte und nach dem Vorbild der Royal Agricultural Society im Jahre 1885 gegen viele Widerstände die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft gründete. Die Art, wie Hofmann sich hier mit Eyth identifiziert, zeigt seine ausgeprägte Neigung, sich sowohl als Neuerer (Ausleihorganisation) als auch als Missionar des Volksbibliothekswesens zu stilisieren. Vgl. beispielsweise die Selbsteinschätzung Eyths, ein „Missionsreisender dieses Heidenlandes“ zu sein (Max Eyth: Im Strom der Zeit. Bd.3: Meisterjahre. Frankfurt 1954, S. 144).
5. Über die Bereitstellung billigen Wohnraums hinaus versuchte der Berliner Spar- und Bauverein unter Federführung der Zentralstelle, die Siedlungen auch unter sozialpolitischem Aspekt zu gestalten: durch die Errichtung von Volksheimen, Bibliotheken, Kindergärten und Handarbeitskursen sowie durch die Beteiligung der Einwohnerschaft an Volkskonzerten, Museumsführungen und volkstümlichen Hochschulkursen.

6. Arthur Titius (1864-1936), Professor für Systematische Theologie in Kiel, Göttingen und Berlin, engagierte sich seit der Jahrhundertwende auf dem Gebiet der volkstümlichen Hochschulkurse und der Sozialpolitik. Zu Hartmann und Lotz vgl. Kap. 1.1, Anm. 3 und 7.
7. Der Nobelpreisträger und Chemiker Wilhelm Ostwald (1853-1932) hatte in seinem Buch ‚Große Männer‘ (Leipzig 1909, S. 347f.) die Vorzüge der Selbstbelehrung durch Bücher herausgestellt und die Volksbibliotheken aufgefordert, für ihr Publikum Einführungen in die Kunst der Bücherbenutzung zu veranstalten. Wilhelm Rein (1847-1929), Professor für Pädagogik an der Universität Jena, gehörte zu den entschiedenen Förderern der Universitätsausdehnungsbewegung, der Volkshochschule und der Volksbüchereien.
8. Vgl. den entsprechenden Brief Erdbergs in Kap. 2.2.
9. Zu Hofmanns Angst vor dem Sprechen vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 380ff.
10. Zu diesem Vortrag vgl. auch Kap. 1.1, Anm. 18.
11. Vgl. W. Picht: Das Schicksal der Volksbildung in Deutschland. 2. Auflage. Braunschweig 1950, S. 257ff.
12. Vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 316f.
13. Erdberg war im September 1888 nach Berlin gekommen, wo er jedoch nicht lange blieb, da er zum Wintersemester das Studium der Kunstgeschichte an der Universität Leipzig begann.
14. Die Gesellschaft war 1871 als erste reichsweit operierende Volksbildungsvereinigung gegründet worden. Sie unterstützte bereits bestehende Bildungsvereine, förderte die Gründung von Volksbibliotheken und bemühte sich um die obligatorische Einführung von Fortbildungsschulen. Mit (Lichtbilder-)Vorträgen und Volksunterhaltungsabenden versuchte sie, die breite Masse der Bevölkerung bildungsmäßig zu versorgen. Die Gesellschaft wurde durch ihre breitenwirksame Ausrichtung über mehrere Jahrzehnte zur dominierenden Organisation auf dem Gebiet der Volksbildung.
15. ‚Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.‘ In: Volksbildungsarchiv 1 (1910), S. 349.
16. Der Borromäusverein war 1844 mit dem Ziel gegründet worden, durch Verbreitung guter Schriften der Ausdehnung und dem Gebrauch von Schundliteratur entgegenzuwirken. Er wurde zur bedeutendsten Einrichtung der katholischen Volksbücherei- und Schrifttumsbewegung.
17. Zu Tews und seiner Position innerhalb der Volksbildung vgl. H. Dräger: Verdienst und Scheitern des Volkslehrers Johannes Tews. In: J. Tews: Geistespflege in der Volksgemeinschaft. Stuttgart 1981, S. 6-82.
18. In der endgültigen Nummerierung das abgedruckte neunte Kapitel „Denkwürdige Begegnung“.
19. Vgl. Kap. 1.3, Anm. 50.
20. Vgl. ‚Bedeutung und Stand der Volksbildung und der freiwilligen Volksbildungsarbeit.‘ In: Volksbildungsfragen der Gegenwart. Berlin 1913, S. 1-42.
21. Auch in diesem Text begründet Tews die Erfolge der Volksbildung durch bestimmte Fortschrittsparameter (Senkung der Kriminalstatistik, Länge der Arbeitszeit, Praxis des Postkar-

tenschreibens, etc.), ohne allerdings – wie Hofmann hier suggeriert – die vergleichbaren Industriestaaten als rückständig oder kulturlos zu bezeichnen.

22. Der Theologe, Schriftsteller und Pädagoge Nicolai Frederik Severin Grundtvig (1783-1872) hatte bereits 1832 einen „Plan einer bürgerlichen Akademie“ entworfen, in der die Landjudung eine grundlegende Allgemeinbildung erhalten sollte mit besonderer Betonung der dänischen Sprache und des nordischen Kulturgutes. Obwohl Grundtvig seinen Plan nie umsetzen konnte, gilt er als Begründer der dänischen Volkshochschule. Basierend auf seinen Überlegungen wurden dann von seinen Schülern entsprechende Anstalten gegründet. Auch Christen Kold (1816-1870), einer der Pioniere der dänischen Volkshochschulbewegung, gründete 1851 auf der Insel Fünen in Ryslinge ein Volkshochschulheim Grundtvigscher Prägung.
23. In einem Überblicksartikel zur Geschichte der Zentralstelle für Volkswohlfahrt unterstrich Erdberg selbst die Bedeutung, die Julius Post der praktischen sozialpolitischen Betätigung seiner Mitarbeiter – gerade auch im Bereich des Wohnungswesens – zumaß. Vgl. Robert von Erdberg: Der Zentralstelle für Volkswohlfahrt zu ihrem fünfundzwanzigjährigen Bestehen. Berlin 1917, S. 8f.
24. Vgl. den Brief Erdbergs vom 14.8.1911 in Kap. 2.2.
25. Zu den Kontroversen über Stil und Polemik vgl. auch Kap. 2.7.
26. Es handelte sich um den Bibliothekar Peter Bultmann (1888-1942). Vgl. zum folgenden auch den Briefwechsel in Kap. 2.8.
27. Zur Lauensteiner Tagung vgl. W. Hofmann/R.v.Erdberg: Die Lauensteiner Tagung. In: Hefte für Büchereiwesen 9 (1924/25), S. 269-289.
28. Es handelte sich dabei wahrscheinlich um Theodor Bäuerle bzw. um Alfred Jennewein, den Leiter der Büchereiabteilung des Vereins zur Förderung der Volksbildung in Stuttgart.
29. Der erste Brief Erdbergs mit dieser Anrede datiert vom 29.12.1924.
30. Zur Leipziger Büchereifeier vgl. auch Kap. 1.1, Anm. 23.
31. Vgl. auch Einleitung, Anm. 26.
32. Rudolf Reuter (1891-1977), seit 1924 Direktor der Kölner Volksbüchereien, war einer der wichtigsten bildungspolitischen und bildungspraktischen Mitarbeiter Hofmanns. Zur Sicherung des volksbibliothekarischen Nachwuchses wurde 1928 die Westdeutsche Volksbüchereischule gegründet, deren Leitung Reuter übernahm.
33. Fritz Laack (1900-1990) war nach seiner Lehrtätigkeit an der Heimvolkshochschule Rendsburg von 1927-1933 Geschäftsführer der Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung und in dieser Funktion ein enger Vertrauter Erdbergs.
34. Paul Kaestner war seit 1919 Leiter der Abteilungen ‚Volksschule‘ und ‚Freies Volksbildungswesen‘ im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und in dieser Funktion direkter Vorgesetzter Erdbergs.
35. Vgl. Hofmann, Grabstichel, S. 276ff.
36. Hofmann war 1937 nach dem Sturz des Leipziger Oberbürgermeister Goerdeler von seinen Ämtern suspendiert worden.

Anmerkungen zu Kapitel 2

1. Vgl. Kap. 1.2, Anm. 6.
2. Vgl. Kap. 1.2, Anm. 32.
3. Vgl. Kap. 1.2, Anm. 38.
4. Die in eckigen Klammern gesetzten Unterschriften weisen darauf hin, daß die entsprechenden – im WHA befindlichen – Briefe bzw. Briefkopien nicht unterschrieben wurden.
5. Zu Avenarius vgl. Kap. 1.1, Anm. 37.
6. Vgl. Kap. 1.2, Anm. 9.
7. Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung wurde 1901 zur Verbreitung der Werke hervorragender Dichter in Hamburg gegründet. Die Stiftung kaufte nicht nur große Kontingente entsprechender Werke zur verbilligten Abgabe an Volksbibliotheken, sondern war auch selbst verlegerisch tätig. Als Gründer und erster Generalsekretär der Stiftung gehörte Schultze – nach Meinung Erdbergs – nicht zu den neutralen Personen innerhalb der Scherl-Kampagne.
8. Vgl. Kap. 1.2, Anm. 42.
9. Vgl. Kap. 1.3, Anm. 8.
10. Vgl. Kap. 1.3, Anm. 2.
11. Vgl. E. Schultze: Freie öffentliche Bücherhallen, Volksbibliotheken und Lesehallen. Stettin 1900 und H.E. Greve: Das Problem der Bücher- und Lesehallen. Leipzig 1908.
12. Fritz Coerper, Assistent Erdbergs innerhalb der Zentralstelle, Geschäftsführer des Kartells freier Volksbildungsverbände und Generalsekretär der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, hatte in einer Kurzrezension in der „Concordia“ (16 [1909], S. 56) auf Hofmanns Aufsatz ‚Zur Reform des Volksbibliothekswesens‘ in den „Blättern für die gesamten Sozialwissenschaften“ hingewiesen.
13. Hofmann war auf Erdbergs Vorschlag, das Manuskript für den Artikel im „Volksbildungsarchiv“ zu verwenden, nicht eingegangen. Das Manuskript wurde dann unter dem Titel ‚Die Organisation der Freien öffentlichen Bibliothek Dresden-Plauen‘ in der „Concordia“ (16 [1909], S. 301-305 und 326-328) abgedruckt.
14. Vgl. 1.1, Anm. 37.
15. Zu Heidenhain vgl. Kap. 1.3, Anm. 15.
16. Vgl. Kap. 1.3, Anm. 44.
17. Die Literaturübersicht über das Volksbildungswesen wurde erst im 2. Heft (S. 457-492) abgedruckt.
18. Sowohl die Hofmannsche Besprechung über G. Hennig: Zehn Jahre Bibliothekarbeit. Leipzig 1908 als auch die Fritzsche über E. Schultze: Die Schundliteratur. Halle 1909 wurden im 1. Heft auf den Seiten 153-156 bzw. 157-158 abgedruckt.
19. Zu Ostwald und Rein vgl. Kap. 1.4, Anm. 7, zu Hartmann vgl. Kap. 1.1, Anm. 7.
20. Zu Waldeyer vgl. Kap. 1.1, Anm. 2.
21. Vgl. Kap. 1.1, Anm. 18 sowie Kap. 1.4, Anm. 10.

22. Vgl. Kap. 1.3, Anm. 6.
23. Vgl. H. Weicker: Staatsbürgerliche Erziehung. In: Volksbildungsarchiv 1 (1910), S. 497-509.
24. Vgl. Kap. 1.3, Anm. 11.
25. Das Treffen, bei dem es vor allem um Fragen der Ausbildung des volksbibliothekarischen Nachwuchses ging, fand erst am 11.9. in Dresden statt.
26. In seinem sehr persönlich gehaltenen Brief vom 28.8.1911 hatte Heidenhain Hofmann u.a. um Mitarbeit bei der Erstellung von Bücherverzeichnissen für die Bremer Bibliothek gebeten.
27. Vgl. Einleitung, Abschnitt 2.1.
28. Zur Familie Bienert vgl. Einleitung, Anm. 11. Die Familie Zanders hatte sich über die Richard-Zanders-Stiftung u.a. stark am Ausbau der Bücherei und Lesehalle in Bergisch-Gladbach beteiligt.
29. Am 15. Mai fand in Mainz der Bibliothekarstag statt, auf dem die letzte Fassung des Offenen Briefes der führenden deutschen Volksbibliothekare gegen Hofmann verabschiedet und gleichzeitig beschlossen wurde, einer von Hofmann und Erdberg für 1914 geplanten Tagung in Leipzig fernzubleiben.
30. Mit Erklärung meint Hofmann hier den Offenen Brief, der samt einer Erwiderung von ihm im Volksbildungsarchiv abgedruckt wurde. Vgl. dazu Einleitung, Anm. 23.
31. Vgl. ‚Chronik des Bibliothekwesens.‘ In: Volksbildungsarchiv 3 (1913), S. 607-648.
32. Vgl. Anm. 30.
33. Die erste, nicht veröffentlichte Version des offenen Briefes, die Hofmann in die Hände gespielt wurde, stammte von Jaeschke, die zweite und definitive Fassung von Heidenhain.
34. Zur Ladewig-Kritik Hofmanns vgl. Einleitung, Anm. 21.
35. Zu Karl Poelchau vgl. Kap. 1.3, Anm. 23.
36. In diesem Brief gab Hofmann eine Teilschuld an den Auseinandersetzungen zu und schlug vor, eine Form der Zusammenarbeit zu suchen, die der Bücherhallenbewegung – gerade auch im Hinblick auf die zukünftigen Erfordernisse der Nachkriegszeit – ein geschlossenes Auftreten in der Öffentlichkeit ermöglichen würde.
37. Es handelte sich um die Zeitschrift „Bildungspflege. Jahrbuch für die gesamten außerschulmäßigen Bildungsmittel“, deren erstes Heft im Oktober 1919 erschien. Sie wurde von Erwin Ackerknecht, dem Leiter des Stettiner Büchereiwesens und einem der wichtigsten Gegenspieler Hofmanns im Richtungsstreit, und Felix Plage, dem Stadtbibliothekar von Frankfurt/Oder, herausgegeben. Die Zeitschrift wurde 1920 mit den „Blättern für Volksbibliotheken“ fusioniert und unter dem neuen Titel „Bücherei und Bildungspflege“ veröffentlicht.
38. Vgl. dazu T. Süle: Bücherei und Ideologie. Köln 1972, S. 30.
39. Vgl. ‚Zur freien Volksbildungsarbeit.‘ In: Die neue Erziehung 1 (1919), S. 413-417.
40. Der Handelsschullehrer Franz Haack war seit 1906 nebenamtlicher, von 1914 bis 1920 hauptamtlicher Leiter der Kölner Volksbibliotheken. Er unterstützte die Hofmannschen Grundsätze der Bibliotheksgestaltung und war von 1914 bis 1920 auch Vorstandsvorsitzender der als Verein organisierten Zentralstelle. Haack gehörte zu den Organisatoren des Kölner

Volksbildungstages vom 1.-5.3.1920, auf dem Hofmann einen Vortrag über die volkstümliche Bücherei hielt.

41. Zur Zeitschrift „Die Arbeitsgemeinschaft“ vgl. Einleitung, Abschnitt 2.2.
42. In Essen fand vom 19.-31.1.1920 der dritte staatliche Kurs für Volkshochschullehrer statt, den das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung zur Ausbildung zukünftiger Volkshochschuldozenten veranstaltete.
43. Der Beitrag wurde noch im ersten Jahrgang der „Arbeitsgemeinschaft“ veröffentlicht (S. 304-316 und 349-360).
44. In Leipzig wurde zu dieser Zeit nach einer geeigneten Besetzung für das neugeschaffene Volksbildungsamt der Stadt gesucht. Obwohl sich auch Hofmann um dieses Amt beworben hatte, entschieden sich die Leipziger Stadtverordneten für Hermann Heller.
45. Eugen Sulz (1884-1965) gehörte zu den Gegenspielern Hofmanns im Richtungsstreit, da er mit einer liberalen Ausleihpolitik den Bildungsbedürfnissen aller Leser Rechnung tragen wollte. Durch seinen 1913 erschienenen Aufsatz ‚Die neue Richtung‘ gab er dem Richtungsstreit seinen Namen. Zu den Veröffentlichungen von Sulz vgl. auch Einleitung, Anm. 24.
46. Zu Werner Picht vgl. Kap. 1.1, Anm. 14.
47. Vgl. Kap. 1.2, Anm. 11.
48. Vgl. dazu auch Kap. 1.3, Anm. 57. Auf der Darmstädter Tagung verabredeten die Leipziger Zentralstelle (Hofmann), der Württembergische Verein zur Förderung der Volksbildung (Bäuerle) und die Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung und Jugendpflege in Hessen (Hassingier) die Gründung einer Einkaufsgenossenschaft, um über entsprechende Einkaufsrabatte und Dienstleistungen die finanzielle Notlage der Volksbüchereien lindern zu helfen.
49. Friedrich Siegmund-Schultze (1885-1969) gründete im Jahre 1911 im Arbeiterviertel Berlin-Ost die Soziale Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost, die als eines der wichtigsten Beispiele deutscher Settlementarbeit gilt.
50. Zum Fall Bultmann vgl. auch Kap. 1.4.
51. Fritz Kaphan war von 1923-1933 Leiter der Landesstelle für freies Volksbildungswesen im Sächsischen Ministerium für Volksbildung.
52. Wilhelm Flitner und Theodor Bäuerle gehörten zum engsten Freundes- und Mitarbeiterkreis Hofmanns und Erdbergs.
53. Vgl. Archiv für Erwachsenenbildung 2 (1925), S. 21-31.
54. Heinrich Becker, seit Oktober 1926 Mitarbeiter Hofmanns, wurde auf dessen Vorschlag am 1.1.1927 zum Geschäftsführer der Zentralstelle ernannt. Im Herbst 1929 wurde er dann Nachfolger Erdbergs im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.
55. Hans Hofmann war langjähriger Mitarbeiter Hofmanns, zweiter Geschäftsführer der Zentralstelle und seit 1927 Herausgeber der „Hefte für Büchereiwesen“.
56. Zu Anton und Emma Lampa vgl. Kap. 1.1, Anm. 10 und 11.
57. Zu Menzel vgl. Kap. 1.4, Anm. 3.

Anmerkungen zu Kapitel 3

1. R.v.Erdberg: An Walter Hofmann. In: Hefte für Büchereiwesen 13 (1929), S. 97-106.
2. Vgl. ‚Robert von Erdberg zum sechzigsten Geburtstag.‘ In: Hefte für Büchereiwesen 10 (1925/26), H.5, S. 185-189.
3. Vgl. ‚Die Verbreitung guten Lesestoffes.‘ In: Concordia 12 (1905), S. 305-307.
4. Vgl. ‚Die Verbreitung guten Lesestoffes.‘ In: Concordia 13 (1906), S. 35-37.
5. Vgl. ‚Die Organisation der Freien öffentlichen Bibliothek Dresden-Plauen. Grundsätzliches und Praktisches.‘ In: Concordia 16 (1909), S. 301-305 u. S. 326-328. Diese Version Erdbergs entspricht nicht der von Hofmann am Ende von Kap. 1.2. präsentierten.
6. Vgl. den Brief Erdbergs vom 6.4.1909.
7. Vgl. den Brief Hofmanns vom 8.4.1909.
8. W. Hofmann: Robert von Erdberg zum Gedächtnis. Å 3. April 1929. In: Hefte für Büchereiwesen 14 (1930), S. 97-98.
9. Erdberg hatte im Jahre 1921 den 23jährigen Adolf Reichwein zum Geschäftsführer des Ausschusses der deutschen Volksbildungsvereinigungen berufen.